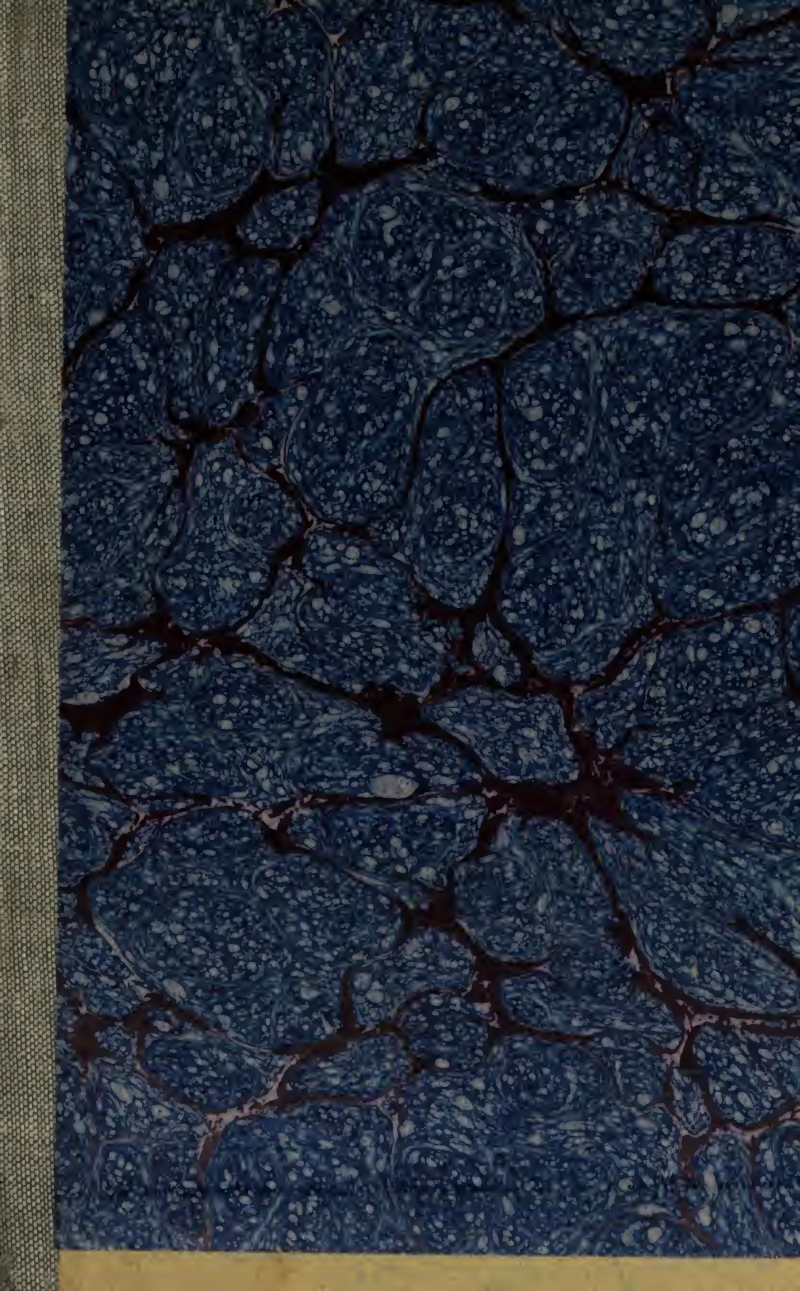






Heinrich von Kleist's

Leben und Briefe.



Heinrich Kleist.

Heinrich von Kleist's

Leben und Briefe.

Mit einem Anhange

herausgegeben

von

Eduard von Bülow.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hesser.
1848.

Vorwort.

Es waren von Heinrich von Kleists Leben bisher nur die Bruchstücke bekannt geworden, welche uns Ludwig Tieck in der Einleitung zu Kleists Schriften gegeben hat. Kleists Charakter ist jedoch all zu merkwürdig, als daß dieselben hätten für sein Studium genügen können.

Meine Liebe und Theilnahme für Kleist, als Mensch und Dichter, hatten mir auch schon lange das Bedürfniß an das Herz gelegt, nach den genaueren Umständen seines unglücklichen Lebens zu forschen. Ich war, nach und nach, so glücklich, von mehreren Seiten her dasjenige mitgetheilt zu erhalten, was ich hiermit dem

Publikum vorlege, nachdem es die Monatsblätter der Augsburger Allgemeinen Zeitung schon gegen Ende des Jahres 1846 im Auszuge abgedruckt hatten. Daß meine Nachrichten nicht noch vollständiger geworden sind, verschuldet leider! die Unerbittlichkeit, mit welcher sich die natürlichste und wichtigste Quelle, jeder Mittheilung an Fremde enthält.

Die Hauptquellen meiner Nachrichten waren zunächst der General-Lieutnant Rühle von Lilienstern und dessen Gemahlin, — Beide im vergangenen Jahre vom Tode ereilt, — welche mit dem Herrn von Pfuel, commandirendem Generale in Westphalen, zu Kleists vertrautesten Freunden gehört hatten. Dann die beiden verehrungswürdigen Frauen, deren die Briefe vorzugsweise gedenken und endlich, in Betreff der näheren Umstände vom Tode Kleists, Henriettens Familie.

Die Quellen Anderer Mittheilungen habe ich an Ort und Stelle selbst genannt; der Brief 1 wurde schon vor Jahren, aus einer sächsischen Stadt, Ludwig Tieck zugesandt.

Als ich diesem, meinem verehrten Freunde, meine

Arbeit vorlas, hatte ich die Freude, ihn erklären zu hören, daß er daraus zum erstenmal eine klare und vollständige Anschauung von Kleists Leben und Seelenzuständen erhalte.

Ich darf mir also vielleicht schmeicheln, den Zweck meiner Arbeit nicht ganz und gar verfehlt zu haben und will nur noch wegen der vorliegenden Briefe bemerken, daß ich keineswegs den ganzen mir zu Handen gekommenen Stoff, sondern blos das mir als wichtig Erscheinende mittheile, weil das jetzt Mode gewordene Verfahren, von ausgezeichneten Männern jeden unbedeutenden Zettel drucken zu lassen, meinem eigenen Wesen allzu fremd ist.

Wer steht gegenwärtig noch an, Kleist einen der edelsten und patriotischesten deutschen Dichter zu nennen!

Und dennoch sollte der Bedauernswerthe selbst, trotz dem nicht die geringste öffentliche Anerkennung erleben, daß die größten Geister der Nation, Göthe, Schiller, Tieck sein Talent hochschätzten und Wieland ihm gegenüber sogar erklärte, er werde, als dramatischer Dichter vollständig entwickelt, Göthe und Schiller hinter sich

lassend, in ganz Deutschland nicht seines Gleichen haben.

Das Schicksal hat Kleist diese vollständige Entwicklung nicht gegönnt und er mußte frühzeitig enden.

Kleists Talent kämpfte gegen die Krankhaftigkeit seiner Natur und die poetische Unzeit, in welche sein Wirken fiel, und war vom Schicksale nicht dazu bestimmt, Beiden zum Trotz aushaltend, seinen Charakter zu stählen.

Ja, es hat ihm nicht allein die Nichtanerkennung seines Talentes von Seiten des Vaterlandes, dessen Untergang und seine eignen äußeren Bedrängnisse Herz und Muth gebrochen. Es war von jeher, physisch und psychisch, ein tiefer Zwiespalt in seinem Leben, ein geheimnißvoller Fehler seines Organismus, dessen Grund stets verschleiert bleiben wird, und um dessetwillen die echte Menschlichkeit keinen einzigen Stein mehr auf seinen freiwilligen Tod werfen sollte.

In seinen Schriften stellt Kleists Talent diesen Zwiespalt und Krankheitsstoff anschaulich genug selbst dar. In der Darstellung seines Lebens bin ich bemüht

gewesen, ihn immer thatsächlicher ans Licht treten zu lassen.

Was schon Tieck angedeutet hat, Kleists wunderbare Lebensverwandtschaft mit Tasso, bewährt sich desto entschiedener, je tiefer man in das Innere dieses unglücklichen Geistes blicken lernt.

Es ist bekannt, daß Heinrich von Kleist noch kurz vor seinem Tode alle seine ungedruckten Papiere verbrannte.

Wie manche reife und edle Frucht seines Geistes mag damit für immer untergegangen sein! Sein Freund Rühle besaß zwar manche derselben in Doppelmanuskripten; während seiner Abwesenheit in den Freiheitskriegen verschwanden sie jedoch aus seiner Wohnung in Berlin, um, wahrscheinlich zufolge eines Mißverständnisses, ebenfalls verbrannt zu werden. Eine schwache Hoffnung, welche ich früher hegte, von anderer Seite her Kleistsche Dichterreliquien mitgetheilt zu erhalten, ist mir nicht in Erfüllung gegangen, und es steht dahin, ob es der edlen Besitzerin je gefallen werde, sie zu veröffentlichen.

Die schon von Tieck besprochenen zerstreuten, politischen Blätter Kleists aus dem Jahre 1809 habe ich ebenfalls durchgesehen und des Druckes meist unwerth befunden. Es erhellt daraus, daß Kleist damals in Prag eine Zeitschrift herausgeben und damit die naive Absicht verfolgen wollte, von Oestreich aus eine Wiedergeburt Deutschlands anzubahnen. Nur einen dieser Aufsätze: Was gilt es in diesem Kriege? theile ich im Anhange als Probe mit, wie edel überspannt Kleist damals die Politik handzuhaben gedachte. Er scheint zu einer Art Programm oder Einleitung der Zeitung bestimmt gewesen zu sein.

Der Anhang bringt auch einige schöne Verse, welche Kleist, echt dramatisch in der Sprache, schon früh für Wilhelmine gedichtet hatte. Sie sind bereits 1830 in einem Musenalmanache abgedruckt worden.

Das Duodrama fand sich im Nachlasse Henriettens unter Kleistschen Papieren vor und wurde dereinst, von Kleist angeordnet, gelegentlich bei ihr aufgeführt. Dafür, daß es von Kleist sei, habe ich kein anderes Zeugniß als das der höheren Kritik, nach

welcher Ludwig Tieck und ich es ihm zuschreiben zu müssen glauben. Vielleicht stimmen uns manche Kenner darin bei. Andere, die dies nicht thun, wollen es immerhin überschlagen.

Indem ich diese Zeilen schreibe, kommt mir auch noch ein Exemplar der in Kleists Leben erwähnten, so selten gewordenen „Berliner Abendblätter“ zu. Dieselben erschienen nur vom 1. October bis Ende Dezember 1810 und erloschen dann plötzlich, wohl zumeist wegen Uneinigkeit der Redaktion mit dem Verleger. Kleist hatte sich zuerst als Redakteur nicht genannt; trat später jedoch mit seinem Namen hervor. Er redigirte das Blatt ziemlich ungeschickt und wußte ihm nicht das mindeste öffentliche Interesse einzuhauchen. Es enthält nur unbedeutende, gelegentliche Aufsätze und Bemerkungen, Anekdoten, oberflächliche Theateranzeigen u. s. w., nebst polizeilichen Mittheilungen, die hierher in der That wie die Faust auf das Auge paßten. Achim von Arnim, Fouqué und andere namhafte Autoren arbeiteten zwar mit; scheinen das Journal aber jedes irgend bedeutenderen Wortes für unwerth erach-

tet zu haben! Kleist schrieb für die Abendblätter die beiden kleinen Erzählungen: das Bettelweib von Locarno und die heilige Cäcilie. Außerdem fand ich darin von ihm noch einen Aufsatz: Ueber das Marionettentheater, den er mit H. v. K. unterschrieben hat, und Eine Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege, welche ich beide für merkwürdig genug hielt, um sie hier, im Anhange, neu abdrucken zu lassen. Die letztere ist zwar ohne alle Bezeichnung des Verfassers; wer aber Kleists Erzählungen aufmerksam gelesen hat, wird keinen Augenblick anstehen, ihn in ihrem Stile wieder zu erkennen.

Ich habe nicht gehört, daß Kleist mehreremale in seinem Leben portraitirt worden sei. Einen Schattenriß von ihm, der sehr ähnlich gewesen sein soll, hatte seine Freundin, Frau Lohse, geborne von Schlieben angefertigt.

Das von dem alten Krüger im Jahre 1801 gemalte Miniaturbild dürfte also wohl das einzige sein, welches von Kleist überblieben. Kleist schenkte es damals seiner

ehemaligen Braut und bespricht die Mängel des Bildes im Briefe 9.

Nach dem Erlöschen seines Verhältnisses zu Wilhelminen erhielt er es zurück und hinterließ es im Jahre 1802, in seiner Krankheit, in Thun. Dort fand es später eine treue Freundin glücklicherweise wieder und löste es ein. Der hohe Werth, welchen sie darauf legt, bezeugt seine Aehnlichkeit.

Es ist mir hier gestattet, eine Nachbildung desselben, als Titelblatt, den Freunden des Dichters zu widmen.

Zum Schlusse dieser Zeilen für dieselben die Nachricht, daß ich gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Buches meinen lange gehegten Wunsch ausführe und Kleist, mit einigen anderen Verehrern seiner Muse, einen Denkstein setzen lasse.

Derselbe ist ein unbehauener Granitwürfel, mit Kleists Namen, Geburts- und Todestag und steht neben der Eiche an seinem Grabe.

Nach der alten märkischen Landessitte waren die beiden Gräber früherhin mit Föhrenzweigen bedeckt, zu

denen jeder Vorübergehende aus Pietät einen neuen legte.

In diesem Augenblicke kommt mir auch noch die unverbürgte Nachricht zu, man habe nach Kleists Tode neben seinem und Henriettens Leichnam ein Exemplar von Novalis Schriften vorgefunden, in welchem die Hymnen an die Nacht, als ihre unmittelbare Lektüre vor der That, aufgeschlagen gewesen seien.

Eduard von Bülow.

I.

Heinrich von Kleist's Leben.

Heinrich von Kleist wurde am 10. October 1776 in Frankfurt a. O. geboren, wo sein Vater beim Regimente Herzog Leopold von Braunschweig in Garnison stand. Kleist's elterliches Haus, in dem er zuerst das Licht der Welt erblickte, liegt neben der Superintendentur, an der Oberkirche und war bis noch vor kurzer Zeit im Besitze seiner Familie. Es gehört gegenwärtig dem seitherigen Pachter desselben, dem Gastgeber des Hôtel de Prusse, dessen Schild es schon längere Zeit trug.

Kleist's Jugendjahre sollen ihm im Kreise seiner Geschwister heiter und gut vergangen sein. Die freundliche Umgegend Frankfurts wirkte auch wohl belebend auf sein Gemüth.

Erwäge ich, was noch außerdem auf seinen jungen Geist gegenständlichen Eindruck machen konnte, so war es zuversichtlich der stete und so nahe Anblick der Oberkirche, in ihrer alterthümlichen, nicht unschönen, aber unharmonischen, halb zerstörten Gestalt.

Vielleicht erweckte auch unmerklich der Ruhm Ewald's von Kleist, welcher in Frankfurt begraben liegt, mit der Freude an ihrem gemeinsamen Namen, sein erstes Ehrgefühl, und ich will dabei nur gelegentlich an das preußische Sprüchwort erinnern, welches die vornehmsten Familien der alten Provinzen mit Eigenschaftswörtern bezeichnet, und: „Alle Kleist's Dichter“ nennt.

Der offene Kirchhof unter den Linden war dem Kleistschen Hause nah, und unser Dichter konnte also beinahe täglich das Denkmal sehen, welches die Freimaurer dem Sänger des Frühlings mit der Inschrift gesetzt haben:

> Für Friedrich kämpfend sank er nieder,
> So wünschte es sein Heldengeist,
> Unsterblich groß durch seine Lieder,
> Der Menschenfreund, der Weise, Kleist.

Seine erste Erziehung erhielt Kleist in Gemeinschaft mit einem Vetter, durch einen Hauslehrer, einen jungen Mann, der in Frankfurt in den Achtzigerjahren studirt, und während der Zeit die Bekanntschaft und das Vertrauen der Kleist'schen Familie gewonnen hatte. Derselbe genoß die Liebe und Achtung seiner Zöglinge in hohem Grade und widmete sich wiederum mit Eifer und lebhaftem Antheile der Erfüllung seiner Lehrerpflichten. Er schilderte Kleist als einen nicht zu dämpfenden Feuergeist, der der Exaltation, selbst bei Geringfügigkeiten, anheimfiel, und wenn auch unstät genug, so doch jedesmal, wo es auf Bereicherung seiner Kenntnisse ankam, mit bewunderungswürdiger Auffassungsgabe ausgerüstet, von Liebe und warmem

Trieb zum Wissen beseelt war; zugleich der offenste, fleißigste und anspruchloseste Kopf von der Welt!

Kleist's Mitschüler und Vetter war dagegen ein stiller, gemüthlicher, eher zum Tiefsinn geneigter Mensch, der dem genialen Heinrich zwar nicht an Lust und Liebe zum Lernen oder an ausdauerndem Fleiße nachstand, von der Natur aber in geistiger Hinsicht stiefmütterlich behandelt worden war, und, so viele Mühe er sich auch gab, nur schwer zu fassen vermochte, derweil Kleist spielend leicht lernte und immer eifrigst dazu antrieb, mit den Gegenständen des Unterrichts vorzuschreiten. Der Lehrer mußte sich aus diesen Gründen des Erstern immer mehr als des Letztern annehmen und dessen Eifer zügeln und enthielt sich auch aller noch so verdienten Lobsprüche Kleist's, wiewohl in einer Weise, welche seine Eitelkeit nicht verletzen oder seine Lernbegierde schwächen konnte, indem er viel eher des Vetters gutgemeintes erfolgloseres Streben in Kleist's Gegenwart anerkannte.

Die ungewöhnlichen Fortschritte, welche Kleist machte, die täglichen Beweise ausgezeichneter Geistesfähigkeiten gaben freilich der Schwermuth seines sich überaus unglücklich fühlenden und schon fast mit sich zerfallenden Mitschülers immer neue Nahrung und er warf sich nach beendigten Lehrstunden, oft bitterlich darüber weinend und schluchzend, an die Brust des Lehrers.

Warum hat doch gerade mich die Natur so karg behandelt, klagte er, der ich es mir so angelegen sein lasse zu lernen, warum wird nur mir Alles so schwer; während dem Vetter Heinrich das Schwierigste leicht fällt?

Der Lehrer that zwar unablässig alles Mögliche, den Unmuth des geliebten Zöglings zu verscheuchen, und ließ es nicht an Zuspruch, Rath und Anerkennung fehlen; seine Schwermuth schlug aber immer tiefere Wurzeln in sein Gemüth und gab ihm auch später einen freiwilligen Tod, nachdem ihm, als Zögling der Militärakademie und als Offizier, das Glück nie hold gewesen war.

Es sollen Kleist und sein Vetter, die sich persönlich niemals wiedersahen, in der Folge einmal schriftlich die Abrede getroffen haben, beide eines freiwilligen Todes zu sterben.

In seinem elften Jahre verließ Kleist das Haus seiner Eltern, die wohl auch um diese Zeit gestorben sein müssen, und ward dem Prediger Catel in Berlin zu seiner weitern Ausbildung anvertraut.

Von jetzt, also vom Jahre 1787 fehlen mir alle Nachrichten über sein äußeres und inneres Leben und ich finde ihn erst im Jahre 1795 wieder, wo er, nach der Rangliste von 1796, als vierter Fähndrich in das Regiment Garde zu Fuß in Potsdam eingetreten war, um dabei den Rheinfeldzug mitzumachen. Er stellte sich in diesem Verhältnisse als ein eleganter, lebensfrischer, junger Mann dar, und zeichnete sich besonders durch ein nicht unbedeutendes, wiewohl ganz unausgebildetes Talent zur Musik aus. Ohne Noten zu kennen, komponirte er Tänze, sang augenblicklich Alles nach was er hörte, spielte in einer von Offiziers zusammengesetzten Musikbande die Klarinette und zog sich, der Musik zu Liebe, sogar einmal Arrest wegen einer Vernachlässigung im Dienste zu.

Er schrieb zu Ende seines ersten Dienstjahres einer

zärtlich geliebten Freundin die, seine damalige Stimmung bezeichnenden, folgenden Worte in ihr Stammbuch:

„Geschöpfe, die den Werth ihres Daseins empfinden, die ins Vergangene froh zurückblicken, das Gegenwärtige genießen, und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht entdecken; Menschen, die sich mit allgemeiner Freundschaft lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird, die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen, — o wie selig sind sie!"

Ein abenteuerlicher Zug aus Kleist's Leben mag vielleicht in eben diese Jugendzeit zu setzen sein. Es ward nemlich eines Tags auf dem Gute eines Verwandten zwischen ihm, einer Schwester und zwei Freunden die Frage aufgeworfen: wie lange man wohl, ohne einen Groschen Geld zu besitzen, in der Welt fortkommen könne, und die vier Menschen beschlossen, den thatsächlichen Versuch zu machen. Sie zogen, als arme Leute verkleidet, jeder mit einem Instrumente versehen, und keinen Groschen Geld in der Tasche, zur Stunde aus und, ich weiß nicht ob acht oder vierzehn Tage lang, im Lande umher, indem sie ihr Leben wirklich nur mit Musiziren in Dorfschenken und Bauerhöfen fristeten.

Sein erstes Herzensverhältniß zu einem jungen adlichen Fräulein fällt in diese Periode und daß dasselbe plötzlich wieder rückgängig ward, führte ihn in der Krise seines Schmerzes darüber, wohl zum erstenmale tiefer in sein Inneres.

Kleist vernachlässigte fortan sein Aeußeres, zog sich von

Menschen zurück, und begann sich ernstlich mit der philosophischen Wissenschaft zu beschäftigen.

Dieses Studium zog ihm zwar den Unwillen seines Chefs, des Generals von Rüchel zu; als jedoch Kleist im Jahre 1798 seinen Abschied forderte, suchte ihn Rüchel, dem es schmeichelte, unter seinen Befehlen gebildete Offiziere zu haben, selbst beim Soldatenstande festzuhalten. Dessenungeachtet setzte es Kleist durch, seinen Abschied noch in diesem Jahre als Seconde-Leutnant zu erlangen, und begab sich, nachdem er sich unter der Leitung des Conrectors Bauer zu Potsdam zur Universität vorbereitet hatte, um zu studiren nach Frankfurt a. O., wo seine Schwestern wohnten, und sein Bruder in Garnison stand.

Ueber den damaligen Zustand seiner Seele und die Gründe, mit welchen er den Wechsel seines Standes vor sich selbst rechtfertigte, gibt der den 18. März 1799 von Potsdam aus an seinen ehemaligen Hauslehrer, der damals als Geistlicher angestellt war, geschriebene Brief 1. den vollständigsten Aufschluß. Er enthält eine Uebersicht seiner zukünftigen Studien und es geht daraus hervor, daß es eigentlich nur das Bedürfniß nach höherer Ausbildung, das dunkle Bewußtsein seiner edleren Bestimmung war, was ihn zu dem wichtigen Schritte drängte. Der ältere Freund, den Kleist wiederholt schriftlich und mündlich über die wichtigsten Angelegenheiten seines damaligen Lebens berieth, suchte ihn zwar auf alle Weise von seinem Standeswechsel abzubringen. Er verwirklichte seinen neuen Lebensplan aber dennoch mit männlicher Entschlossenheit und Charakterstärke, selbst ohne das bestimmte Vorwissen seines Vormunds oder

seiner Familie. Es war kein anderer Mensch als seine Schwester Ulrike, die ihm von den Seinigen von Jugend an die Nächste gewesen zu sein scheint, ganz in sein Vorhaben eingeweiht.

Kleist gesteht in dem Briefe, daß er, so lange er gedient habe, immer mehr Student als Soldat gewesen sei, und gibt seinen Widerwillen gegen den Soldatenstand auf das entschiedenste zu erkennen; die Spitzfindigkeiten, mit denen er ein vermeintes Disharmoniren der Menschen- und Standespflichten des Soldaten darthun will, zeigen jedoch, wie früh er die schneidend einseitige Verstandesrichtung gewonnen hatte, die uns später in seinen reifsten Geisteswerken stört. Der anscheinende Zufall einer mathematischen Lehrstunde, welche ihn die Mängel seiner Selbstbildung erkennen ließ, entwickelte den lange gehegten Keim seines Entschlusses rasch zur That.

Als eines Abends jener Geistliche ein Conzert in Frankfurt a. O. verläßt, fühlt er sich plötzlich hinterrücks einen traulichen Schlag auf die Schulter gegeben. Er erschrickt, sieht sich um, und gewahrt den in einen weiten Reitermantel gehüllten Kleist, welcher ihm in größter Aufregung mittheilt, wie er nun endlich seinen Abschied erhalten habe und in Frankfurt studiren wolle. Er war, den Abschied in der Tasche, im Fluge von Berlin dahergeritten, hatte den ehemaligen Lehrer in seiner Behausung vergebens aufgesucht, um ihn von seinem Glück in Kenntniß zu setzen, und verschwand, nachdem er ihn im Conzert gefunden, wieder eben so hastig, als er gekommen war.

Das neue Leben Kleist's in Frankfurt a. O. dürfte wohl

die allerglücklichsten Stunden enthalten haben, die ihm der Himmel bestimmt hatte. Er studirte fleißig Philosophie und alte Sprachen, und lebte in heiterer Geselligkeit mit seinen Freunden und Geschwistern, welche letztere, mit ihm zusammen, ihr elterliches Haus bewohnten. Dem wunderlichen Hauswesen, das sie darinnen führten, stand eine alte liebreiche Tante rüstig vor und es beseelte in dem kleinen Kreise jung und alt der beste Geist. Der neue Tag fing es wieder an, wo es der vorige gelassen hatte, und es wollte vom Morgen bis zum Abend des Scherzes und der Lust kein Ende werden. Der neue Ankömmling ging nicht allein auf alles was die Anderen angegeben hatten, ein, sondern wußte das gesellige Vergnügen immer noch wesentlich zu erhöhen, oder den begonnenen Scherz witziger und pikanter auszuführen.

So kindisch ausgelassen er auch sein konnte, war Kleist freilich eben so oft still, ernst und zerstreut. Ebenso glühend hingerissen von allem Großen und Schönen, als durch alles Gemeine und Niedrige empört. Es konnte ihn der geringste Verstoß gegen die Sittlichkeit, ein Blick, eine Miene außer Fassung bringen.

Es währte nicht lange, so hatte Kleist's Erscheinung in dem Familienkreise, zu dem auch die Töchter eines ganz nahebei wohnenden Generals gehörten, dessen Gestalt vollkommen umgewandelt. Als gute Preußen der damaligen Zeit sprachen namentlich die Damen ein sehr schlechtes Deutsch. Dies stellte ihnen Kleist als eine Schande vor und ertheilte ihnen Unterricht in ihrer Muttersprache. Sie mußten ihm insgesammt, nach aufgegebenen Thematen, Auf-

säze machen, und er war sehr erfreut, wenn sich eines mit Ehren aus der Sache zog.

Er sorgte für die Lektüre der jungen Mädchen, brachte ihnen die besten Dichter, las ihnen vor und ließ sich ihre Bildung eifrigst angelegen sein.

Als er nachmals den Gedanken gefaßt hatte, Professor zu werden, hielt er ihnen sogar ein Kollegium über die Kulturgeschichte, zu welchem er sich ein ordentliches Katheder hatte bauen lassen. Er betrieb dies Geschäft mit solchem Ernste, daß, als einmal eine seiner Zuhörerinnen auf einen vorüberkommenden Zug aufmerksamer als auf ihn war, er plötzlich sehr erzürnt abbrach, und seine Vorlesungen auf lange Zeit einstellte, um sich nur erst nach vielen Bitten und mit vieler Mühe zu ihrer Fortsetzung überreden zu lassen.

Kleist ging neben diesen ernsteren Beschäftigungen, nicht minder auf die Spiele der jungen Mädchen ein und als sich deren Neigung dereinst Sprüchwörtern zugewendet hatte, richtete er nicht nur mehrere zum Aufführen ein, sondern schrieb auch ganz besonders einige für sie, die er ihnen sorgfältigst einstudirte und mit denen er ebenso wie mit seinen Neujahrs- und Gelegenheitsgedichten vielen Beifall erwarb.

Kleist's außerordentliche Zerstreutheit ward seinen Freunden oft ein Gegenstand des Spottes, und er lachte, sobald er geneckt ward, häufig selbst darüber mit. Er mochte in seine Studien noch so sehr vertieft sein, sobald sein jüngerer Bruder eine Melodie zu singen anhub, und in der Mitte abbrach, sang Kleist sie ohne Zweifel weiter. Als er eines

Tages aus dem Collegium kam, wollte er nur seinen Rock zu Hause wechseln; zog sich jedoch in Gedanken bis auf das Hemde aus, und war eben im Begriffe zu Bett zu steigen, als sein Bruder dazukam, und ihn durch ein lautes Gelächter aus dem Traume weckte.

Nach einer Mittheilung Fouqués hatte ihn derselbe zuweilen mit vieler Lebendigkeit eine Begebenheit zu erzählen anfangen, plötzlich mitten darin verstummen und still dasitzen sehen, als ob er allein im Zimmer gewesen wäre. An sein Schweigen erinnert, hatte er zwar mit über sich selbst gelacht und wieder zu erzählen angefangen, war aber nicht selten zum andernmale in denselben Fehler verfallen.

Wen Kleist einmal als seinen Freund erkannt hatte, den liebte er mit unbegrenzter Hingebung und so mußte es, in diesen Studienjahren, den fürchterlichsten Eindruck auf ihn machen, als einer seiner nächsten Freunde es vergebens versucht hatte, sich durch einen Pistolenschuß das Leben zu nehmen und mit entstelltem Gesichte vorgefunden worden war. Er hatte bei dieser Gelegenheit mit einem anderen Freunde ein sehr merkwürdiges Gespräch über den Selbstmord und schrieb dem Unglücklichen einen schönen, herzergreifenden, wie es leider scheint verloren gegangenen Brief über das Sündhafte einer solchen feigen That. In Bezug darauf theilte ein dritter Freund Kleist's ihm im Jahr 1804 eine Aeußerung des Dr. Gall mit: daß wer einmal diese Geistesrichtung habe, derartige Versuche in der Regel wiederholen müsse.

Von Kleists Frankfurter Universitätsstudien wollen

Manche, die ihn damals gekannt hatten, behaupten, er habe nicht genug Vorkenntnisse dazu gehabt, sei zu genial in seiner Art zu arbeiten gewesen, und habe durch ein Uebernehmen seiner Kräfte befürchten lassen, er werde seine Begriffe eher verwirren als berichtigen.

Es ist bereits bekannt, daß sich Kleist um diese Zeit mit einem jungen Mädchen aus einer sehr angesehenen Familie verlobt hatte, die durch das Schicksal später wieder von ihm getrennt und einer anderen Verbindung zugeführt worden war.

Dieses Verhältniß hatte natürlich einen wesentlichen Einfluß auf sein Leben ausgeübt, und es mußten also auch Kleists Briefe an seine Braut für die Geschichte seines Innern theilweise wichtig sein. Ein halbes Jahrhundert, welches darüber hingegangen ist, hat die zartesten Bedenken gegen die Veröffentlichung gehoben und so wurden sie mir auf meine Bitte mitgetheilt. Ich lege sie hierbei dem Publikum vor, und beziehe mich in dieser Lebensskizze gelegentlich auf die charakteristischeren Stellen.

Kleist hatte bei seiner Verlobung die Grille als Grundsatz gelten gemacht, daß die Eltern nichts davon zu wissen brauchten, wenn zwei Liebende sich für einander bestimmt hätten, und erklärte, daß, sobald erst über ein solches Verhältniß gesprochen werde, oder Oheims und Basen sich hineinmischten, es für ihn allen Reiz verlöre. Eine geistvolle Schwester seiner Braut, die jederzeit sein besonderes Vertrauen besessen und verdient hat, und die er seine goldne Schwester zu nennen pflegte, war deshalb eine geraume Weile die einzige Mitwisserin des Geheimnisses der Lieben-

den; da es den jungen Mädchen aber auf die Dauer allzu peinlich ward, es ihren Eltern verborgen zu halten, mußte es ihnen Kleist am Ende selbst sagen.

Kleists leidenschaftliche Liebe verlangte von seiner Braut zuletzt, daß sie nichts freuen sollte, als was sich auf ihn bezog, und es verging selten ein Tag, an dem er nicht über Mangel an Liebe gegen sie zu klagen hatte. Wiewohl er Haus an Haus mit ihr wohnte, und sie täglich sah, schrieb er ihr beinahe täglich die leidenschaftlichsten Briefe.

Er hatte mittlerweile seinen Studienplan geändert, und die Diplomatie zu seinem künftigen Lebensberufe gewählt, indem er sich schmeichelte, binnen kurzem einen Gesandtschaftsposten zu erlangen. Die Eltern seiner Braut hielten zwar dafür, daß er mit seinen Hoffnungen etwas zu voreilig sei, wollten ihm aber in seinem Plane nicht geradezu entgegen sein. Die Verlobung des Paares blieb dabei in sofern ein öffentliches Geheimniß, als es aller Welt bekannt war, ohne daß man eben davon sprechen durfte.

Ein vertrautes Freundschaftsverhältniß hatte sich in diesen Jahre zwischen Kleist und Herrn von Brokes angeknüpft, der später nach Meklenburg ging, und von dessen Charakter Kleist im sechsten Briefe eine sehr edle Schilderung entwirft.

Ich habe von anderer Seite nichts Weiteres über Brockes oder Brokes, wie er sich zuweilen der Aussprache nach selbst schrieb, in Erfahrung gebracht, als was Herr von Varnhagen so gütig ist, mir in den folgenden Worten mitzutheilen. „Dieser Herr von Brockes war in vielen deutschen Lebenskreisen eine bedeutende und vertraute Erschei-

nung, ein edler gebildeter Mann voll hohen Ernstes der Seele und von großer Zartheit des Gemüths, in seiner Anspruchlosigkeit und Stille wirkte er stark auf seine Freunde, und Männer und Frauen hingen mit Leidenschaft an ihm. Sein Name ist nirgends in die Literatur oder sonst in die Oeffentlichkeit durchgebrochen; aber er verdient um so mehr festgehalten zu werden, da vielleicht noch künftig Denkmale seiner vielfach eingreifenden Persönlichkeit an das Licht treten." — Auch der Graf zur Lippe, von welchem Varnhagens Denkwürdigkeiten sprechen, gehörte in dieser Zeit zu Kleists vertrauterem Umgange.

Im Sommer 1800 verließ der Dichter Frankfurt a. O. um nach Berlin zu gehen. Er wollte hier nicht nur seine Studien fortsetzen, sondern auch seine künftige Anstellung im Staatsdienste vorbereiten. Er lernte jetzt in Berlin zuerst seinen Freund von Pfuel kennen, und beschäftigte sich zunächst mit dem Studium Kants, welches ihn oft sehr angriff. Im Herbste dieses Jahres bewog ihn ein unbekannter Anlaß einige Wochen in Würzburg zu verleben, und er schrieb von hinnen die Briefe 2. und 4. an seine Braut. Es ist bemerkenswerth, wie sich die Mittheilungen fast aller Briefe an dieselbe auf Lehren und Rathschläge zu ihrer Bildung beschränken, und also wohl einige Zweifel an der Tiefe einer so doktrinären Liebe erwecken dürften. Der Brief 2. enthält daneben Aeußerungen über Religion, welche mit den neuesten geistlichen Bewegungen Deutschlands gewissermaßen in voraussichtlichem Zusammenhange stehen.

Kleist kehrte von Würzburg nach Berlin zu seinen Studien zurück, und wurde hier, nach L. Tiecks Angabe,

noch in diesem Jahre im Departement des Ministers Struensee angestellt. In Widerspruch zu dieser Nachricht stellt sich jedoch sein eigener Brief 4., im November 1800 aus Berlin an seine Braut geschrieben, in welchem er ihr mit Gründen auseinandersetzt, warum er kein Staatsamt annehmen könne.

Des Dichters ganze Sehnsucht stand gegenwärtig nur nach Liebe und nach der Bildung zu einem nützlichen Staatsbürger. Er wollte ausschließlich den Wissenschaften leben, und that seiner Braut auch schon ernstliche Vorschläge zu ihrer baldigen Verheirathung. Er wollte mit ihr, zu Verbesserung ihres Unterhaltes nach dem südlichen Frankreich odr der französischen Schweiz gehen, um in der deutschen Sprache Unterricht zu ertheilen, die französische nebenbei zu erlernen, und, zu seinem demnächstigen Lebenszwecke, die kantische Philosophie nach Frankreich zu verpflanzen.

Seines Dichtertalentes war sich Kleist um diese Zeit noch nicht bewußt geworden und vielleicht kündigte es sich nur erst durch die stete Unruhe an, die sich seiner bemächtigt hatte.

L. Tieck sagt über diese Zustände seines Gemüths in der Einleitung zu Kleists Schriften die folgenden bedeutungsvollen, wahren und schönen Worte, die zwar mit Recht die Nebenwege zur Bildung dem allgemeinen Hochwege nachstellen, jedoch auch nicht dem widersprechen, was Kleist's eigenes Beispiel glänzend genug bewiesen hat, daß das wahre Talent zuweilen auch ein Richtweg zum wahren Ziele führt.

„Da sich Kleist früher zum Soldaten bestimmt hatte, so war seine Erziehung nicht die eines künftigen Gelehrten

gewesen, und es war daher natürlich, daß er jetzt, im dreiundzwanzigsten Jahre, viele der Studirenden an Erfahrung, Ausbildung und entwickelten Gedanken übersah, wie er in den nöthigen Vorkenntnissen hinter den meisten zurückblieb."

„Dies verstimmte ihn oft, da er die Hemmung fühlte, und sein heftiger Geist nur gar zu gern alles übersprang, was ihn von irgend einem Ziele zurückhielt. So heiter, kindisch und ausgelassen er sein konnte, so ernst und verschlossen war er wieder in anderen Stunden; wie sehr er oft mit sich zufrieden war, und sich seiner Fortschritte freute, so haderte er auch nicht selten mit sich selber, hielt sich für unbrauchbar und unfähig, und wollte immer mit Gewalt und in kurzer Zeit, mit Trotz, das erzwingen, was nur Geduld, Ausdauer und Resignation auch dem ausgezeichneten Geiste gewähren können."

„Derjenige, dem es in dieser Seelenruhe zum Bedürfniß wird, sich immerdar gegen andere mit seinen Kräften und diese selbst wieder an einander zu messen und zu wägen, wird bald alles Maaß verlieren." — — — —

„Es ist natürlich, daß die meisten Autodidakten dasjenige, was sie auf ihre eigenthümliche, zufällige und heftige Weise erlernen, viel zu hoch anschlagen, es ist ebenso begreiflich, daß sie in anderen Stunden, wenn ihnen Wissen und Lernen nicht diese ruhige Genügsamkeit gibt, die unsere Seele gelinde erweitert und unvermerkt bereichert, dann alles Wissen, Denken und Lernen, alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit tief verachten, und einen geträumten und unmöglichen Naturzustand höher stellen, als alle Kultur, ja,

ihn für den wahrsten und glücklichsten halten. In dieser unglücklichen Stimmung befand sich damals unser Freund, und er wurde nicht ruhiger, sondern nur noch aufgeregter, als er die Kant'sche Philosophie kennen lernte, der er sich einige Zeit mit dem größten Eifer ergab. Ob sie ihm angeeignet, ob er reif für sie war, und vorbereitet genug, das sind Fragen, die sich nur schwer beantworten lassen. Seit Kant sahen wir Schüler der sich ablösenden Systeme, die eben als Schüler immer auf das Wort des letzten Meisters schwören, und in der Regel auf lange für Wissenschaft und Kunst, sowie für die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens Sinn und Verständniß verlieren. Selten daß Einer, was doch die wahre Aufgabe dieses Studiums ist, seinen Geist wahrhaft erwacht fühlt, und selbst denken lernt. Es ist so bequem:

Daß ihr nur Einen hört
und auf des Meisters Worte schwört:
Im Ganzen haltet euch an Worte, u. s. w."

„Hat der Schüler sich das Leben, Geschichte, Wissenschaft und Alles um ihn her recht verdeckt, geht er mit seiner Binde, die ihn nur wenig Raum sehen läßt, recht gerade aus, so kann er um so sicherer Alles beurtheilen, verwerfen und verlachen, was seinem sogenannten Systeme nicht anpaßt. Alle Menschen sollen denken lernen, aber nicht alle sind zu Philosophen berufen."

„Auch Kleist wurde auf diesem Wege stolzer und anmaßender, ohne in seinem Innern sicherer zu werden. Jetzt schien es ihm Pflicht, sich ganz frei zu machen, und nur der höchsten Wissenschaft zu leben. Es dünkte ihn nun er-

niedrigend, ein Staatsbürger zu sein, der durch jedes Amt, in seinem heiligsten Beruf, sich auszubilden, nur gehindert werden könne. Auch sei es dem edlen Menschen ungeziemend, so schwärmte er, für den Staat irgend zu wirken, wozu er nicht selbst seine Einwilligung gegeben habe, und sich zum blinden Werkzeuge gebrauchen zu lassen. So löste eine Verwirrung die andere ab."

„Seine Unruhe und die leidenschaftliche Beängstigung wurden so groß, daß sein heftigster Wunsch war, nur um jeden Preis seine jetzige Lage zu verändern, erfolge auch, was da wolle."

Nach dem Briefe 7. brach etwa im März 1801 die innere Unruhe, welche so lange in Kleist gegoren hatte, zu der Ueberzeugung aus: daß in der Wissenschaft keine Wahrheit zu finden sei, und warf seine Verzweiflung darüber dieselbe also ganz von sich.

Es veranlaßte ihn diese Krisis seines Innern einen Aufsatz: „die Geschichte meiner Seele" zu schreiben, welcher, wie so viele andere seiner Schriften verloren gegangen zu sein scheint; nach dem Urtheile seiner Freunde aber sehr bedeutend gewesen sein soll.

Das Leben in Berlin ekelte Kleist immer mehr an und machte seinen Zustand auf eine Zeitlang so trostlos, daß er am Ende nur noch in dem Gedanken einer Reise nach Paris Rettung ersah. Den Brief an seine Braut, worin er sie um ihre Einwilligung dazu ersuchte, schloß er mit der Erklärung, er kehre zurück, sobald er wisse, was er thun solle, und wisse zuversichtlich, es müsse aus diesem innern Kampfe etwas Gutes hervorgehen.

Tieck hält für möglich, daß die Regierung Kleist zu dieser Reise unterstützte, von der er sich selbst vorspiegelte, in Paris Naturwissenschaft und insbesondere Chemie studiren zu wollen, um die erworbenen Kenntnisse später für den Staat zu nutzen; meint aber, daß dies auf keinen Fall bedeutend gewesen sein könne, da Kleist dabei bekanntlich fast sein ganzes kleines Vermögen zusetzte.

Es ergibt sich aus dem Briefe 9, daß ihm das Unternehmen schon gereute, noch ehe es begann, und an wie schwachen Fäden seine Ausführung überhaupt hing.

Kleists Hauptbedenken dagegen war, daß er nicht allein reisen konnte, weil er seiner Schwester schon lange vorher das Versprechen gegeben hatte, sie auf einer etwaigen Reise in das Ausland mit sich zu nehmen. So nahe sich beide Geschwister auch in jeder Hinsicht standen, empfand er doch, daß ihre Gesellschaft ihm bei dem gegenwärtigen Zustande seiner Seele ein Hemmniß war, und es ängstigte ihn nicht weniger die Stimme seines Gewissens, das ihm sagte, er werde in Paris keineswegs so studiren, wie er den Leuten, zu Beschönigung seiner abenteuerlichen Reise, vorgespiegelt hatte.

Er trat dieselbe in Begleitung seiner Schwester im April 1801 an, und fuhr, nach der ausführlichen Schilderung seiner Briefe 11. bis 15., mit eigenem Geschirr über Dresden, Leipzig, Göttingen, Halberstadt, Mainz und Cöln.

In Leipzig lernte er Platner, in Göttingen Blumenbach, in Halberstadt Gleim kennen.

Als er bei Koblenz mit dem Postschiffe zur Nachtzeit über den Rhein fuhr, brachte ihn ein plötzlicher Sturm

in große Lebensgefahr, und schrieb er darauf, die Scene schildernd, den merkwürdigen Brief 15. aus Paris.

Während der ersten Wochen seines dasigen Aufenthaltes scheint Kleist in der finstersten Stimmung gelebt zu haben.

Er war zwar einigen ausgezeichneten französischen Gelehrten bekannt geworden; zog sich jedoch, wie es schien, bald wieder von allem wissenschaftlichen Umgange zurück und betrachtete den Zweck seines seitherigen Lebens als eine Art von Wahnsinn. Ja, er mußte sich dabei selbst mit verachten, indem er fühlte, er sei nicht für die Wissenschaft geboren, die er in solcher Stimmung nothwendigerweise verkannte, und doch noch nicht den lichten Punkt in seiner Seele auffand, der ihn bald nachher in eine andere ihm gemäße Lebensgegend leiten sollte.

Nach seinem Briefe 16. scheint er im Monat August desselben Jahres wieder einige Ruhe in sich gefunden zu haben, und gibt sich, in aller noch übrigen Verworrenheit kaum sichtbar, der erste Keim des Entschlusses zu erkennen, der ihn denn doch, man denke davon wie man wolle, mittelbar zum Dichter machte. Der nächstfolgende Brief 17. bestätigt seinen erwachten Ueberdruß am Städteleben, und verkündet geradezu seine Sehnsucht nach der Natur und — Poesie.

Jener wunderbare Brief 18, vom 10. October, spricht es endlich aus, daß er sich nichts weniger als die Wissenschaft, sondern nur ein unfruchtbares Vielwissen und Viellernen zu verachten unterfing, und seine zuvor unbestimmte Sehnsucht gibt sich als das unabweisliche Bedürfniß zu er-

kennen, etwas Gutes zu thun, oder, mit einem anderen Worte, geistig zu produciren. Das Wie vermag dem Dichter erst in der Folge sein Talent zu sagen. Jetzt kommt es nur darauf an, unter der Hand der Ruhe und Einsamkeit seine Natur von dem Kinde des Geistes zu entbinden.

Um sich in sein Allerinnerstes vertiefen zu können, muß er die Welt und Gemeinschaft der Menschen fliehen, und da er doch nicht zugleich seine Braut verlassen kann, vereinigen sich die beiden Bedürfnisse in ihm zu dem Entschlusse, ein Bauer oder Landmann zu werden. Er spricht dasselbe der Geliebten aus, indem er sie auffordert, solch bescheidenes Loos mit ihm zu theilen, und, an der Hand der Liebe, zu den einfachsten Verhältnissen der Natur zurückzukehren. Ein glänzenderes Geschick, erklärte er ihr, gestatteten ihm seine beschränkten Vermögensumstände so wenig wie seine Lebensgrundsätze, ihr anzubieten; als Landmann in der Schweiz, wo er ein Haus und einen Acker kaufen und bestellen wolle, sei er aber wohl im Stande, sich und sie, mit dem was sie besäßen, zu erhalten.

Er redet ihr nicht zu, seine Wünsche zu erfüllen, stellt ihr das Leben, welches sie zusammen führen würden, von keiner lockenden poetischen Seite dar; sondern sagt ihr vielmehr, mit kurzen, dürren Worten, was sie alles, sobald sie ihm folge, aufzuopfern habe, und überläßt es ihr allein, sich auszumalen, mit welchem Glück sie seine Liebe dafür entschädigen könne.

Man ist in unserer conventionellen Welt unter sich übereingekommen, einen Lebensplan wie diesen Kleist'schen mit dem Spottnamen eines abenteuerlichen, überspannten,

jugendlich unreifen zu belegen. Nichts destoweniger führen unzählige gebildete Ansiedler in überseeischen Weltgegenden ein Landleben, wie es Kleist im Sinne hatte, zu ihrem Glücke und ihrer Zufriedenheit. Es vermissen unter ähnlichen Umständen eben so wenig viele Europäer das städtische Wesen, als sie etwa, wie man zu sagen pflegt, verbauern, oder in geistigen Schlaf verfallen. Dem sei, wie ihm wolle. Es fragt sich hier nicht, ob Kleist ein solches Naturleben auf die Dauer ertragen und fortzuführen gewünscht; es handelt sich nur darum, was geschehen wäre, wenn er es begonnen hätte. Wenn seine Geliebte ihm die Hand dazu gereicht, wenn er also innere Ruhe und eine äußere Heimath gefunden, wenn sich sein Talent ebenso, wie es wirklich geschah, auch in seinem Glücke ausgeprägt hätte?

Die wahrscheinlichste Antwort auf alle diese Fragen lautet: er würde damit jedenfalls ungefährdet über die entsetzliche Krisis hinausgekommen sein, die seinem Leben ein Ende setzte, und kein so tragisches Schicksal gehabt haben. Ja, gesetzt auch, er hätte sich als Schweizer Bauer auf die Länge der Zeit nicht zufrieden gefühlt, und städtischen Umgang mit den Menschen nicht entbehren können, so würde er doch als Familienhaupt besonnener und ruhiger gehandelt haben, durch das Gefühl seiner Pflicht vor Gewaltthätigkeiten an sich bewahrt worden sein, und den Seinen jedes geringere oder größere Opfer seiner Wünsche gebracht haben.

Es war nicht des Himmels Wille, daß es so kommen sollte. Seine Braut war anders als er es sich eingebildet hatte, und that also vollkommen Recht an sich und ihm,

einen so heroischen Entschluß, als er ihr zugemuthet hatte, nicht zu fassen. Sie würde ihn unter den bestehenden Umständen nicht haben glücklich machen können. Sie entdeckte Kleists wunderlichen Lebensplan ihren Eltern, die darüber ein sehr ungünstiges Urtheil fällten, und that ihm dies, als Antwort auf seine letzten Briefe 18. und 19. so schonend als sie es im Stande war, zu wissen.

Die Folge dieses Schrittes war, daß Kleist fünf Monate ganz und gar gegen sie schwieg und ihr zuletzt nur noch einen kurzen Brief schrieb, in welchem er sich bitter über ihre Kälte beklagte und hinzufügte, daß er nun allerdings zu der Einsicht gekommen sei, sie habe ihn nie geliebt, und werde ihn nie lieben. Auf diese Art war das Verhältniß zwischen beiden abgebrochen.

Ueber Kleists Pariser Aufenthalt weiß ich nichts weiteres zu sagen, als daß er, wenn ich recht gehört habe, bei Laplace wohnte, und seine Schwester in männlicher Kleidung bei ihm war. Seltsamerweise soll in Paris kein anderer Mensch als der blinde Flötenspieler Dülon ihr weibliches Geschlecht unter der fremden Tracht erkannt und sie unversehens mit Madame angeredet haben.

Kleist hatte mit ihr in der letzten Zeit seines Pariser Aufenthaltes viele Kämpfe wegen seines neuen Lebensplanes zu bestehen, den sie durchaus gemißbilligt haben soll und mochte vielleicht schon nahe daran gewesen sein, in aller Stille von ihr nach der Schweiz zu entfliehen. Da ihnen aber inzwischen ihr deutscher Bedienter davon gegangen war und Kleist seine Schwester nicht ohne allen Schutz in der Fremde verlassen konnte, entschloß er sich, sie bis nach

Frankfurt zurückzugeleiten und begab sich von dannen Anfangs 1801 nach Bern.

Noch in dem Augenblicke seiner Abreise von Paris ereignete sich mit Kleist ein sehr komischer Auftritt. Er hatte nämlich zu der Reise ein paar neue Pferde gekauft, die er, da er ohne Diener war, selbst aus dem Stalle ziehen und anschirren mußte. Er wußte nur um solche Geschäfte nicht im mindesten Bescheid und quälte sich damit so lange in vergeblichen Anstrengungen ab, bis sich ein großer Haufen Volks lachend und spottend um ihn versammelte, und sich zuletzt ein Schneider seiner Verlegenheit erbarmte, der seinen Wagen anspannte und ihn eine Strecke weit begleitete.

Den Winter 1801—1802 verlebte Kleist in Bern, und den Sommer darauf an den Ufern des Thuner Sees, wo er sich in einem kleinen Landgute mit seinem Freunde, dem Kupferstecher Lohse, der später in Italien gestorben ist, eingemiethet hatte. Zu seinem näheren Umgange in der Schweiz gehörte zunächst Heinrich Zschokke, der junge Wieland und der junge Geßner. Heinrich Zschokkes Selbstschau enthält über ihn die nachstehenden Mittheilungen:

„Unter zahlreichen lieben Bekannten, deren Umgang den Winter mir verschönte, befanden sich zwei junge Männer meines Alters, denen ich mich am liebsten hingab. Sie athmeten fast einzig für die Kunst des Schönen, für Poesie, Literatur und schriftstellerische Glorie. Der eine von ihnen, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und sarkastischen Witz, den ein Mienenspiel begleitete, welches auch Milzsüchtige zum Lachen getrieben hätte.

Verwandter fühlt ich mich dem Andern wegen seines gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich von Kleist. Beide gewahrten in mir einen wahren Hyperboräer, der von der neuesten poetischen Schule Deutschlands kein Wort wußte. Göthe hieß ihr Abgott; nach ihm standen Schlegel und Tieck am höchsten, von denen ich bisher kaum mehr als den Namen kannte. Sie machten es mir zur Todsünde, als ich ehrlich bekannte, daß ich Göthes Kunstgewandtheit und Talentgröße mit Bewunderung anstaunen, aber Schillern mehr denn bewundern, daß ich ihn lieben müsse, weil sein Sang, naturwahr aus der Tiefe deutschen Gemüths, begeisternd ans Herz der Hörer, nicht nur ans kunstrichtende Ohr schlage. Wieland wollte sogar den Sänger des Oberon, seinen Vater, nicht mehr Dichter heißen. Das gab unter uns manchen ergötzlichen Streit. Zuweilen theilten wir uns auch freigebig von eigenen poetischen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckischen Glossen und Witzspielen den ergiebigsten Stoff lieferte.

Als uns Kleist eines Tages sein Trauerspiel, die Familie Schroffenstein vorlas, ward im letzten Akt das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft wie auch des Dichters so stürmisch und endlos, daß bis zu seiner letzten Mordszene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde.

Wir vereinten uns auch, wie Virgils Hirten, zum poetischen Wettkampf. In meinem Zimmer hing ein französischer Kupferstich: la cruche cassée In den Figuren desselben glaubten wir ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem Majolikakruge und einen groß=

nasigen Richter zu erkennen. Für Wieland sollte die Aufgabe zu einer Satyre, für Kleist zu einem Lustspiele, für mich zu einer Erzählung werden.

Kleists „zerbrochener Krug" hat den Preis davongetragen. — — —

In einem seiner Briefe von Thun, bald nach unserer Trennung geschrieben, sagte Kleist unter anderem:

Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernstlich gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht:

> Ich komme, ich weiß nicht von wo?
> Ich bin, ich weiß nicht was?
> Ich fahre, ich weiß nicht wohin?
> Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe. Und das thue ich oft und weit, denn die Natur hat hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet, und das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, die Künstlerin bei der Arbeit eingeschlummert zu sein scheint. Jetzt zwar sieht auch hier noch, unter den Schneeflocken, die Natur wie eine achtzigjährige Frau aus; aber man sieht ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mag. — Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr, denn außer den Güterverkäufern kenne

ich nur wenige, etwa den Hauptmann von Mülinnen und seinen Hofmeister, angesehene Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei; bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa höchstens in die, deren Stirn nur den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Sees stehe." —

An mich selbst ist der gefeierte Autor so freundlich zu schreiben:

„Kleist war eine der schönen Erscheinungen im Leben für mich, die man ihres Selbstes willen liebt und nie zu lieben aufhört. In seinem Wesen schien mir, selbst während der fröhlichen Stimmung seines Gemüthes, ein heimliches inneres Leiden zu wohnen. Eben das zog mich an ihn; fast mehr als sein talentreicher Geist und sittlicher edler Sinn. Er verlieh seinem Umgang die eigenthümliche Anmuth. Ich nahm den leisen Zug von Schwermuth für ein Nachweh in der Erinnerung an trübe Vergangenheiten, welches junge Männer von Bildung in solchem Lebensalter oft zu ergreifen pflegt, woran ich selber gelitten hatte: — Zweifeln und Verzweifeln an den höchsten Geistesgütern. Die Stelle in einem seiner Briefe, welche ich in meiner Selbstschau mitgetheilt habe, besonders der Vers und Kleists Wohlgefallen daran schien meinen stillen Argwohn zu bestätigen. Vielleicht irrte ich dennoch." —

Die oben angeführten Worte aus Kleists Brief an Zschokke widerlegen das von mehreren Seiten aufgekommene Gerücht von einem Liebesverständnisse, das er bei Thun mit einem Schweizermädchen gehabt habe, die ihm wegen eines französischen Offiziers später untreu geworden sei, oder

geben doch das Bedenken an die Hand, wie man mit einem Dichter wegen seiner Theilnahme an Schönheit oder Reiz nicht allzustreng abrechnen dürfe.

Aus Zschokkes übrigen Mittheilungen ergibt sich, daß die Idee zu dem Lustspiele „der zerbrochene Krug“ in der Schweiz gefaßt und die Ausarbeitung vielleicht begonnen wurde. Vollendet wurde diese Arbeit, so viel ich weiß, erst später; an das Trauerspiel: die Familie Schroffenstein, dagegen auch in der Schweiz die letzte Hand gelegt. Nur daß Kleist den fünften Akt blos in Prosa geschrieben und die Herausgeber Wieland und Geßner ihn in Verse gebracht haben sollen. Es heißt auch, daß derselbe Wieland Kleist bewogen habe, das Stück nochmals umzuschreiben und die erst in Spanien vorgehende Handlung nach der Schweiz zu verlegen.

Also verdankte Kleist diesem Schweizeraufenthalte darin, daß er ihn zum Dichter machte, das höchste Ergebniß seines Lebens, wenn gleich bald darauf sein schon lange gewaltsam angeregtes Gemüth ihn auf das Krankenlager warf. Seine treue Schwester kam in dieser Zeit abermals zu ihm, und begleitete ihn, nach seiner Genesung, im Herbste des Jahres 1802, nach Deutschland zurück.

Kleist ging zuerst nach Jena, wo er von Schiller gut empfangen ward, und gleich darauf nach Weimar zu Göthe, der ihm zwar sehr freundlich begegnete, in der Folge jedoch seinen zerbrochenen Krug so unpassend in mehrere Acte getheilt aufführen ließ, daß er jede Wirkung des Stückes, wie sie auf andern Bühnen stattfand, selbst vernichtete.

Es mag überhaupt an dieser Stelle nicht unpassend

sein, die verschiedenen öffentlichen Aeußerungen Göthe's über Kleist zusammmenzustellen.

„Mir erregte Kleist, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, nur Schauder und Abschen, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig bleibt, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein."

„Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur Schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört, das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin, wie es sich denn in dieser stationären Prozeßform auf das wunderbarste manifestirt hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen, und eine Handlung vor unsern Augen und Sinnen sich entfalten lassen wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein. — — — —

„Ueber Amphitryon habe ich Manches mit Herrn von Genz gesprochen, aber es ist durchaus schwer, genau das

rechte Wort zu finden. Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Contorsion zusammenbringt, so gibt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt."

„Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwiespalt der Sinne mit der Ueberzeugung. Wie im miles gloriosus, daß ein Mädchen zwei Personen vorstellt, so stellen hier zwei Personen eine dar. Es ist das Motiv der Menächmen, nur mit dem Bewußtsein des einen Theils. Moliere läßt den Unterschied zwischen Gemahl und Liebhaber vortreten, welches also eigentlich nur der Gegenstand des Geistes, des Witzes und zarter Weltbemerkung ist. Wie es Falk genommen, wäre nachzusehen. Der gegenwärtige Dichter Kleist geht bei den Hauptpersonen auf die Verwirrung des Gefühls hinaus. Höchstwahrscheinlich ist bei den Alten keine Hauptscene zwischen Jupiter und Alkmene vorgekommen, sondern die Hauptmotive fielen zwischen die beiden Sosias und Amphitryon. Die Situation zwischen Amphitryon und Alkmene enthält eigentlich auch kein dramatisches Motiv."

„Das Stück enthält nichts Geringeres als die Deutung der Fabel ins Christliche, in die Ueberschattung der

Maria vom heiligen Geiste. So ist's in der Scene zwischen Zeus und Alkmene. Das Ende aber ist klatrig. Der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß ihm Zeus diese Ehre angethan hat. Sonst ist die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grausam."

Im Januar 1803 begab sich Kleist auf neun bis zehn Wochen nach Osmanstädt zu Wieland, der ihn ganz als Mitglied seiner Familie behandelte, und an dessen Tochter Kleist auch innigeren Antheil genommen haben soll. Der nachfolgende Brief Wielands, welcher 1824 im dritten Hefte der Zeitschrift „Orpheus" von Dr. Weichselbaumer, abgedruckt war, gibt über diese Zeit umständlichen Bericht:

„Weimar, 10. April 1804."

„Der Inhalt der Zuschrift vom 3. d. M. womit ich mich von Ihnen beehrt finde, hat mich nicht wenig gerührt und betrübt. Es ist nun beinahe ein Jahr, seit ich von Herrn von Kleist keine Nachricht habe, und ob ich gleich nicht sonderliche Ursache hatte, viel Besseres zu hoffen, so hätte ich mir doch auch nicht einbilden können, daß ich, nachdem ich diese Zeit her immer auf Antwort auf meinen vor ungefähr dreiviertel Jahr nach Leipzig an ihn geschriebenen Brief gewartet hatte, durch die dritte Hand so traurige Nachrichten von seinen Umständen erhalten würde.

Meine Bekanntschaft mit diesem Herrn von Kleist ist

die Frucht eines freundschaftlichen Verhältnisses, welches sich im Jahre 1801, ni fallor, zwischen ihm und meinem ältesten Sohne Ludwig, der jetzt in Wien ist, in der Schweiz, wo Beide sich damals aufhielten, entsponnen hatte. Schon damals schrieb mir mein Sohn von ihm als einem außerordentlichen Genie, der sich mit aller seiner Kraft auf die dramatische Kunst geworfen habe, und von welchem etwas viel Größeres, als bisher in Deutschland gesehen worden, in diesem Fache zu erwarten sei. Im Herbst des Jahres 1802 verließen beide die Schweiz und Kleist fand Gelegenheit, meinem Sohne einen sehr wesentlichen Dienst zu leisten. Sie reisten eine Zeitlang mit einander, trennten sich sodann und Kleist ging sodann nach Jena, mein Sohn aber zu mir nach Osmanstädt, zwei Stunden von Weimar, wo ich damals noch auf einem Gute wohnte, welches ich aber wieder zu verkaufen entschlossen war, und auch wenige Monate darauf einen Käufer dazu fand, dem ich es acht Tage nach Ostern 1803 einräumte.

Kleist zog nach einem kurzen Aufenthalte in Jena nach Weimar, miethete sich ein Quartier, so gut es in der Eile zu haben war, und besuchte mich ein oder zweimal auf meinem Gut. Es ging mir mit ihm wie Ihnen. Wiewohl mir nichts mehr zuwider und peinlich ist als ein überspannter Kopf, so konnte ich doch seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. So oft dies, in meinem ganzen Leben, bei einer neuen Bekanntschaft, die ich machte, der Fall war, entrainirte mich meine natürliche Offenheit und Bonhomie weiter als die Klugheit einem kaltblütigen Menschen erlauben würde. Desto zurückhaltender hingegen war

Herr von Kleist und etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affektation halten konnte, hielt mich in den zwei ersten Monaten unserer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war, und vermuthlich alles nähere Verhältniß zwischen uns abgeschnitten hätte, wenn ich nicht durch meinen Sohn erfahren hätte, daß Kleist sich in seinem Quartier zu Weimar so schlecht befinde, daß er eine Einladung, die übrige Zeit, die er sich noch in unserer Gegend aufzuhalten gedächte, bei mir in Osmanstädt zu wohnen, mit Dank annehmen würde. Sogleich erging diese Einladung an ihn er nahm sie an, bezog an einem der ersten Tage des Januars ein Zimmer in meinem Hause und war von dieser Zeit an neun oder zehn Wochen, mein Commensal auf eben dem Fuß, als ob er zu meiner Familie gehörte. Alles was Sie mir von seinem Benehmen in Ihrem Hause erzählen, ist auch die Geschichte der Rolle, die er bei mir spielte.

Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn, wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurück blieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte,

und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderm Gegenstande beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehen, daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nöthigte ihn, mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerspiel arbeite, aber ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei, es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Szenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Ich gab mir nun alle ersinnliche Mühe ihn zu bewegen, sein Stück nach dem Plan, den er sich entworfen hatte, auszuarbeiten und fertig zu machen, so gut es gerathen wollte und es mir sodann mitzutheilen, damit ich ihm meine Meinung davon sagen könnte; oder wenn er das nicht wollte, es nur wenigstens für sich selbst zu vollenden, um es dann desto besser zu übersehen, das Nöthige zu ändern, kurz alles gehörig auszutheilen um es zur Vollkommenheit bringen zu können. Sed surdo narrabam fabulam. Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten, nur eine einzige Szene von diesem fatalen Werk seines Verhängnisses zu sehen zu bekommen, erschien eines Tags zufälliger Weise an einem Nachmittage die glückliche Stunde, wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Szenen und mehrere Morceaux aus andern aus dem Gedächtnisse vorzudeklamiren. Ich gestehe Ihnen, daß ich erstaunt war, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn

ich Sie versichere: Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeares sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein, was Kleists Tod Guiskard's des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Göthe noch nicht ausgefüllt worden ist; und Sie stellen sich leicht vor, wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen. Er schien zwar damals über die Wirkung, die er auf mich gethan hatte, ungemein erfreut, und versprach alles Gute; aber dabei blieb es auch, und, um ihn nicht zu quälen, fand ich nöthig, ihm während der Zeit, daß er mein Hausgenosse war, so wenig wie möglich von seinem Werk zu sprechen. Gegen die Mitte des Märzes trennten wir uns endlich wieder, er verweilte noch mehrere Tage in Weimar, ging dann nach Leipzig und Dresden, und schrieb mir nach Verlauf einiger Monate ein kleines Briefchen, worin er mir einen über Weimar reisenden Freund empfahl; ließ aber seit dieser Zeit nichts weiter von sich hören. Auch klagt mein Sohn zu Wien, daß er seit ihrer letzten Trennung nichts mehr von ihm wisse. Da mir so eben zufälligerweise das Concept meines dem Herrn von Kleist nach Dresden oder Leipzig in Antwort auf sein besagtes Briefchen geschriebenen Briefes unter meinen Papieren in die Hände fällt, so sei mir erlaubt, die sein Drama betreffende Stelle abzuschreiben.

„Sie schreiben mir, lieber Kleist, der Druck mannig-

faltiger Familienverhältnisse habe die Vollendung Ihres Werkes unmöglich gemacht. Schwerlich hätten Sie mir einen Unfall ankündigen können, der mich schmerzlicher betrübt hätte. Zum Glück läßt mich die positive Versicherung des Herrn von W., daß Sie seither mit Eifer daran gearbeitet, hoffen und glauben, daß nur ein mißmüthiger Augenblick Sie in die Verstimmung habe setzen können, für möglich zu halten, daß irgend ein Hinderniß von außen Ihnen die Vollendung eines Meisterwerks, wozu Sie einen so allmächtigen innern Beruf fühlen, unmöglich machen könne. Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich. Sie müssen Ihren Guiskard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Alles auf Sie drückte u. s. w." Ich glaubte ihm durch diesen Eifer, womit ich ihn zur Vollendung seines Werkes bestürmte, den größten Dienst zu thun, wie traurig wäre es für mich, wenn es nur dazu gedient hätte, ihn in das Schicksal, das ihn zu verschlingen droht, vollends hineinzustoßen! — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich nun alle diese Umstände, seinen auf Selbstgefühl gegründeten, aber von seinem Schicksal gewaltsam niedergedrückten Stolz, die Exzentrität der ganzen Laufbahn, worin er sich, seitdem er aus der militärischen Carriere ausgetreten, hin und her bewegt hat, seine fürchterliche Ueberspannung, sein fruchtloses Streben nach einem unerreichbaren Zauberbild von Vollkommenheit in seinem bereits zur fixen Idee gewordenen Guiskard, mit seiner zerrütteten geschwächten Gesundheit und mit den Mißverhältnissen, worin er mit seiner Familie zu stehen scheint, zu-

sammen combinire, so erschrecke ich vor den Gedanken, die sich mir aufdrängen und fühle mich beinahe genöthigt zu glauben, es sei sein guter Genius, der ihm den Einfall, sich in Coblenz zu einem Tischler zu verdingen, eingegeben. Gewiß ist, in meinen Augen wenigstens, daß das Projekt, welches Ihnen Ihre so edelmüthig theilnehmende Zuneigung zu diesem liebenswürdigen Unglücklichen eingegeben, ihn in einem Büreau, bei Ihrem Freunde M. unterzubringen, allein schon aus der Ursache von unbeliebigem Erfolg sein würde, weil diese Art von Beschäftigung und Abhängigkeit ihm in kurzer Zeit ganz unerträglich fallen würde u. s. w." —

Dieser merkwürdige Brief F. M. Wielands bezeugt zu seiner Ehre, mit welchem kritischen Scharfblicke er vor den meisten selbst bedeutenderen Zeitgenossen das hohe Talent des Dichters noch in seinem Keime zu würdigen verstand. Die Vermuthung, daß Kleist mit seiner Familie in Mißverhältnissen gelebt, ist eine irrige, da dieß wohl nur vorübergehend mit einem einzelnen Mitgliede derselben gewesen sein konnte.

Von Weimar begab sich Kleist im Jahr 1804 nach Dresden, um an seinem liebsten Trauerspiele, Robert Guiskard, weiter zu dichten, dessen Bruchstücke Wieland so sehr entzückt, und das er in seinem Unmuthe bereits zweimal vernichtet hatte. Hier traf er auch mit seinem Freunde von Pfuel zusammen, und soll ihm Kleist eines Abends, als Pfuel Zweifel an seinem komischen Talent geäußert, die drei ersten Scenen des schon in der Schweiz begonnenen Lustspiels: der zerbrochene Krug, diktirt haben.

Kleist war zu dieser Zeit ein Hausfreund der Familie

von Schlieben, in welcher eine Tochter mit seinem Freunde Lohse verlobt war, dessen Gattin sie in der Folge wurde. Als sie nun in ihrem Brautstande eine lange Zeit keine Briefe von Lohse erhalten hatte und darüber ganz tiefsinnig geworden war, sagte sie eines Tags zu Kleist, der neben ihr auf dem Sofa saß und auf der Guitarre klimperte: Wenn der Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt. Sie haben Recht, versetzte Kleist: es ist das Beste, was Sie thun können, und wenn Sie Ihren Verstand je wiederfinden, nehme ich eine Pistole und schieße Sie und mich todt. Ich kann Ihnen schon den Gefallen thun. Diese Worte machten einen so tiefen Eindruck auf das Mädchen, daß sie danach ihre Besinnung wieder fand, und von ihrer Melancholie genas.

Gegen ein anderes Mitglied dieser Familie sagte er einmal von sich aus: In mir ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit.

Von Dresden aus unternahm Kleist noch in diesem Sommer mit Pfuel, dessen fester ausgezeichneter Charakter auf sein Leben wie auf den Fortschritt seiner Bildung einen bedeutenden Einfluß gehabt zu haben scheint, eine abermalige Reise nach der Schweiz. Den Entschluß dazu scheint er ebenso unversehens gefaßt zu haben, wie er beinahe immer in seinem Leben zu handeln pflegte, denn er hatte noch wenige Tage vor seiner Abreise die Absicht, zu seinen Schwestern auf das Land zu ziehen. Erst den Tag vorher erschien er plötzlich mit der Erklärung in der eben erwähnten Familie von Schlieben: er gehe mit Pfuel nach der

Schweiz und nach Mailand, zu dem alleinigen Zwecke, seinen Freund Lohse dort zu besuchen.

Beide Freunde gingen meist zu Fuß, und lebten in Bern und Thun, an welchen Orten zu Zeiten der Ruhe an Robert Guiskard gearbeitet ward. Sie kamen nach Mailand, wo Kleist unbegreiflicherweise Lohse gar nicht besuchte und begaben sich endlich durch das Waadtland, über Genf und Lyon nach Paris.

Schon auf dem Wege dahin soll, nach L. Tiecks Nachrichten, die krankhafte Seelenstimmung des Dichters noch schärfer und drohender als früher hervorgetreten sein und sich in Paris bis zu dem Grade gesteigert haben, daß sich die beiden Freunde ganz entzweiten.

Ein Streit über Sein und Nichtsein führte die Katastrophe herbei. Kleist rannte im Zorne hinweg, blieb lange aus und fand, als er endlich heimkehrte, ein Billet von Pfuel vor, aus dem hervorging, daß er unterdeß ausgezogen war, und ihn in der Wohnung allein gelassen hatte.

In seiner darüber entstandenen Verzweiflung an sich und der Welt, verbrannte Kleist alle seine Papiere, und vernichtete die Tragödie zum drittenmale, welche er mit so besonderer Vorliebe ausgearbeitet hatte. Es ist möglich, daß darunter auch die beiden Dramen: Peter der Einsiedler und Leopold von Oestreich waren, die er jetzt in Paris, in Shakespearschem Style geschrieben haben soll, und von denen mir Herr von Rühle, aus der Erinnerung, einen Theil des Plans erzählte. Tieck sagt dagegen nur: Kleist habe 1804 in Dresden eine Tragödie über den Fall Leopolds von Oest-

reich schreiben wollen, aber nicht geschrieben. Einige Hefte: „Fragmente" mit allerlei Betrachtungen und Gedanken, welche Frau von Müller eine Zeitlang von seiner Hand besaß, sind wohl später verloren gegangen.

Also zerstört, verließ der Dichter Paris ohne Paß und begab sich zu Fuße auf den Weg nach Boulogne sur mer. Als er eine Strecke weit gegangen war, begegnete er einem Haufen Conscribirter, und gab sich vergebene Mühe, für einen derselben als gemeiner Soldat einzutreten.

Zu seinem Glücke traf er noch kurz vor Boulogne mit einem ihm bekannten Chirurgien-Major zusammen, auf dessen verwunderte Frage, was er da zu thun habe? er ihm erzählte, er laufe ohne Paß herum. Der Franzose schilderte ihm mit Entsetzen, welche Lebensgefahr er untergehe, indem in Boulogne noch unlängst unter ähnlichen Verhältnissen ein preußischer Edelmann als vermeinter russischer Spion erschossen worden sei, und nahm ihn unter seinem Schutze, als seinen Bedienten, mit nach der Stadt.

Von hier aus bat Kleist den Gesandten Luchesini sogleich um einen Paß, den er nach vier Tagen, unmittelbar nach Potsdam ausgestellt, erhielt, und sah er sich also genöthigt, nach dem Vaterlande heimzukehren.

Nach Tiecks Vorrede wäre er zuerst auf kurze Zeit wieder nach Paris gegangen und hätte sich nur weil er seinen Freund Pfuel dort nicht mehr angetroffen, von der Sehnsucht nach dem Vaterlande dahin zurückziehen lassen. In Paris hatte nach seiner Flucht sein Freund gefürchtet, Kleist habe sich in die Seine gestürzt, und ihn bereits unter den in der Morgue ausgestellten Leichnamen gesucht.

Auf dem Heimwege befiel Kleist in Mainz eine tödtliche Krankheit, von welcher ihn Hofrath Wedekind erst nach sechs Monaten wiederherstellte und blieb er inzwischen allen seinen Freunden entschwunden.

Er soll in dieser Zeit die Bekanntschaft der Günderode gemacht und mit der Tochter eines Predigers bei Wiesbaden ein zartes Verhältniß gehabt haben. Aus Wielands obigem Briefe geht hervor, daß er damals in Coblenz den seltsamen Einfall gehabt hat, sich bei einem Tischlermeister zu verdingen, und es war mir diese Nachricht auch bereits auf anderem Wege zugekommen.

Genesen, reiste Kleist endlich nach Potsdam weiter und erschien dort eines Abends unvermuthet vor dem Bette seines Freundes Pfuel.

Sowie seine Ankunft in der Heimath verlautete, eilte seine Schwester zu ihm, die all sein Unglück seiner poetischen Richtung zuschrieb, und ihn fortan auf's ernstlichste davor zu bewahren suchte, daß er keine Verse weiter mache. Sie vermittelte auch mit andern Freunden, daß er durch Massenbach dem Minister Altenstein empfohlen ward, welcher ihm bei der Finanzverwaltung von Anspach eine Anstellung in Aussicht stellte.

Im Jahre 1804 hielt sich Kleist eine Zeitlang in Berlin auf, und wurde hier durch seinen Freund Brockes mit Varnhagen von Ense bekannt. So freundschaftlich er auch mit diesem umging, verhehlte er ihm doch sorgfältig, daß er mit der „Familie Schroffenstein" schon öffentlich als Dichter aufgetreten war.

In Varnhagens Stammbuch schrieb Kleist den 11. Aug.

1804: „Jünglinge lieben in einander das Höchste der Menschheit, denn sie lieben in sich die ganze Ausbildung ihrer Naturen schon um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die sich eben entfernen. Wir aber wollen einander gut bleiben.“

Varnhagen sagt in seinen Denkwürdigkeiten von Kleist, daß er damals noch nicht den Genius und die Kraft verrathen habe, die ihn später berühmt gemacht.

Den Wünschen der Seinigen nachgebend, widmete jetzt Kleist seine ganze Zeit dem Studium der Kameralwissenschaft, um sich zu der genannten Anstellung vorzubereiten, und wurde in Folge dessen, wahrscheinlich im Winter 1804 bis 1805, als Diätar nach Königsberg in Preußen geschickt.

Wie lange er sich hier in der That ernstlich dem Staatsdienste gewidmet und der Poesie den Rücken zugewendet hat, weiß ich nicht gewiß, wenn auch der Brief 19 ein Beweis ist, daß er 1805 nichts poetisch schaffte.

Viel über ein halbes Jahr dürfte es aber wohl nicht gedauert haben.

Kleist traf in Königsberg seinen in Ostpreußen angestellten Freund von Pfuel wieder an, mit dem er sich schnell versöhnte, und empfing von ihm wahrscheinlich hier die erste, von Tieck nach Potsdam verlegte Veranlassung zu seiner Novelle Kohlhaas. Nachdem nemlich Kleist eines Tags Pfuel aufgefordert hatte, ebenfalls eine Tragödie zu dichten, erzählte ihm dieser die Geschichte des Kohlhaas als einen dazu wohl geeigneten Stoff.

In Königsberg schrieb Kleist auch seine andere meisterhafte Novelle: Die Markise von O., zu der ihm eine

Novelle der bekannten französischen Schriftstellerin, Madame de Gomez, deren cent nouvelles nouvelles er wahrscheinlich in Paris gelesen, die Veranlassung geliehen hatte.

Ich entdeckte diese Entlehnung des Stoffes bei meiner eigenen Lektüre der Gomez; will aber hiemit keineswegs ausgesprochen haben, daß sie Kleists Verdienst an dieser Dichtung schmälere.

Als Kleist im Jahr 1804 auf seiner Reise nach Königsberg durch Frankfurt a. O. gekommen war, hatte er es eben sowohl wie seine ehemalige Braut vermieden, einander zu sehen, und erst im Jahr 1806 kamen Beide wieder in Königsberg zusammen, wohin die junge Dame, welche sich unterdeß verheirathet hatte, mit ihrer Schwester und ihrem Gatten gezogen war.

Das erste Wiedersehen des Paares war ein äußerst peinliches, inmitten einer großen Gesellschaft.

Nachdem sich Kleist eine lange Weile fern von seiner ehemaligen Braut gehalten hatte, ging er auf ihre Schwester zu, die er wieder seine goldene Schwester nannte und forderte sie zum Tanzen auf. Er sprach weich und herzlich mit ihr, schüttete, unter vielen Selbstanklagen, sein ganzes Herz vor ihr aus und fragte sie, ob sie ihn würden wiedersehen wollen? Die Schwester stellte ihn ihrem Schwager vor, der ihn selbst zu ihnen zu kommen bat und so ward er bald ihr täglicher Gast, las ihnen seine kleinen damals noch nicht gedruckten Erzählungen vor und hörte gern ihre Urtheile darüber an.

Die Kunst vorzulesen war ein Gegenstand, über den Kleist viel nachgedacht hatte und oft sprach. Er fand es

unverzeihlich, daß man dafür so wenig thue und Jeder, der die Buchstaben kenne, sich einbilde, auch lesen zu können, da es doch eben so viel Kunst erfordere, ein Gedicht zu lesen, als zu singen, und er hegte daher den Gedanken, ob man nicht, wie bei der Musik, durch Zeichen auch einem Gedichte den Vortrag andeuten könne? Er machte sogar selbst den Versuch, schrieb einzelne Strophen eines Gedichtes auf, unter welche er die Zeichen setzte, die das Heben, Tragen, Sinkenlassen der Stimme u. s. w. andeuteten, und ließ es also von den Damen lesen.

Die beiden Schwestern fanden Kleist stiller und ernster als ehemals geworden, obwohl ihm seine kindliche Hingebung geblieben und seine Phantasie glühender als jemals war.

Das Verhältniß, in welchem Kleist bei der Kammer angestellt, mißfiel ihm, nach seinen Aeußerungen gegen die Damen, in hohem Grade, und er fand es unerträglich, sich Männern, die er übersah, untergeordnet zu sehen. Er war damals überhaupt mit sich und der ganzen Welt unzufrieden und es entsprach nichts seinen Erwartungen.

Es war sein innigster, bis zur Verzehrung heißester Wunsch, der Welt mit allen Kräften zu nützen, und auch von ihr anerkannt zu werden: er sollte aber, so lange er lebte, nicht den mindesten Erfolg von seinen Anstrengungen sehen.

Seine Verstimmung über sein Schicksal steigerte sich gegen das Ende des Jahres 1806 bis zum heftigsten Schmerz und daneben mußte seine glühende Liebe für sein Vaterland dasselbe in die tiefste Schmach versinken sehen! Er war jetzt

öfters völlig außer sich, hatte keinen andern Gedanken mehr als diesen, und sah alle Schrecken, die noch kommen sollten, mit Gewißheit voraus. Auch war seine Gesundheit schon sehr angegriffen, er hatte häufig Fieber und lag oft ganze Tage lang, wie er freilich sagte, mehr aus Unlust als aus Unwohlsein, zu Bett, oder ließ sich doch, in sein Zimmer verschlossen, vor keinem Menschen sehen.

Von allen Bekannten und Gesellschaften zurückgezogen, gab er endlich selbst seine Stelle beim Departement auf. Er schrieb aus dieser Seelenstimmung den zweiten der beiden schönen Briefe 19 und 20. von Herrn von Rühle, welche gegen die früheren Briefe an seine Braut beweisen, wie reif mittlerweise seine Ausdrucksweise geworden war.

Es hatte diese jüngste Königsberger Einsamkeit seine Seele wahrhaft erhoben, und mit neuen Kräften zu der Kunst zurückgeführt; nur gegen die Kritik war er zu allen Zeiten seines Lebens sehr empfindlich, wie ernstlich er auch, in dem erwähnten Briefe, dazu aufzufordern scheint.

Er schrieb nunmehr in Königsberg den zerbrochenen Krug zu Ende, begann die Penthesilea und bearbeitete den Amphitryo des Moliere, dessen Manuscript er an seinen Freund Rühle nach Berlin sendete, um vielleicht durch eine solche zerstreuende Arbeit die Heiterkeit seines Lebens wieder zu finden.

Im Jahre 1807 wanderte Kleist, gerade zu der Zeit, als nach der Schlacht von Eylau die Parteigänger in Preußen auftauchten, mit Pfuel und zwei anderen Offizieren zu Fuße nach Berlin.

Herr von Pfuel trennte sich von seinen Begleitern kurz vor

der Stadt, um nach Nenndorf zu Fouque's zu gehen. Die drei Andern wurden am Thor angehalten und Kleist, da er ohne Paß war, und nur seinen Abschied als Leutnant in der Tasche hatte, als vermeinter Schillscher Offizier ohne Weiteres gefangen genommen und nach Fort de Joux in Frankreich abgeführt.

Es ist gewiß nicht unmöglich, daß dieser Verdacht der wahre Grund eines solchen Verfahrens gegen ihn gewesen sei; doch bleibt immer so viel Unaufgelöstes in der Sache, daß auch die Vermuthung nicht ganz abzuweisen sein mag, man habe ihn mit Pfuel verwechselt, und für ihn bestraft, dessen Abgang von Königsberg verrathen worden war, und den die Franzosen ohne Zweifel recht wohl als bedeutenden Vaterlandsfreund kannten und fürchteten.

Nach einer anderen Meinung machte es ihn zumeist verdächtig, daß er so leicht verlegen ward, stotterte, erröthete, ein Kindergesicht hatte, und französisch eigentlich fließender als deutsch sprach.

Nachdem Kleist ein halbes Jahr in dem Gefängnisse des bekannten Toussaint L'ouverture in Joux gesessen hatte, brachte man ihn nach Chalons sur Marne, wo er in seiner Einsamkeit viel gedichtet haben soll. Er schrieb aus seiner französischen Gefangenschaft an eine edle, geistreiche Verwandte Folgendes:

„Was soll jetzt aus meiner Sache werden, da, wie ich höre, auch X. Berlin verlassen wird, nachdem A. es längst verlassen hat? Sie sehen, daß fast alle Bemühungen für mich gänzlich überflüssig sind. Von Tag zu Tag habe ich immer noch, dem Versprechen gemäß, das Ihnen der

General Clarke gegeben hat, auf eine Ordre zu meiner Befreiung gewartet; doch statt dessen sind ganz andere Verfügungen unsertwegen angekommen. Welch ein unbegreifliches Mißverständniß muß in dieser Sache obwalten! Wenn sich Niemand für mich interessirte, weder Sie noch X. noch A. so bliebe mir noch ein Ausweg übrig. Doch so werde ich mich wohl mit dem Gedanken bekannt machen müssen, bis ans Ende des Krieges in dieser Gefangenschaft auszuhalten. Und wie lange kann dieser Krieg noch dauern, dieser unglückliche Krieg, den vielleicht gar nicht einmal ein Friede beendigt? Was sind dieß für Zeiten? Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten und doch ist vielleicht niemand inniger damit verbunden, als ich. Wie trostlos ist die Aussicht, die sich uns eröffnet! Zerstreuung und nicht mehr Bewußtsein ist der Zustand, der uns wohlthut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte, im Augenblicke, wo Alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn Alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können; jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt, mit einem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, so frage ich mich wie Hamlet den Schauspieler, was mir Hekuba sei? Ernst, schreiben Sie mir, ist nach K. zurückgegangen. Es freut mich, weil es das Einzige war, was ihm in dieser Lage übrig blieb. Doch unersetzlich ist es, daß wir uns nicht, er und B. in Dresden haben sprechen können. Der Augenblick war so gemacht,

uns in der schönsten Begeisterung zu umarmen. Wenn wir noch zwei Menschenalter lebten, kommt es nicht so wieder. Hier in Chalons lebe ich wieder so einsam wie in K. Kaum merke ich, daß ich in einem fremden Lande bin und oft ist es wie ein Traum, hundert Meilen gereist zu sein, ohne meine Lage verändert zu haben. Es ist hier Niemand, dem ich mich anschließen möchte: unter den Franzosen nicht, weil mich ein natürlicher Widerwille schon von ihnen entfernt, der noch durch die Behandlung, die wir jetzt erfahren, vermehrt wird, und unter den Deutschen auch nicht. Und doch sehnt sich mein Herz so nach Mittheilung. Letzthin saß ich auf einer Bank, auf einer öffentlichen, aber wenig besuchten Promenade, und es fing schon an finster zu werden, als mich Jemand, den ich nicht kannte, mit einer Stimme anredete, als ob sie Pfuel aus der Brust genommen wäre. Ich kann Ihnen die Wehmuth nicht beschreiben, die mich in diesem Augenblick ergriff. Und sein Gespräch war auch ganz so tief und innig, wie ich es nur einzig auf der Welt an ihm kennen gelernt habe. Es war mir, als ob er bei mir säße, wie in jenem Sommer vor drei Jahren, wo wir in jeder Unterredung immer wieder auf den Tod als auf den ewigen Refrain des Lebens zurückkamen. Ach! es ist ein ermüdender Zustand, dieses Leben, recht, wie Sie sagten, eine Fatigue. Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die ebenso unbegriffen verschwinden.

In einer der hiesigen Kirchen ist ein Gemälde, schlecht gezeichnet zwar, doch von der schönsten Erfindung, die man

sich denken kann, und Erfindung ist es überall, was ein Werk der Kunst ausmacht. Denn nicht das, was dem Sinne dargestellt ist, sondern das, was das Gemüth durch diese Wahrnehmung erregt, ist das Kunstwerk. Es sind ein paar geflügelte Engel, die aus den Wohnungen himmlischer Freude niederschweben, um eine Seele zu empfangen. Sie liegt, mit Blässe des Todes übergossen, auf den Knieen, der Leib sterbend, in den Armen der Engel zurückgesunken. Wie zart sie das Zarte berühren, mit den äußersten Spitzen der rosenrothen Finger nur das liebliche Wesen, das der Hand des Schicksals jetzt entflohen ist. Und einen Blick aus sterbenden Augen wirft dies auf sie, als ob es in Gefilde unendlicher Seligkeit hinaussähe. Ich habe nie etwas Rührenderes und Erhebenderes gesehen."

Nach einem Jahre ungefähr schrieb Kleist von Dresden aus:

„Unbeschreiblich rührend ist mir Alles, was Sie mir über Penthesilea sagen. Es ist wahr, mein innerstes Wesen liegt darin und Sie haben es wie eine Seherin aufgefaßt: der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele. Jetzt bin ich nur neugierig, was Sie zu dem Käthchen von Heilbronn sagen, denn das ist die Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen das ebenso mächtig ist durch Hingebung, als jene durch Handeln."

„Ob es (Penthesilea) bei den Forderungen, die das Publikum an die Bühne macht, gegeben werden wird, ist eine Frage, die die Zeit entscheiden muß. Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht, so lange die Kräfte unserer Schauspieler auf nichts geübt werden, als Naturen,

wie die Kotzebueschen und Ifflandschen sind, nachzuahmen. Wenn man es recht untersucht, so sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unserer Bühne Schuld, und sie sollten entweder gar nicht ins Schauspiel gehen, oder es müßten eigene Bühnen für sie, abgesondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Drama, und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären."

Durch die Vermittlung des Gesandten Bourgoing wurde Kleist endlich im Jahr 1808 aus seiner Gefangenschaft in Chalons entlassen und kehrte mit dem Gelde, das ihm sein Freund von Rühle als Honorar für den inzwischen bei Arnold in Dresden erschienenen Amphitryo zugeschickt hatte, nach Berlin heim, wo er doch nur kurze Zeit verweilte, um bald in Dresden seinen Wohnsitz aufzuschlagen.

Hier verweilten zu der Zeit seine Freunde von Pfuel und Rühle, letzterer als Gouverneur eines jungen deutschen Prinzen, und wurde Kleist bei Adam Müller und im Körnerschen Hause eingeführt. Mit Müller, welcher sich schon früher für ihn interessirt hatte, befreundete er sich sehr bald, und in letzterem Hause verschaffte ihm Schillers ungemein günstiges Urtheil über ihn die beste Aufnahme.

Kleist lebte in Dresden ganz den Studien und literarischen Arbeiten, und da er sein Vermögen nun völlig aufgezehrt hatte, mußte er sich auch seinen Lebensunterhalt als Schriftsteller verdienen.

Man stiftete zu dem Ende die Zeitschrift Phöbus, welche

er mit Adam Müller, etwa ein Jahr lang, bis sie wieder einging, herausgab.

Friedrich Laun sagt zwar, daß die Herausgeber an diesem kurzen Bestande selbst Schuld gewesen seien, indem sie allein die Ausbreitung einer einseitig beschränkten politischen Gesinnung zum Zwecke der Zeitschrift gemacht, und Kunst und Poesie davon ausgeschlossen haben. Ich kann aber dem geehrten Autor nicht in diesem Urtheile beistimmen, da ja doch Kleists beste Werke zuerst im Phöbus abgedruckt waren, und die glühende, alles daran setzende Vaterlandsliebe, der unversöhnliche Fremdenhaß Kleists nicht wohl eine beschränkte Politik zu nennen ist.

Unterdessen hatte Kleist die Penthesilea gedichtet, vollendete er den Kohlhaas, sowie die Mehrzahl seiner Erzählungen, arbeitete den zerbrochenen Krug und Amphitryo um und schrieb das Käthchen von Heilbronn. Auch lebte zu gleicher Zeit Robert Guiskard wieder auf, und theilte der Phöbus von ihm und den meisten übrigen Werken Proben mit. Beweis genug, wie Ernst es damals Kleist war, sich emporzubringen und zu retten!

Er lernte in dem Körnerschen Hause ein reiches und liebenswürdiges junges Mädchen kennen, mit dem ihn bald eine gegenseitige Neigung verband. Es schien ihrer Verbindung eine Weile nichts im Wege zu stehen, und dessen ungeachtet zerschlug sie sich an dem bloßen Verlangen Kleists, daß ihm die Geliebte ohne des alten Körners, ihres Vormunds oder Oheims Vorwissen, schreibe. Sie schlug es ab, er wiederholte seine Bitte nach drei Tagen, in denen er sie nicht besuchte, darauf nach eben so vielen Wochen und

Monaten und löste zuletzt das Verhältniß auf diese Weise völlig.

Nach dem Bruche begann er das Käthchen von Heilbronn zu dichten, und ward dazu gewissermaßen von dem schmerzlichen Bedürfnisse angetrieben, seiner ungetreuen Geliebten beispielsweise an seiner Heldin zu zeigen, wie man lieben müsse. Die Annahme, daß eine andere Dame seine Verbindung zumeist aus Abneigung gegen ihn gestört habe, vermochte ihn zugleich, ihren Charakter so sehr ins Schwarze und Häßliche auszumalen, daß daraus die Uebertreibung seiner Kunigunde entstand.

Aus Niedergeschlagenheit über die Störung dieses Verhältnisses, und weil es sich zugleich entschied, daß der Phöbus keinen Fortbestand haben werde, versuchte Kleist schon hier, sich das Leben zu nehmen und fand ihn sein Freund Rühle eines Herbsttages, von einer starken Dosis Opium, die er zu sich genommen hatte, der Besinnung beraubt, auf dem Bette liegen.

Vielleicht auch schon zehn Jahre vor Kleists Tod sprach derselbe seinen Freunden Rühle und Pfuel, an eben der Stelle, wo er sich 1811 wirklich tödtete, vorüberfahrend, den Gedanken des Selbstmords aus und hegte nur dagegen das Bedenken, daß man bei einem solchen Versuche des Gelingens nie genug versichert sei. Man nahm zuletzt gemeinschaftlich als die sicherste Todesart an: daß man zu Kahne auf ein tiefes Wasser fahre, alle Taschen voll schwerer Steine gepackt, sich auf den Bord setze, und das Pistol gegen sich abdrücke, um, wo man sich nicht todtschieße, doch jedenfalls ertrinken zu müssen.

Dafür, daß er in seinen damaligen Stimmungen schon Momente hatte, in denen sein Geist geradezu abwesend schien, zeugt eine Szene, die eine seiner Freundinnen, Frau v. Rühle, auf der Brühlschen Terrasse mit ihm hatte.

Sie gehen hier nemlich eines Tags mit einander schweigend auf und nieder, und er bricht plötzlich in die Worte aus: Ja, ja, es ist nicht anders, Müller muß sterben, ich muß ihn ins Wasser werfen, wenn er mir nicht freiwillig seine Frau abtritt.

Die Freundin fährt erschrocken und erstaunt zurück, da sie bei Kleist nie die mindeste Leidenschaft zu der Dame wahrgenommen hat, und läßt sich die Phrase nochmals wiederholen. Kein zur Redesetzen hilft, da er sich nicht auf Erörterungen einläßt, und als er Müller bald darnach auf der Elbbrücke begegnet, macht er einen ganz ernsthaften Versuch, ihn über die eiserne Brustwehr in den Fluß zu stürzen.

Er konnte Adam Müller überhaupt damals nicht gut leiden, und verspottete dessen Passion, schlecht vorzulesen. Müller las eines Abends, durch die Nase, zum erstenmal das Käthchen vor, bei welchem Kleist selbst nicht erschien, und als ihn Tieck am andern Morgen fragte, warum er weggeblieben sei, erwiderte er: Ich werde doch nicht zuhören sollen, wie der Mensch meine Dichtung mißhandelt?

Im Widerspruche damit steht (nach F. Launs Memoiren) Kleists Aeußerung zu einem andern Freunde, der ihm, seinem Bedürfnisse gemäß, seine eigenen Arbeiten von Andern vorlesen zu hören, die Herrmannsschlacht vorlesen wollte: „Ich könnte dergleichen von unserm Adam Müller weit

besser haben; aber eben das Bessere muß ich hierin vermeiden. In Müllers Munde verwandelt sich beim Vorlesen das geringste Metall in reines Gold, die dürftigste, unverantwortlichste Stelle besticht mein Ohr, so daß es weit schlimmer ist, als wenn kein Mensch sie mir vorgelesen hat. Du hingegen, lieber Alter, bist ein grundschlechter Vorleser, Dein Vortrag hebt mir das Mißrathene erst recht ins helle Licht, und das eben thut mir bei diesen Gelegenheiten Noth."

Tieck sagt über diese Periode von Kleists Leben:

„Die Lage Deutschlands, die trübe Aussicht in eine drohende Zukunft mußten in jenem Jahre jeden ängsten, der sein Vaterland liebte. Diese Empfindung und der Zorn über den Hochmuth der Fremden, die Sorge über die Uneinigkeit der Völker und Fürsten, sowie über die Schwäche, die aus dieser hervorging, bemächtigten sich völlig des Gemüths unseres Dichters, dessen glühender Haß gegen die Unterdrücker damals seinen Geist so stimmte, daß alle andern Kräfte in ihm von diesen Gefühlen gleichsam verschüttet wurden. So dichtete er den Herrmann (der in Dresden zuerst unter dem Siegel des Schweigens als Manuscript von Hand zu Hand ging)."

„Nun brach der Krieg gegen Frankreich im Jahr 1809 aus; er schrieb die Ode „Germania" und alle seine Hoffnungen erwachten wieder. Er ging nach Prag, in der Absicht als Schriftsteller der guten Sache förderlich zu werden; auch finden sich in seinem Nachlasse Fragmente aus jener Zeit, die alle das Bestreben aussprechen, die Deutschen zu begeistern und zu vereinigen, sowie die Maschinationen

und Lügenkünste des Feindes in ihrer Blöße hinzustellen. Versuche in vielerlei Formen, die aber damals, vom raschen Drange der Begebenheiten überlaufen, nicht im Druck erscheinen konnten, und auch jetzt, nach so manchem Jahre und nach der Veränderung aller Verhältnisse, sich nicht dazu eignen."

Nachdem Kleist das Käthchen von Heilbronn geschrieben, und Tieck mitgetheilt hatte, sprachen und stritten sie mannigfach darüber und sagte Tieck ihm unter anderen eine Meinung über eine merkwürdige Szene, die das ganze Stück gewissermaßen in das Gebiet des Märchens oder Zaubers hinüberspielte. Kleist mißverstand diese Aeußerung als Tadel, vernichtete die Szene, ohne daß Tieck eine Ahnung davon hatte, und als dieser sie in der Folge im Druck vermißte, konnte er nicht aufhören, darüber sein Bedauern auszusprechen, weil sie die karikirte Häßlichkeit Kunigundens weit besser motivirt und sie in ein besseres Licht gerückt habe.

Dieser Szene gemäß wandelte Käthchen im vierten Akt auf dem Felsen und erschien ihr unten im Wasser eine Nixe, die sie mit Gesang und Rede lockte. Käthchen wollte sich herabstürzen, und wurde nur durch eine Begleiterin gerettet. Vorher belauschte sie Kunigundens badende Häßlichkeit und war außer sich vor Angst, wie sie den Ritter vor dem Ungeheuer errette. Aus dieser Schilderung des Bildes erinnerte sich Tieck noch des schönen Verses:

„Da quillt es wieder unterm Stein hervor."

Von Prag wollte Kleist mit seinem Freunde Pfuel weiter nach Wien reisen; kam aber nicht bis dahin, weil es die französischen Heere bereits eingenommen hatten.

Während des Treffens bei Aspern befand er sich im Hauptquartiere des Erzherzogs, wo er mit einem östreichischen Stabsoffizier in Streit gerieth, welcher ihn für einen französischen Spion hielt, und eilte er mit vorschneller falscher Siegesbotschaft nach Prag zurück. Sobald der Frieden geschlossen war, der jede endliche Hoffnung auf Deutschlands Befreiung zu vereiteln schien, begab sich Kleist mit seinem Freunde Müller nach Berlin.

Im Jahre 1809 sah ihn die Schwester seiner Braut zum letztenmal in Frankfurt a. O. wieder, verstimmt und gebeugt durch das fortwährende Unglück des Vaterlandes, sowie tief gekränkt, daß seine im Druck erschienenen Dichtungen so wenig Eingang im Publikum gefunden hatten. Er sagte ihr eines Tags eine Strophe aus einem Gedichte her, welche ihr sehr gefiel, und sie fragte ihn, von wem das sei. Darüber schlug er sich mit beiden Händen vor die Stirne und sagte in tiefstem Schmerz: Auch Sie kennen es nicht? O, mein Gott! warum mache ich denn Gedichte?

Ein andermal äußerte er sich in ihrer Gegenwart sehr heftig über den Selbstmord und sagte etwa: Solch ein Mensch komme ihm gerade so vor, wie ein trotziges Kind, dem der Vater nicht geben wolle, was es verlange, und das danach hinauslaufe und die Thür hinter sich zuwerfe.

Wiewohl die Seinigen sehr wünschten, daß er wieder eine Anstellung suche, widerstrebte Kleist doch lebhaft diesem Verlangen und lebte meist von literarischen Arbeiten. Er

verbesserte auch nebenher seine Erzählungen und gab unter dem Titel „Abendblätter" eine Wochenschrift heraus, die zwar ungleich und flüchtig von verschiedenen Verfassern geschrieben war; nichts desto weniger aber manches Erfreuliche von ihm enthalten haben soll. Es wollte meinen Bemühungen niemals gelingen, ein Exemplar dieser Zeitschrift aufzutreiben.

Wie sehr Kleists edles Gemüth jetzt schon zerrüttet war, erhellt aus einem seltsamen Briefwechsel, den er im Jahr 1810 mit Herrn Friedrich von Raumer führte, und dessen Inhalt mit kurzen Worten folgender.

Kleist hatte sich, um allerlei amtliche Unterstützung seines Journales, an die Staats-Canzlei gewandt, und man würde nicht abgeneigt gewesen sein, sie ihm zu gewähren, wenn nicht Kleists Verbindung mit Müller, dessen zweideutige Gesinnungen gegen Preußen man wohl schon damals kannte, Hardenberg bedenklich gemacht hätte. Wahrscheinlich fühlte Müller dies und reizte Kleist zu dem Glauben, die Unterstützung werde von Niemand sonst als F. v. Raumer hintertrieben, der in der Staatskanzlei arbeitete. Kleist schrieb also an denselben ein paar heftige Briefe und forderte ihn zu einem Zweikampfe heraus. Raumer antwortete ruhig und besonnen, indem er ihm das Unbegründete seines Verdachtes bewies, und Kleist schrieb ihm nunmehr einen in demselben Grade demüthigen und abbittenden Brief, als er vorher grob gewesen war. Gegen einen Vermittler, den Raumer Kleist zugeschickt, hatte derselbe unter vielen Thränen persönlich Abbitte gethan.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle fand sich Müller bewogen, Berlin und Preußen ganz zu verlassen.

Es ist mir interessant, daß Herr von Varnhagen meine eigene Vermuthung, der so höchst sophistische Adam Müller habe nur ungünstig, besonders in der letzten Zeit, auf Kleist einwirken können, in einem Briefe an mich bestimmt theilt, und ausspricht, daß gerade der Umgang mit Müller ihn von dem Kreise abgehalten habe, der ihn hätte retten können, nemlich von dem Staatskanzler, mit dem sich Müller in Feindschaft gestellt hatte, — indem er Kleist dem Kreise zuführte, in welchem er zu Grunde ging. Es ist Herrn von Varnhagen auch keinem Zweifel unterworfen, daß die äußere Noth und Hoffnungslosigkeit, in der sich Kleist befand, ihn am stärksten zum Selbstmord getrieben, und daß er doch ohne die Gefährtin seines Todes, — zu der ihn Müller geführt, — denselben nimmermehr vollbracht hätte.

Eine andere Unannehmlichkeit hatte Kleist um diese Zeit mit Iffland, dem er als Direktor des Berliner Theaters das Manuscript seines Käthchens zur Aufführung geschickt. Iffland verzögerte seine Antwort und seinen Entschluß wegen der Anfrage und es wurde Kleist hinterbracht, daß er sich sehr geringschätzend über das Schauspiel ausgesprochen habe. Kleist ließ also, in seiner Erbitterung, einen zweiten äußerst groben und in einer so eigenthümlichen Weise beleidigenden Brief an Iffland abgehen, daß ein Ehrenmann darauf kaum versöhnlich antworten konnte. Nichts desto weniger muß ich gestehen, daß in dem mir vorliegenden demüthigen und feigen Briefe, mit welchem Kleist sein Manuscript zurück-

erhielt, der große Schauspieler keine ehrenvolle Rolle spielt.

Als ein anderes Wahrzeichen von Kleists damaligem Geisteszustande ist auch eines Briefes zu erwähnen, den er in diesem Jahre dem Maler Hartmann nach Dresden schrieb, und durch die Post zugehen ließ, und wegen dessen Zweck und Inhalt ich mir erlaube, als das bestbeglaubigte Zeugniß eine Stelle aus F. Launs Memoiren hier anzuführen:

„Kleist war der unversöhnlichste Feind der Franzosen, als Unterdrücker Deutschlands und vor Allem des französischen Kaisers. Ihn aus dem Wege zu räumen, durch welche Mittel es auch geschehen möchte, würde ihm für die höchste Tugend gegolten haben, und als er Dresden verließ, befürchtete eben der Freund, dessen Güte er seitdem mehrmals zum Vorlesen seiner neugeschaffenen Werke in Anspruch genommen hatte, gar sehr, er könne in seiner Verblendung wohl so weit gegangen sein, selbst einen rächenden Brutusarm gegen den neuen Cäsar zu erheben. Und kurz nach seiner Entfernung von Dresden schon langt ein Brief an, worin Kleist seinen Freund ersucht, ihm eine Quantität Arsenik zu besorgen und zuzusenden, da er an seinem jetzigen Aufenthaltsorte keinen Arzt kenne, welcher ihm zu dergleichen behülflich sein würde; die Apotheker oder andere den Artikel führende Gewerbtreibende aber ihn ohne besondere Ausweisung über den Gebrauch als Nichtmediziner nicht verabfolgen lassen durften.“

„Der Beauftragte, in der festen Ueberzeugung, Kleist denke das Gift nach dem Vollbringen des beabsichtigten Unternehmens im Nothfalle gegen das eigene Leben anzuwen-

den, gerieth natürlich in große Verlegenheit, wurde aber bald mit sich einig, keinenfalls darauf einzugehen. Vielmehr suchte er ihm in einem Briefe ausführlich darzuthun, daß Kleist, allen seinen Eigenschaften nach, sich durchaus nicht eigne, die blutige Rolle mit Erfolg durchzuführen. Sodann behauptete er auch, in Rücksicht des Ankaufs ganz in dem Falle zu sein wie er, und Niemand zu wissen, durch den er ihn könne bewirken lassen."

„Hierauf aber erhält er mit Stafette einen zweiten Brief. Die Bedenken wegen des Erfolgs sind darin mit Geschicklichkeit abgeworfen, zugleich angekündigt, daß ein gemeinschaftlicher guter Bekannter von ihnen beiden, ein Gutsbesitzer, den Arsenik in einer zum Gute gehörigen Apotheke besorgen und ihn, dem vormaligen Vorleser, übersenden werde, von dem er das Gift sodann ohne Verzug zugeschickt erwarte."

„Wirklich ist dies auch keine leere Vertröstung. Der Arsenik trifft ein, doch steht der Beauftragte natürlich mit dem Absenden an und überläßt ihn einer Apotheke in Dresden." —

Trotz allen wunderlichen Seitensprüngen seines Geistes dichtete Kleist zu gleicher Zeit sein Meisterwerk, den Prinzen von Homburg, welches auf nachstehende Weise hervorgerufen wurde.

Seine Familie hatte ihm nehmlich durch Empfehlungen die Hoffnung zu erregen gewußt, mit der Dichtung eines vaterländischen Schauspiels eine öffentliche Unterstützung zu verdienen.

Er ergriff den Gedanken mit Begeisterung und man sehe das Kunstwerk so mißliebig als man wolle an, bleibt es doch, neben Kleists Herrmann, das einzige Schauspiel seiner Art, dessen Lektüre oder Aufführung, im Falle der Noth, brandenburgisch-deutsche Vaterlandsliebe zu erwecken fähig ist. Der arme, Welt und Menschen hierin verkennende Dichter hatte seinen Stoff mit rechtem Bewußtsein ausgewählt, und mußte nun dagegen an sich, traurig genug, die Wahrheit erleben: daß eben das Positive des Talentes in der Regel derlei Absichten zu Grabe trägt. Sein Stück mißfiel und seine eigene Enttäuschung darüber führte ihn, mit dem Unglück seines Vaterlandes, der öffentlichen Verleugnung seines Talentes, seiner hülfsbedürftigen Lage verbunden, der Stimmung, welche ihm den Tod gab, in die Arme.

Tieck hat übrigens das große Verdienst, daß er den Prinzen von Homburg vor der wahrscheinlichen Vernichtung rettete. Er las das Manuscript seit dem Jahre 1814 so oft in seinen Kreisen vor, daß er ihm Freunde gewann und es endlich drucken lassen konnte.

Aus der Zeit seines letzten Aufenthaltes in Berlin sind folgende Aeußerungen Kleists.

„Das Leben, das ich führe, ist seit Ihrer und A. Müllers Abreise gar zu öde und traurig. Auch bin ich mit den zwei oder drei Häusern, die ich hier besuchte, seit der letzten Zeit ein wenig außer Verbindung gekommen und fast täglich zu Hause, vom Morgen bis auf den Abend, ohne auch nur einen Menschen zu sehen, der mir sagte, wie es in der Welt steht. Sie helfen sich mit ihrer Einbildungs-

kraft und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und werth ist in Ihr Zimmer herbei. Aber diesen Trost, wissen Sie, muß ich unbegreiflich unseliger Mensch entbehren. Wirklich, in einem so besonderen Falle ist vielleicht noch kein Dichter gewesen. So geschäftig, dem weißen Papier gegenüber, meine Einbildung ist und so bestimmt in Umriß und Farbe die Gestalten sind, die sie alsdann hervorbringt, so schwer, ja ordentlich schmerzhaft ist es mir, mir das, was wirklich ist, vorzustellen. Es ist, als ob diese in allen Bedingungen angeordnete Bestimmtheit meiner Phantasie im Augenblick der Thätigkeit selbst Fesseln anlegte. Ich kann, von so vielen Formen verwirrt, zu keiner Klarheit der innerlichen Anschauung kommen; der Gegenstand, fühle ich unaufhörlich, ist kein Gegenstand der Einbildung: mit meinen Sinnen in der wahrhaftigen lebendigen Gegenwart möchte ich ihn durchdringen und begreifen. Jemand der anders hierüber denkt, kömmt mir ganz unverständlich vor, er muß Erfahrungen gewonnen haben, ganz abweichend von denen, die ich darüber gemacht habe. Das Leben mit seinen zudringlichen immer wiederkehrenden Ansprüchen, reißt zwei Gemüther schon in dem Augenblick der Berührung so vielfach auseinander, um wie viel mehr, wenn sie getrennt sind. An ein Näherrücken ist gar nicht zu denken, und Alles, was man gewinnen kann, ist, daß man auf dem Punkte bleibt, wo man steht. Und dann der Trost in verstimmten und trübseligen Augenblicken, deren es heut zu Tage so viele gibt, fällt ganz und gar weg. Kurz, Müller, seitdem er weg ist, kömmt mir wie todt vor, ich empfinde auch ganz denselben Gram um ihn, und

wenn ich nicht wüßte, daß Sie wieder kommen werden, würde mir es mit Ihnen eben so ergehen."

„Ich fühle, daß mancherlei Verstimmungen in meinem Gemüth sein mögen, die sich in dem Drange der widerwärtigen Verhältnisse, in denen ich lebe, immer noch mehr verstimmen, und die ein recht heiterer Genuß des Lebens, wenn er mir einmal zu Theil würde, vielleicht ganz leicht harmonisch auflösen würde. In diesem Falle würde ich die Kunst vielleicht auf ein Jahr oder länger ganz ruhen lassen, und mich, außer einigen Wissenschaften, in denen ich noch nachzuholen habe, mit nichts als mit Musik beschäftigen. Denn ich betrachte diese Kunst als die Wurzel, oder vielmehr, um mich schulgerecht auszudrücken, als die algebraische Formel aller übrigen, und so wie wir schon einen Dichter haben, — mit dem ich mich übrigens auf keine Weise zu vergleichen wage, — der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen hat, so habe ich von meiner frühesten Jugend an alles Allgemeine, was ich über die Dichtkunst gedacht habe, auf Töne bezogen. Ich glaube, daß im Generalbaß die wichtigsten Aufschlüsse über die Dichtkunst enthalten sind."

„Unsere Verhältnisse sind hier, wie Sie vielleicht schon wissen werden, peinlicher als jemals. Man erwartet den

Kaiser N. zum Besuch, und wenn dies geschehen sollte, so werden vielleicht ein paar Worte ganz leicht und geschickt alles lösen, worüber sich hier unsere Politiker die Köpfe zerbrechen. Wie diese Aussicht auf mich wirkt, können Sie sich leicht denken; es ist mir ganz stumpf und dumpf vor der Seele, und es ist auch nicht ein einziger Lichtpunkt in der Zukunft, auf den ich mit einiger Freudigkeit und Hoffnung hinaussähe. Vor einigen Tagen war ich noch bei G.... und überreichte ihm ein paar Aufsätze, die ich ausgearbeitet hatte: aber dies Alles scheint nur, wie der Franzose sagt: moutarde après diner. Wirklich ist es sonderbar, wie mir in dieser Zeit alles, was ich unternehme, zu Grunde geht, wie sich mir immer, wenn ich mich einmal entschließen kann, einen festen Schritt zu thun, der Boden unter meinen Füßen wegzieht. G.... ist ein herrlicher Mann: ich fand ihn Abends, da er sich zu einer Abreise anschickte und war in einer ganz freien Entfaltung des Gesprächs nach allen Richtungen hin wohl bis um 10 Uhr bei ihm. Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich irgend wo in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben; es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Mann zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihrem Orte sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutze wieder zu einem neuen freudigen Leben auf. Doch daran ist nach Allem, was man hier hört, kaum mehr zu denken."

„Sobald ich mit dieser Angelegenheit fertig bin, will ich einmal wieder etwas recht Phantastisches vornehmen. Es weht mich zuweilen bei einer Lektüre oder im Theater, wie ein Luftzug aus meiner allerfrühesten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einemmale eine wunderbare herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz erstorben glaubte. Alsdann will ich meinem Herzen ganz und gar, wo es mich hinführt, folgen, und schlechterdings auf nichts Rücksicht nehmen, als auf meine eigene innerliche Befriedigung. Das Urtheil der Menschen hat mich bisher viel zu sehr beherrscht, besonders das Käthchen von Heilbronn ist voll Spuren davon. Es war von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt, die ich jetzt beweinen möchte. Kurz, ich will mich von dem Gedanken ganz durchdringen, daß, wenn ein Werk nur recht frei aus dem Schoos des menschlichen Gemüths hervorgeht, dasselbe auch nothwendig darum der ganzen Menschheit angehören müsse."

Am Schlusse seines Vorworts zu Kleists sämmtlichen Werken sagt Tieck über ihn das Folgende:

„Im Jahre 1811 trat die letzte Szene seines traurigen Schicksals ein, zu früh und beklagenswerth, sowohl für ihn als für die Literatur, in der er durch höhere und freiere Ausbildung weit mehr hätte leisten können. Das Vaterland verlor durch diese freiwillige Zerstörung einen seiner edelsten Söhne, kurz vor der Wiedergeburt und der Vernichtung jener Verhältnisse, die ihn ängstigten."

„Wenn man diese wenigen Bekenntnisse aufmerksam liest, und damit die Empfindung vergleicht, die uns bei allen Werken des Verfassers mehr oder minder beherrscht, so fühlt man deutlich, daß das Gemüth des Dichters nicht mit sich einig, daß er weder in der Wirklichkeit noch Kunst das Glück und die Beruhigung finden konnte, die beim Schaffen unerläßlich, die, um die Beschwerden und Freuden des Lebens zu tragen, nicht zu entbehren sind. Diese tiefe Disharmonie, diese grellen Widersprüche, die das Leben zu zerstören drohen, schlafen wohl in den Gemüthern der meisten Menschen, ja man kann vielleicht sagen, der Mensch und sein Charakter gehen erst aus ihnen hervor, und um so mehr, wenn ihm die Natur irgend ein ausgezeichnetes Talent verliehen, ihm eine vorzügliche Stellung in der Gesellschaft angewiesen hat. Den gewöhnlichen Menschen drücken und ängsten diese Widersprüche seines Wesens nicht oder wenigstens nicht auf lange; die jugendliche Ungenügsamkeit beschwichtigt sich bald in irgend einem herkömmlichen Beruf, in den Gewohnheiten der Welt und alltäglicher Beschäftigung und Zerstreuung; dagegen hat die Jugendgeschichte solcher Menschen, die innerer Trieb und Enthusiasmus zu den Wissenschaften führt, vorzüglich aller Künstler und Dichter, darum etwas Ausgezeichnetes, und unter sich zugleich eine große Aehnlichkeit, weil alle mehr oder minder diesen Trübsinn, den die Widersprüche der gewöhnlichen Welt und die Unbekanntschaft des eigenen Innern erregen, niederzukämpfen und zu überwinden haben. Das Schicksal sorgt in der Regel dafür, daß ein edler Leichtsinn tröstend über diese Klippen der Wanderer leitet, oder daß sich die

Krankheiten der Phantasie selber heilen, wohl auch, daß die hohe Erscheinung der Natur, oder Religion und Philosophie das Herz beruhigt und es dem Künstler vergönnt wird, ganz und mit voller Seele seiner Kunst zu leben, so daß er aus seinem Innern die Welt und ihre Erscheinungen begreift, und wieder das Leben und dessen Ereignisse sein Gemüth mit immer neuen Gestaltungen erfrischen. Oft aber läßt es das Schicksal zu, daß der Geist nie das Genügen findet, im Streben nach dem Bessern sich abmattet, zwischen Hochmuth und Verzweiflung an sich selbst, wechselnd ringt, und im kalten Verdruß und kränklicher Empfindlichkeit sich und andere nicht mehr versteht; dies sind die hypochondrischen ängstlichen Wesen, die durch Wissenschaft und Kunst verlockt, wie Tantalus an der Quelle des Lebens schmachten. Nur selten zeigt die Natur die grausame Laune, daß sich Talent, Neigung, Widerspruch und Charakter so mischen, und streitend verwirren, daß das irdische Dasein selbst sich zerstört. Und unter diesen Seltenern fordern Wenige so unser Mitleid, unsere Achtung und Theilnahme auf, wie Heinrich von Kleist. In einer höchst bewegten Zeit lebend, war es seinem starken Herzen unmöglich, nicht die Bedrängniß der Gegenwart ganz und voll zu fühlen; er war ganz Deutscher und liebte sein Vaterland Brandenburg noch inniger, als die übrigen verwandten Stämme. Seine Zeit aber verwandelte sich ihm gleichsam zum Gespenst, so daß er nicht ruhig das Unglück fest anschauen und mit klarem Auge nach der Zukunft sehen konnte, so sehr ihn diese Zeit bedrängte, wurde sie ihm durch brütende Trauer doch fast nur in einen ängstenden Traum verwan-

delt. Die Poesie war diesem finstern Gemüthe nur auf Augenblicke ein Labsal, keine Heilung, der unglückliche Dichter konnte ihr nicht leben und sich in ihr beruhigen, die Gegenwart verdunkelte ihren Glanz, und sie war daher nicht fähig, ihm die äußere Welt mit milderem Schimmer zu erheitern. Vielleicht waren seine häufigen schweren Krankheiten vorzüglich Folgen seines zerrütteten Gemüths; man wird versucht anzunehmen, daß schon von früher Zeit eine dunkle Macht ihn geistig von innen heraus zerstört habe. Er konnte im Leben die Stelle nicht finden, die ihm zusagte, und die Phantasie vermochte ihm den Verlust der Wirklichkeit auf keine Weise zu ersetzen. Wenn er zuletzt auch wohl nicht an seinem Talent verzweifelte, so mußte es ihn doch betrüben und verstimmen, daß die Welt um ihn so wenige Kunde von seinen Arbeiten nahm. Denn auch darin ist dieser Dichter unglücklich zu nennen, daß in einer Zeit, in welcher sich nur wenig Aechtes in unserer Literatur zeigte, er fast unbemerkt blieb, indessen neben ihm Autoren berühmt wurden, weil sie dem krankhaften Bedürfniß der Zeit fröhnten, neben andern, von denen sich gar nicht angeben läßt, warum ihnen dieser Vorzug wurde."

„Sein plötzlicher freiwilliger Tod erschütterte alle seine Freunde, sowie alle diejenigen, die sein großes Talent und seinen edlen Charakter achteten, indessen aus dem gemeinen Haufen Manche schadenfroh Märchen glaubten und höhnend verbreiteten, weil der Unverstand nur allzugern das Hohe des Menschen beschmutzt und in jedem Einzelnen das zu bekämpfen wähnt, was ihn in manchen dunkeln Stunden ängstigt. Einige mehr wohlwollende als vorsichtige, zu

partheiische Freunde wollten diese seltsame erschreckende That mit Lobpreisungen verherrlichen und schadeten dadurch dem Abgeschiedenen, den sie zu erheben suchten. Eine That wie diese, steigt, wenn wir sie vernehmen, mit einem heiligen Erschrecken in unsere Seele; ein tiefes Mitleid läßt lange kein Urtheil zu, ebenso wenig ein bewunderndes, wie ein schnöde verhöhnendes. Was man aber so häufig erzählt hat, um diese tragische Begebenheit zu einer romantischen Novelle umzugestalten, ist völlig ungegründet. Keine Leidenschaft der Liebe, kein Drang der Verhältnisse, keine Verzweiflung des Herzens trieben ihn in sein freiwillig erwähltes Grab. Seit vielen Jahren hatte sich ein kalter Lebensüberdruß in seiner Seele festgesetzt; er hatte sein Vaterland, ja Deutschland und mit diesen höchsten Gütern sich selber aufgegeben. Eine Frau, die an einem schrecklichen unheilbaren Uebel krankte, das einen schmerzhaften Tod unvermeidlich herbeiführen mußte, läßt sich in trüber Stunde ein Wort, ja einen Schwur von ihm geben, ihr einen Dienst zu leisten, sobald sie ihn fordern würde. Er verspricht dies der Freundin und sie begehrt den Tod von ihm, da jeder Arzt, seiner Pflicht, getreu ihr Leben so lange als möglich fristet. Dies Versprechen und das Halten des Wortes ist ohne Zweifel Krankheit des Gemüthes, und eine Reise, ein wichtiges Geschäft hätten den Unglücklichen gewiß, vielleicht sogar ein Freund, dem er sich vertraute, über diese schreckliche Minute hinübergeführt. Und wenn es den Abgeschiedenen vergönnt ist, von den hiesigen Dingen noch zu wissen, mit welcher Wehmuth und Reue muß sein Geist sich herabgesehnt haben, als seine Freunde und Brüder, für König und Vater-

land, im edelsten Streit der neuern Tage, auf der Ebene von Lützen standen, für die Sache siegend, der sein irdisches Herz fast zu ungestüm geschlagen hatte. Daß er in diesem Kriege nicht mit siegen oder in ihm fallen konnte, ist für ihn Strafe genug für sein Vergehen gewesen, wenn es nach den Begriffen der Meisten ein solches ist, auf das Leben zu früh zu verzichten.

Kurz vor seinem Tode hat er alle seine Papiere vernichtet. Ein langer Aufsatz, der die Geschichte seines Innern enthielt, soll vorzüglich interessant gewesen sein. Vielleicht besitzt einer seiner vertrauteren Freunde noch eine Abschrift und macht in Zukunft einiges davon bekannt. Er war gewissenhaft ängstlich in seinen Arbeiten, sie rückten nicht schnell vor, er änderte oft und arbeitete wieder um. Er selbst war am schwersten zu befriedigen."

„Der Herausgeber erwarb seine Bekanntschaft im Sommer 1808 in Dresden. Er hatte damals eben sein Schauspiel Käthchen von Heilbronn vollendet."

„Heinrich von Kleist war von mittlerer Größe und ziemlich starken Gliedern, er schien ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in seinem Betragen. Er schien mir mit den Bildern des Torquato Tasso Aehnlichkeit zu haben; auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein."

Ueber die Katastrophe von Heinrich von Kleists Tode hatte man zu ihrer Zeit eben so wohl mit unziemlichem

Enthusiasmus als mit gemeiner Entstellung der Thatsachen öffentlich gesprochen und da man bis in die neueste Zeit nicht müde geworden ist, den falschen diesfallsigen Gerüchten theilweise Glauben beizumessen, mag hier eine ausführliche Schilderung der tragischen Wahrheit ihren Platz finden. Ich habe dieselbe aus den mündlichen Mittheilungen der vertrautesten noch lebenden Freunde Kleists sowie der Angehörigen seiner Todesgenossin zusammengestellt, und sie stimmt auch vollkommen mit dem Zeugnisse überein, das Adam Müller im Dezember des Jahres 1811 in einem Wiener Blatte von dem Ende des unglücklichen Dichters abgelegt hat.

Derselbe wurde in den letzten Jahren seines Lebens in Berlin durch Adam Müller mit einer Frau bekannt, — ich werde sie hier, so wie Kleist immer that, mit ihrem zweiten Taufnamen Henriette nennen — die mit vielen glücklichen Gaben des Geistes und Herzens ausgeschmückt war und nur an dem Hauptfehler eines tiefen Mißtrauens zu sich selbst litt, einer Unbefriedigung mit ihrem eigenen Thun und Lassen, einem geheimen Widerstreiten mit den Verhältnissen dieser Erde, sowie sie selbige kennen gelernt hatte.

Unheilbare körperliche Krankheitszustände kündigten sich bei ihr an, und da ihr zerrissener Gemüthszustand sich schon längst mit dem Leben abgefunden hatte, so war ihr gerade zu der Zeit, als sie ihrem unglücklichen Freunde begegnete, das Räthsel gelöst. Wie sie selbst, über die Ansprüche des Lebens getäuscht, betrachtete er schon seit langer Zeit den Todesgedanken als eine bloße Würze des geschmacklosen Lebens und sah, nachdem alle Arbeiten seiner Thätigkeit

fruchtlos untergegangen waren, gleichfalls das Ende seines Daseins und der Dinge, die ihn gereizt hatten, deutlich herannahen.

Von Leidenschaft war in ihrem Verhältnisse zu einander keine Rede, und konnte dies auch, nach dem Zeugnisse ihres Arztes, Joh. Benj. Erhard nicht wohl sein. Manche vertraute Briefe Kleists aus früherer Zeit sollen sogar den Beweis führen, daß er eher das Gegentheil als Zärtlichkeit für Henrietten gefühlt habe. Was sie zu einander führte und Kleist bald zu ihrem Hausfreunde machte, war die Sympathie in ihren trüben Stimmungen und ihre gemeinschaftliche Liebe zur Musik. Sie musizirten und sangen zusammen, vorzüglich alte Psalmen, und freuten sich gegenseitig an ihrem Talente.

Als es Kleist eines Tages schien, seine Freundin habe ganz besonders schön gesungen, sagte er zu ihr mit einem ihm wohl aus seiner Jugend überbliebenen Ausdrucke uniformirter Begeisterung: das ist zum Erschießen schön! Sie sah ihn in dem Augenblicke bedeutend an und erwiederte kein Wort; in einer einsamen Stunde kam sie aber auf diese ihm entschlüpfte Aeußerung zurück. Sie fragte ihn: ob er sich noch des ernsten Wortes erinnere, welches sie ihm schon früher einmal abgenommen habe, ihr im Fall sie ihn darum bitte, jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten? Seine ritterliche Antwort war: er sei dazu zu jeder Zeit bereit, und sie sagte ferner: Wohlan! so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie dies thun, da es keine

Männer mehr auf Erden gibt; — allein .... Ich werde es thun, fiel ihr Kleist in das Wort, ich bin ein Mann, der sein Wort hält! —

Der unglückliche Dichter beging also mit kalter Besonnenheit die That, aus der ihm doch nur der Wahnsinn hätte mit der Verpfändung seines Wortes eine Pflicht machen können, und es war natürlich, daß er, nachdem er seine Freundin erschossen hatte, nicht selbst weiter leben konnte.

So ohne Falsch und ohne Ziererei irgend einer Art Kleist sein ganzes Leben lang gewesen war, wird ihn der billige und edlere Beurtheiler gewiß frei von dem verdächtigen theatralischen Lichte sprechen, welches einerseits falsche Emphase, anderseits der Unverstand darauf haben werfen wollen.

Wie fest schon im Laufe dieses Sommers sein Entschluß, sich zu tödten stand, beweist der Brief 23., welchen Kleist am 11. August an Fouqué schrieb, wenn ich, nach persönlicher Ueberlieferung, die Stelle: „Inzwischen kommt es mir vor" u. s. w. dahin erkläre, daß der wunderbare Mann unter anderen Freunden auch Fouqué zu bereden gesucht hatte, mit ihm gemeinsam und freiwillig die Welt zu verlassen. So sehr war der Schritt sein unentäußerliches Bedürfniß geworden und so sehr scheute er sich, ihn allein zu thun. Auch Fouqué lehnte, wie Andere, Kleists Vorschlag ab, und dieser zog sich von der Zeit an mit seiner getäuschten Erwartung von ihm zurück. Kleist hatte mit seiner Freundin zuerst beabsichtigt, sich in Kottbus zu tödten, von wannen ein dort lebender Freund ihres Hauses ihrem Gat-

ten die Todesbotschaft hinterbringen sollte. Ein Zufall durchkreuzte indessen diesen Plan und so fuhren beide am Nachmittage des 20. Novembers 1811 von Berlin nach dem, an der Hochstraße eine Meile vor Potsdam, gegenüber dem letzten Chausseehause und dicht bei der Wansee gelegenen neuen Kruge, der damals nach dem Namen seines Wirths zum Stimming hieß.

Sie brachten hier den Abend und den andern Morgen in anscheinender Heiterkeit und Unbefangenheit, die dazwischen liegende Nacht wahrscheinlich Briefe schreibend zu und setzten ihr Vorhaben endlich um die vierte Nachmittagsstunde des 21. Novembers ins Werk. Die dazu von ihnen erwählte Stätte befindet sich etwa fünfhundert Schritte weit vom Gasthause an dem erhöhten mit Föhren bewachsenen sandigen Ufer der Wansee, die sich hier bis auf fünfzig Schritte zusammengezogen hat und von dem Hochwege überbrückt worden ist.

Die nähern Umstände ihrer letzten verhängnißvollen vier und zwanzig Stunden sind merkwürdig genug und ich theile darum im Anhange einen Abdruck des amtlichen Berichtes mit, welchen der Wirth über das Ereigniß eingereicht hat.

Ein Förster, dessen Wohnung in der Nähe, war einer der Ersten, welche auf die erfolgten zwei Schüsse an Ort und Stelle eilten, und fand, nach seiner mündlichen Aussage gegen mich, Henriettens Leiche in einer durch das Ausroden eines alten Baumes entstandenen Vertiefung, mit gefaltenen Händen ausgestreckt. Kleist hatte sie so sicher durch das Herz geschossen, daß kein Tropfen

Blut danach geflossen war, und kniete selbst, todt, vor ihr mit durchschossenem Kopfe.

Das unglückliche Paar ist, nach seinem eigenen Verlangen, an derselben Stelle neben einander beerdigt worden, und, wenn eine Nachricht wahr ist, welche man mir in Berlin aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt, wird das Verhängnißvolle ihres beiderseitigen Todes noch dadurch erhöht, daß vorgenannter Dr. Erhard, nach ihrem Tode, den Zustand ihres Körpers für normal erklärt hat, und daß danach also die Erklärung eines Chirurgen gegen Henrietten, welche eben darauf ihren Entschluß zu sterben begründet zu haben scheint: daß sie an einem unheilbaren Uebel leide, eine bloße Täuschung gewesen wäre.

Zur näheren Charakterisirung dieser wunderbaren Frau ist es mir erlaubt, im Anhange einige Gedanken mitzutheilen, welche sie kurz vor ihrem Tode für eine vertraute Freundin aufgeschrieben hat. Dieselben zeugen eben so wohl für die Ueberspannung ihres Innern, als ein mir vorliegender Brief ihres Freundes, des Kriegsrathes Pequilhen, worin er von ihr erzählt, daß ihre Lieblingsunterhaltung immer nur die Fortdauer nach dem Tode und die Glückseligkeit im Himmel betroffen habe.

Kleists Gemüthsstimmung unmittelbar vor seinem Tode bethätigt der ebenfalls im Anhange abgedruckte Brief, welchen er gemeinsam mit Henrietten an Frau von Müller nach Wien geschrieben hat.

Gleichzeitig mit seinem Tode soll sich für ihn auch die Aussicht auf Unterstützung von Seiten des Staats verwirk-

licht haben, welche, früher eingetreten, sein Leben dennoch würde haben retten können.

An so dünnen Himmelsfäden hängen oft alle unsere menschlichen Geschicke!

Wenige Tage nach Kleists Tode (den 26. November) erschien in der Berliner (Vossischen) Zeitung folgende Anzeige:

„A. V. geb. K. und Heinrich von Kleist haben am 21. November gemeinschaftlich diese Welt verlassen, aus einem Verlangen nach einer bessern.

Beide hinterlassen Freunde und Freundinnen, und dazu gehören nicht blos diejenigen, welche so glücklich waren, mit ihnen zu leben, sondern die verwandten Geister aller Jahrhunderte, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Daher halte ich für Pflicht, nach dem Wunsche und mit dem Beistande meines Freundes, des tiefbetrübten Gatten der Verewigten, einige Bruchstücke über die Katastrophe vorzulegen, welche ihrem Leben ein Ende machte, und das soll hoffentlich noch in diesem Jahre geschehen.

Das Publikum bitte ich, sein Urtheil bis dahin aufzuschieben, und nicht zwei Wesen lieblos zu verdammen, welche die Liebe und Reinheit selbst waren. Es ist von einer That die Rede, wie sie nicht alle Jahrhunderte gesehen haben, und von zwei Menschen, die nicht mit einem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden können. Ob es mir aber gelingen wird, der bloßen Neugierde derer zu genügen, die, gleich dem Chemiker, nur ohne seinen Beruf — nicht eher ruhen, bis der Diamant in gemeine Kohle und Gas verwandelt daliegt, daran zweifle ich selbst. Diesen rathe

ich sehr, die angekündigte, für Freunde und Freundinnen in obigem Sinne bestimmte Schrift nicht zu lesen, wenn sie dieselbe auch zum Besten der wohlthätigen Anstalt, für welche der Betrag bestimmt ist, kaufen sollten.

Pequilhen als Vollstrecker des letzten Willens der beiden Verewigten."

Es ist übrigens bekannt, daß der Schreiber dieser Zeilen mit seiner Auffassung der That, in dem so leicht feuerfangenden Berlin, keineswegs allein stand und daß die so ungemäßigte Partei des Für die nicht hinter ihr zurückbleibende Partei des Wider erst recht aufregte. Die angekündigte Schrift ward durch den Willen einer hohen Person vor dem Erscheinen unterdrückt, und es ist eben so wenig aus dem Denkmal geworden, welches Adam Müller, der noch 1812 Nachrichten dazu sammelte, den beiden Todten setzen wollte. In einem seiner Briefe spricht er davon, daß unter allen europäischen Blättern, die sich mit ihrem Tode befaßt, die Times den ruhigsten und besten Originalartikel darüber gebracht haben.

In einem Briefe an Marwitz, sagt auch Rahel, den 23. Dezember, also sehr bald nach Kleists Tode, von diesem Ereignisse:

„Ich freue mich, daß mein edler Freund, denn Freund ruf ich ihm bitter und mit Thränen nach, das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Thaler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt' er sich ihm nur

zerstört zeigen können. Ich weiß von seinem Tod nichts, als daß er eine Frau, und dann sich erschossen hat." u. s. w.

Rahel lebte mit Kleist vertraut und gibt also, indem sie nichts von Henrietten in Beziehung zu ihm weiß, nicht nur einen neuen Beleg dafür, daß das Verhältniß, von dem seine Freunde sonst gewiß gesprochen hätten, kein zärtliches gewesen sein kann, sondern auch, daß wirklich Mangel ein Hauptgrund zu der That war.

Kurz vor seinem Tode hatte Kleist den folgenden Zettel an Rahel geschrieben:

„Obschon ich das Fieber nicht hatte, so befand ich mich doch, in Folge desselben unwohl, sehr unwohl, ich hätte einen schlechten Tröster abgegeben. Aber wie traurig sind Sie in Ihrem Brief; Sie haben in Ihren Worten so viel Ausdruck als in Ihren Augen. Erheitern Sie sich. Das Beste ist nicht werth, daß man es bedaure. Sobald ich den Steffens ausgelesen, bringe ich ihn zu Ihnen.

Ihr

H. v. Kleist.

Es war schon seit längeren Jahren mein Wunsch gewesen, Heinrich von Kleists Grab zu besuchen und ich hatte mich bis ihn mir die Verhältnisse erfüllten, genau nach der Stätte erkundigt, von welcher man mir sagte, daß sie kaum noch aufzufinden sei, und daß die Zeit den Sand der beiden kleinen Hügel von Jahr zu Jahre mehr verwehe.

Ich glaubte dafür halten zu dürfen, daß dies eben so

wohl Deutschlands als unserer Zeit unwürdig sei, und das hohe Talent des unglücklichen Dichters, mit seinen Verdiensten um die deutsche Poesie, den Irrthum seines Todes zur Genüge aufgewogen habe, um der Stätte, an welcher seine Gebeine begraben, eine öffentliche Ehre zu verdienen.

Ich sprach diese Ansicht vor etwa fünf Jahren, in einem aus Berlin datirten Artikel der allgemeinen Zeitung aus, der unter anderen auch in die Berliner Zeitungen überging, und kam einige Jahre später wirklich dazu, das Grab aufzusuchen.

Ich fuhr durch den hügeligen Föhren- und Birkenwald, Glienike vorüber, nach dem Thale des Stimming und wurde von dem Förster des Grundbesitzers, des Schiffbauinspektors Bönisch in Berlin an Ort und Stelle geführt. Der Förster erzählte mir, daß sein Herr vor einigen Jahren einen Zeitungsartikel über das Grab gelesen und ihm darauf befohlen habe, es in Ordnung zu bringen und zu halten, mit Rasen zu belegen, zu umzäunen, Bäume daneben anzupflanzen, und alle Fremden, die es sehen wollten, hinzuführen. Die Dürre des vorletzten Sommers habe seine Sorgfalt zwar noch halb vereitelt; die Erfolge dieses Sommers scheinen aber desto segensreicher zu sein, und würden nicht wenig durch die Tochter des Wirths zum Stimming unterstützt, welche die Gräber in ihre besondere Obhut genommen habe, mit Blumen bepflanze und begieße. Seit jenem Zeitungsartikel, fügte er hinzu, kommen überhaupt viele, zumal junge Leute, aus Berlin zu dem Dichtergrabe, um es zu besuchen und zu bekränzen.

Wir erreichten die einsame versteckte Stelle, an welcher

das Gräberpaar dicht am Rande des hohen, sandigen, mit alten Föhren, Immortellen und Pilzen bewachsenen Ufers der Wansee liegt, von wannen man links über die kleine Wansee bis Stolpe, rechts, über die große, bis zu den zwei Meilen entfernten Thürmen von Spandau sieht. Unten an dem blauen herrlichen Wasser stehen Birken, Weiden und Erlen, und führt ein gebahnter Spaziergang an dem Ufer hin. Eine verfallene Ziegelei steht dabei und für einen dort wohnenden Zimmermann waren Bretter aufgeschichtet.

Ich fand die beiden Gräber kunstlos von Kiefernästen umzäunt, grün bewachsen und zwischen innen eine junge kräftige Eiche stehen. Ich besuchte nach den Gräbern die Tochter des Wirths, Emilie Holzmann, ein junges schönes Mädchen, das mir, wie über ein begangenes Unrecht erröthend, ihre Gutthat an dem edlen Todten eingestand, und dankte ihr im Namen aller Freunde Kleists, dessen Grab ich ihrer ferneren Obhut anempfahl. Da ihr noch nichts von den Werken des hier ruhenden Todten bekannt war, sandte ich ihr ein Exemplar derselben zu, das seinen Namen und Geist, wie ich gehört habe, in der nächsten Umgebung seiner Ruhestätte seitdem schon geehrter gemacht hat.

Dies ist Alles, was ich von Heinrich von Kleists Leben zu sagen hatte.

II.

Heinrich von Kleist's Briefe.

1.

Potsdam, den 18. März 1799.

Halten Sie mich für keinen Streitsüchtigen, mein Freund, weil ich diesen Brief mit jener Streitfrage anfange, die wir in unserer Unterredung wegen Kürze der Zeit unentschieden lassen mußten. Es ist nöthig, mich hierüber zu erklären, um den Gesichtspunkt festzustellen, aus welchem ich die Absicht dieses Briefes beurtheilt wissen will. Ich ersuche Sie im Voraus, sich bei Lesung desselben mit Geduld zu rüsten; weil er in der Voraussetzung, daß der festzustellende Gesichtspunkt gefaßt und gebilligt wird, eine möglichst vollständige Darstellung meiner Denk- und Empfindungsweise enthalten soll. — Die Frage war die: „ob ein Fall möglich sei, in welchem ein denkender Mensch der Ueberzeugung eines Andern mehr trauen soll, als seiner eigenen?" Ich sage, ein denkender Mensch und schließe dadurch alle Fälle aus, in welchen ein blinder Glaube sich der Autorität eines Andern unterwirft. Unter dieser Einschränkung scheint für unsere Streitfrage der einzige mögliche Fall der zu sein,

wenn sich die Ueberzeugung des Andern vorzugsweise auf die Erfahrung und die Weisheit des Alters gründet. Aber was heißt es; der Ueberzeugung eines Andern trauen? Aus Gründen einsehen, daß seine Meinung wahr ist, das heißt, seine Meinung zur Meinung machen, und ist es dann nicht immer nur seine eigene Ueberzeugung, welcher ich traue und folge? — Alles, was ein denkender Mensch thun soll, wenn die Ueberzeugung eines älteren und weiseren der seinigen widerspricht, ist, daß er gerechte Zweifel gegen die Wahrheit seiner Meinung erhebe, daß er sie streng und wiederholt prüfe und sich hüte, zu früh zu glauben, daß er sie aus allen Gesichtspunkten betrachtet und beleuchtet habe. Aber gegen seine Ueberzeugung glauben, heißt glauben, was man nicht glaubt, ist unmöglich.

Wenn man also nur seiner eigenen Ueberzeugung folgen darf und kann, so müßte man eigentlich Niemand um Rath fragen, als sich selbst, als die Vernunft; denn Niemand kann besser wissen, was zu meinem Glücke dient, als ich selbst; Niemand kann so gut wissen, wie ich, welcher Weg des Lebens unter den Bedingungen meiner physischen und moralischen Beschaffenheit für mich einzuschlagen am besten sei; eben weil dies Niemand so genau kennt, Niemand sie so genau ergründen kann, wie ich. Alle diejenigen, die so schnell mit Rath geben bei der Hand sind, kennen die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Amtes nicht, dem sie sich unterziehen, und diejenigen, die sein Gewicht genug einsehen, scheuen sich, es zu verwalten, eben weil sie fühlen, wie schwer und selbst wie gefährlich es ist. Es ist also

ein wahres Wort, daß man nur den um Rath fragen soll, der keinen gibt.

Aus dem Grunde schreibe ich an Sie, mein Freund! Aus diesem Grunde? Ja, mein Theurer! So paradox das auch klingen mag. Als ich Ihnen meinen Entschluß, den Abschied zu nehmen, um mich den Wissenschaften zu widmen, eröffnete, äußerten Sie mir zwar eine herzliche Theilnahme; aber Sie hüteten sich eben so sehr, diesen Entschluß zu erschüttern, wie ihn zu befestigen; Sie thaten nichts, als mich zu einer neuen strengen Prüfung desselben einzuladen. Ich erkenne aus dieser klugen Behutsamkeit, daß Sie das Geschäft eines Rathgebers genug zu würdigen wissen. Sie hielten mir nur Ihr Urtheil zurück, weil Sie den Gegenstand dieses Urtheils noch nicht genau kannten; wenn ich Sie aber in den Stand gesetzt habe, ihn zu beurtheilen, werden Sie mir Ihre Meinung über denselben nicht verweigern und ich kann sicher und gewiß sein, daß sie geprüft und überlegt ist.

Unterdeß fühle ich die Nothwendigkeit, mich einem vernünftigen Manne gerade und ohne Rückhalt mitzutheilen, und seine Meinung mit der meinigen vergleichen zu können. Allen, die um meinen Entschluß wissen, meiner Familie, mit Ausschluß meiner Schwester Ulrike, meinem Vormunde, habe ich meinen neuen Lebensplan nur zum Theil mitgetheilt, und daher trafen auch alle Einwürfe von ihrer Seite denselben nur halb. Mich ihnen zu eröffnen, war aus Gründen, deren Richtigkeit Sie nach vollendeter Durchlesung dieses Briefes einsehen werden, nicht rathsam.

Alle Leute schiffen ins hohe Meer und verlieren nach

und nach die Küste mit ihren Gegenständen aus den Augen. Gefühle, die sie selbst nicht mehr haben, halten sie auch gar nicht für vorhanden. Dieser Vorwurf trifft besonders meine sonst ehrwürdige Tante, die nichts mehr liebt, als Ruhe und Einförmigkeit, und jede Art von Wechsel scheut, wäre es auch die Wanderung aus einer Wohnstube in die andere.

Um Sie aber in den Stand zu setzen, ein richtiges Urtheil zu fällen, werde ich etwas weiter ausholen müssen, und wiederhole daher meine Bitte um Geduld, weil ich voraussehe, daß der Gegenstand und die Fülle seiner Betrachtung mich fortreißen wird.

Ohne die entfernteren Gründe meines Entschlusses aufzusuchen, können wir zugleich bei dem verweilen, aus welchem er zunächst fließt: bei dem Wunsche glücklich zu sein.

Dieser Grund ist natürlich und einfach und zugleich in gewisser Rücksicht der einzige, weil er im richtigen Sinn alle meine anderen Gründe in sich fasst.

Unsere ganze Untersuchung wird sich allein auf die Untersuchung dieses Wunsches einschränken, und um Sie in den Stand zu setzen, darüber zu urtheilen, wird es nöthig sein, den Begriff von Glück und wahrem Vortheil festzustellen. Aber ich stoße hier gleich auf eine große Schwierigkeit; denn die Begriffe von Glück sind so verschieden, wie die Genüsse und Sinne, mit welchen sie genossen werden. Dem Einen ist es Ueberfluß, und wo, mein Freund, kann dieser Wunsch erfüllt werden, wo kann das Glück sich besser gründen, als da, wo auch die Werkzeuge des Genusses, unsere Sinne liegen, worauf die ganze

Schöpfung sich bezieht, worin die Welt mit ihren unendlichen Reizungen im Kleinen sich wiederholt. Da ist es auch allein unser Eigenthum, es hängt von keinen äußeren Umständen ab, kein Tyrann kann es uns rauben, kein Bösewicht es stören; wir tragen es mit uns in alle Welttheile umher.

Diese Betrachtungen, die ich mir häufig und mit Vergnügen wiederhole, entzücken mich bei jeder meiner Vorstellung von demselben, weil ich mit ganzer Seele fühle, wie wahr sie sind, und wie kräftig sie meinen Entschluß begünstigen und unterstützen. So übe ich mich unaufhörlich darin, das wahre Glück von allen äußeren Umständen zu trennen, und es nur als Belohnung und Ermunterung an die Tugend zu knüpfen. Da erscheint es in schönerer Gestalt und auf sicherem Boden.

Zwar wenn ich so das Glück als Belohnung der Tugend aufstelle, denke ich mir das erste als Zweck und das andere nur als Mittel. Dabei fühle ich aber, daß in diesem Sinne die Tugend nicht in ihrer höchsten Würde erscheint, ohne jedoch angeben zu können, wie das Mißverhältniß in der Vorstellung zu ändern sei. Es ist möglich, daß es das Eigenthum einiger wenigen schöneren Seelen ist: die Tugend allein um der Tugend willen zu lieben.

Aber mein Herz sagt mir, daß auch die Erwartung und Hoffnung auf ein sinnliches Glück und die Aussicht auf tugendhafte, wenn gleich nicht mehr so reine Freuden, nicht strafbar und verbrecherisch sei. Wenn Eigennutz dabei zu Grunde liegt, ist es der edelste, der sich denken läßt, der Eigennutz der Tugend selbst.

Und dann dienen und unterstützen sich diese beiden Gottheiten so wechselseitig, das Glück als Ermunterung zur Tugend, die Tugend als Weg zum Glück, daß es von Menschen wohl erlaubt sein kann, sie neben einander und in einander zu denken. Es ist kein besserer Sporn zur Tugend möglich, als die Aussicht auf ein nahes Glück, und kein schönerer und edlerer Weg zum Glück denkbar, als der Weg zur Tugend.

Sie hören mich so viel und lebhaft von der Tugend reden. — — — Lieber! Ich schäme mich nicht zu gestehen, was Sie befürchten: daß ich nicht deutlich weiß, wovon ich rede, und tröste mich mit unsern Philistern, die unter eben diesen Umständen von Gott reden. Sie erscheint mir nur wie ein hohes, erhabenes, unnennbares Etwas, für das ich vergebens ein Wort suche, um es durch die Sprache, vergebens eine Gestalt, um es durch einen Blick auszudrücken. Und dennoch strebe ich diesem unbegriffenen Dinge mit der innigsten Innigkeit entgegen, als stünde es klar und deutlich vor meiner Seele. Alles was ich davon weiß, ist, daß es der unvollkommenen Vorstellungen, deren ich jetzt nur fähig bin, gewiß auch enthalten wird; aber ich ahne noch etwas Höheres, und das ist es wohl eigentlich, was ich nicht ausdrücken und formen kann.

Mich tröstet die Erinnerung dessen, um wie viel dunkler, verworrener als jetzt in früheren Zeiten der Begriff von Tugend in meiner Seele lag, und nur nach und nach, seitdem ich denke und an meiner Bildung arbeite, aus der Bildung die Tugend für mich an Gestalt und Bildung gewonnen hat; daher hoffe und glaube ich, daß, so wie es

sich in meiner Seele nach und nach mehr aufklärt, auch das Bild sich in immer deutlicheren Umrissen mir darstellen, und je mehr es an Wahrheit gewinnt, meine Kräfte stärken und meinen Willen begleiten wird.

Wenn ich Ihnen mit einigen Zügen die undeutliche Vorstellung bezeichnen sollte, die mich als Ideal der Tugend, im Bilde eines Weisen umschwebt, so würde ich nur die Eigenschaften, die ich hin und wieder bei einzelnen Menschen zerstreut finde und deren Anblick mich besonders rührt, zum Beispiel Edelmuth, Standhaftigkeit, Bescheidenheit, Genügsamkeit, Menschenliebe zusammenstellen können; aber freilich seine Definition würde es immer noch nicht und mit nichts als einer Charade zu vergleichen sein, (verzeihen Sie mir das unedle Gleichniß) der die sinnreiche Bezeichnung des Ganzen fehlt.

Es sei mit diesen wenigen Zeilen genug. — Ich getraue mir zu behaupten, daß, wenn es mir gelingt, bei der möglichst vollkommenen Ausbildung meiner geistigen und körperlichen Kräfte, auch diese benannten Eigenschaften einst fest und unerschütterlich in mein Innerstes zu gründen, ich, unter diesen Umständen, nie unglücklich sein werde.

Ich nenne nämlich Glück nur die vollen und überschwenglichen Genüsse, die — um es Ihnen mit einem Zuge darzustellen — in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen. Diese Genüsse, die Zufriedenheit unsrer selbst, das Bewußtsein guter Handlungen, das Gefühl unserer durch alle Augenblicke unseres Lebens, vielleicht gegen tausend Anfechtungen und Verführungen standhaft behaupteten Würde sind fähig,

unter allen äußeren Umständen des Lebens, selbst unter den scheinbar traurigsten, ein sicheres, tiefgefühltes, unzerstörbares Glück zu gründen. Und verdienen wohl bei diesen Begriffen von Glück Reichthum, Güter, Würden und alle die zerbrechlichen Geschenke des Zufalls diesen Namen ebenfalls?

So arm an Nuancen ist unsere deutsche Sprache nicht. Ich finde vielmehr leicht ein paar Worte, die, was diese Güter bewirken, sehr passend ausdrücken: Vergnügen und Wohlbehagen. Um diese angenehmen Genüsse sind Fortunens Günstlinge freilich reicher als ihre Stiefkinder und es sei: Die Großen der Erde mögen den Vorzug vor den Geringeren haben, zu schwelgen und zu prassen, alle Güter der Welt mögen sich ihrem, nach Vergnügen lechzenden Sinn darbieten und sie mögen ihrer vorzugsweise genießen. Nur, mein Freund! das Vorrecht, glücklich zu sein, wollen wir ihnen nicht einräumen. Mit Geld sollen sie den Kummer, wenn sie ihn verdienen, nicht aufwiegen können. Es waltet ein großes, unerbittliches Gesetz über die ganze Menschheit, dem der Erste wie der Bettler unterworfen ist. Der Tugend folgt die Belohnung, dem Laster die Strafe. Kein Sold besticht ein empörtes Gewissen, und wenn der lasterhafte Fürst auch alle Blicke, Mienen und Reden besticht, wenn er auch alle Künste des Leichtsinns und der Ueppigkeit herbeiruft, um das häßliche Gespenst vor seinen Augen zu verscheuchen — umsonst! Ihn quält und ängstigt sein Gewissen, wie den Geringsten seiner Unterthanen. Vor diesem größten der Uebel mich zu schützen und jenes einzige Glück mir zu erhalten und zu erweitern, soll allein mein innigstes und unaufhörliches

Bestreben sein, und wenn ich mich bei der Sinnlichkeit der Jugend nicht entbrechen kann, neben den Genüssen des ersten und höchsten innern Glückes mir auch die Genüsse des äußern zu wünschen, will ich wenigstens in diesen Wünschen so bescheiden und genügsam sein, wie es einem Schüler der Weisheit ansteht.

Auf diese Begriffe von Glück und Unglück gründet sich zuerst und zunächst der Entschluß, den Mittelpfad zu verlieren, theils, weil die Güter, die er als Belohnung an jahrelange Anstrengung knüpft, Reichthum, Würden, Ehren eben durch sie unglaublich an Vortheil und Reiz verlieren; theils, weil die Pflichten und Verhältnisse, die er giebt, die Möglichkeit einer vollkommenen Ausbildung und daher auch die Gründung des Glückes zerstören, das allein und einzig das Ziel meines Bestrebens sein soll. — — Was man nach der allgemeinen Regel Glück und Unglück nennt, ist es nicht immer; denn bei allen Begünstigungen des äußern Glückes haben wir Thränen in den Augen des Ersten und bei allen Vernachlässigungen desselben ein Lächeln auf dem Antlitze des Andern gesehen.

Wenn daher das Glück sich nur so unsicher auf äußere Dinge gründet, wo wird es sich dann sicher und unwandelbar gründen? Ein Traum kann diese Sehnsucht nach Glück nicht sein, die von der Gottheit selbst so unauslöschlich in unsere Seele verwickelt ist und durch welche sie unverkennbar auf ein für uns mögliches Glück hindeutet. Glücklich zu sein ist ja der erste aller unserer Wünsche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jeder Nerve unsres Wesens spricht, der uns durch den ganzen Lauf unsres Lebens be-

gleitet, der schon dunkel in den ersten kindischen (lichen) Gedanken unserer Seele lag, und den wir endlich als Greise mit in die Gruft nehmen werden. — — — — — Dem Einen Ruhm, dem Anderen Vergessenheit, dem Einen ein Scepter, dem Anderen ein Wanderstab! Auch zeigt sich uns das Ding in den wunderbar ungleichartigsten Gestalten, wird vermißt, wo alle Präparate sein Dasein verkündigen und gefunden, wo man es am wenigsten vermuthet haben würde.

So sehen wir, zum Beispiel, die Großen der Erde im Besitze der Güter dieser Welt; sie leben in Gemächlichkeit und Ueberfluß(?!); alle Schätze der Natur(!) scheinen sich um sie und für sie zu versammeln, und darum nennt man sie Günstlinge des Glücks. Aber der Unmuth trübt ihre Blicke, der Schmerz bleicht ihre Wangen, der Kummer spricht aus ihren Zügen. Dagegen sehen wir einen armen Tagelöhner sich im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwerben. Mangel und Armuth umgeben ihn, sein ganzes Leben scheint ein ewiges Sorgen und Schaffen und Darben. Aber die Zufriedenheit blickt aus seinen Augen, die Freude lächelt aus seinem Antlitz, Frohsinn und Vergessenheit umschweben die ganze Gestalt. — — —

Den 19. März.

Lesen Sie diesen Brief, wie ich ihn geschrieben habe an mehreren hinter einander folgenden Tagen. Ich komme nun zu einem neuen Gegenstande, zu der Natur des Stan-

des, den ich jetzt zu verlassen entschlossen bin, und es ist nöthig, Ihnen auch hierüber meine Denkweise mitzutheilen, weil sie Ihnen einigen Aufschluß über die Ursachen meines Entschlusses gewähren wird.

Ich theile Ihnen zu diesem Zwecke einen Brief mit, den ich, bei dem Eifer für die Güte meiner Sache, vor einem Jahre in der Absicht an den König schrieb, um denselben an ihn abzuschicken; — aber, nach Vollendung desselben, abzuschicken nicht für gut fand, weil ich fühlte, daß die Darstellung des Gegenstandes so fehlerhaft wie unvollständig ist, und daß die Sprache, die ich darin führe, nicht besonders geschickt ist, um zu überzeugen und einzunehmen. Dennoch werden Sie unter vielen Irrthümern nothwendig auch manche Wahrheit entdecken, und auf jeden Fall einsehen, daß der Gesichtspunkt, aus welchem ich den Soldatenstand betrachte, ein neuer, entscheidender Grund ist, ihn sobald, wie möglich, zu verlassen.

Denn eben durch diese Betrachtungen wurde mir der Soldatenstand, dem ich nie von Herzen zugethan gewesen bin, weil er etwas durchaus Ungleichartiges mit meinem ganzen Wesen in sich trägt, so verhaßt, daß es mir nach und nach lästig wurde, zu seinem Zwecke mitwirken zu müssen. Die größten Wunder militärischer Disciplin, die der Gegenstand des Erstaunens aller Kenner waren, wurden der Gegenstand meiner herzlichsten Verachtung; die Officiere hielt ich für so viele Exerciermeister, die Soldaten für so viele Sclaven, und wenn das ganze Regiment seine Künste machte, schien es mir als ein lebendiges Monument der Tyrannei. Dazu kam noch, daß ich den übeln Eindruck,

den meine Lage auf meinen Charakter machte, lebhaft zu fühlen anfing. Ich war oft gezwungen zu strafen, wo ich gern verziehen hätte, oder verzieh, wo ich hätte strafen sollen, und in beiden Fällen hielt ich mich selbst für strafbar. In solchen Augenblicken mußte natürlich der Wunsch in mir entstehen, einen Stand zu verlassen, in welchem ich von zwei durchaus entgegengesetzten Principien unaufhörlich gemartert wurde, immer zweifelhaft war, ob ich als Mensch oder als Officier handeln mußte; denn die Pflichten beider zu vereinen halte ich bei dem jetzigen Zustande der Armeen für unmöglich.

Und doch hielt ich meine moralische Ausbildung für eine meiner heiligsten Pflichten, eben weil sie, wie ich eben gezeigt habe, mein Glück gründen sollte, und so knüpft sich an meine natürliche Abneigung gegen den Soldatenstand, noch die Pflicht, ihn zu verlassen.

Das, mein theurer Freund, ist die getreue Darstellung der Gründe, die mich bewogen, den Soldatenstand zu verlassen. Welche Gründe ich für die Wahl eines anderen Standes habe, braucht nicht untersucht zu werden; denn wenn ich mich den Wissenschaften widmen will, ist es für mich kein neuer Stand, weil ich schon, seit ich in Potsdam, mehr Student als Soldat gewesen bin. Ich habe mich ausschließlich mit Mathematik und Philosophie, als den beiden Grundfesten alles Wissens, beschäftigt, und als Nebenstudien die griechische und lateinische Sprache betrieben, welche letztere ich nun zur Hauptsache erheben werde. Ich habe außer einer nicht sehr bedeutenden Hilfe eines übrigens gescheuten Mannes, des Conrectors Bauer, jene

beiden Wissenschaften und besonders die Philosophie ganz allein studirt, und bin daher auch in den zwei Jahren, welche ich der Mathematik, und in dem halben Jahre, welches ich der Philosophie gewidmet habe, nicht weiter vorgerückt, als in jener Wissenschaft bis zur Vollendung der gemischten Arithmetik, mit Einschluß der Lehre von den geometrischen Reihen und Einigem von der Geometrie, so wie in dieser nicht ganz bis zur Vollendung der reinen Logik. Dagegen aber darf ich mich getrauen zu behaupten, daß ich das, was ich betrieben habe weiß, und fühle, nicht blos über fremder Herren Länder gewandelt zu sein, sondern es zu meinem Eigenthume gemacht zu haben.

Sie fragten mich in Frankfurt, welcher Grund mich bei dem schon lange gebildeten Entschlusse, den Dienst zu verlassen, besonders bestimmt habe, es in diesem Zeitpunkte zu thun, und luden mich ein, ihn zu prüfen. An den Grund, den ich Ihnen vortragen werde, knüpft sich noch die nahe Exercierzeit, die mir eine kostbare Zeit rauben würde, wenn ich ihr nicht zu entgehen suchte. Und, Lieber! dieser Grund ist an sich so zufällig und scheinbar unbedeutend, daß Sie sich so ganz in meine Denkungsart versetzen müssen, um ihn wichtig genug zu finden, diese Lage zu bestimmen. Vergessen Sie auch nur nicht, daß der Wille, den Dienst zu verlassen, schon längst in meiner Seele lag. — — — Mich fesselte nichts in Potsdam, als das Studium der reinen Mathematik, das ich hier zu beendigen wünschte, und ich glaubte, daß mir ohne alle Hilfe meines Lehrers dieses Studium, besonders für die Zukunft der Algebra, zu schwer fallen oder wenigstens durch diese Hilfe

erleichtert werden würde. Haben Sie aber Lust, eine Geschichte zu hören, so will ich Ihnen den Vorfall erzählen, der mich von meiner irrigen Meinung heilte.

Ich studirte die Wissenschaft gesellschaftlich mit einem jüngeren Freunde vom Regiment. Wir hatten bei unserm Lehrer Bauer den Unterricht in der Geometrie angefangen, und um schneller fortzurücken, die Einrichtung getroffen, daß wir uns zu jeder Stunde präparirten, und in den Stunden selbst, ohne weiteren Vortrag von Seiten unseres Lehrers, abwechselnd der Reihe nach die Wahrheiten der Lehrsätze erwiesen, so daß unserem Lehrer kein anderes Geschäft, als die Beurtheilung übrig blieb, ob wir die Resultate richtig gefaßt hätten. Schon diese Einrichtung war nicht vielmehr als eigenes Studium. Aber daß auch das Wenige, das wir von der Hilfe unseres Lehrers genossen, nicht werth sei, darum die Ausführung meines Entschlusses zu verschieben, ward mir klar, als wir kürzlich zu dem Beweise kamen, daß auch irrationale Verhältnisse der Linien wie rational angesehen werden können, weil das Maaß jeder Linie kleiner als jede denkbare Größe ist. Der Beweis war indirect und so weitläufig geführt, daß ich bei einiger Uebereilung den Schlüssen nicht ganz folgen konnte, wie denn überhaupt Kästners indirecte Beweise keine Einsicht in die Natur der Sache gewähren und immer mir auch unglaublich sein werden, weil ich mich unaufhörlich sträube, als wahr vorauszusetzen, was ich für falsch erkennen muß. Kurz, ich erschien für diesen Beweis unvorbereitet in den Stunden und unglücklicherweise traf mich die Reihe, ihn zu führen. Ich konnte es nicht. Mein Lehrer demonstrirte

mir ihn; aber was ich nicht verstehen kann, wenn ich es lese, verstehe ich noch weit weniger, wenn ich es höre. Wenn ich einen Beweis lese, gehe ich nicht eher zur Folgerung, als bis ich den Grund einsehe und baue nicht fort, ehe ich nicht den Grundstein gelegt habe. Nichts stört mich in meiner Betrachtung, und wenn mich irgend ein sich ergebender Umstand zum Nachdenken verführt, erkläre ich mich über diesen auch, und gehe von dannen weiter, wo ich stehen blieb. Wie ganz anders ist es dagegen, wenn ich höre! Der Lehrer folgert und schließt nach dem Grade seiner Einsicht, nicht nach dem Grade der meinigen. Der Gang, den er nimmt, kann der beste sein; aber in meiner Seele bildete sich einmal der Entwurf eines Anderen und die Abweichung von diesem macht eine störende Diversion in meinem Denkgeschäfte, oder ich falle mit Lebhaftigkeit über einen uns merkwürdigen Umstand her, der noch nicht berührt worden ist, und mich unwillkürlich beschäftigt, meine Aufmerksamkeit vom Ziele abzieht, das mein Lehrer, tauben Ohren predigend, mir indessen entgegenrückt. Kurz, ich begriff zum zweiten und dritten Male nicht, was der Lehrer demonstrirte, und es blieb, zu meiner nicht unempfundenen Schande, kein anderes Mittel übrig, als meinem Freunde das Geschäft des Demonstrirens zu übertragen, der sich dessen auch vollkommen gut entledigte. Zu meinem Troste gestand er mir, als wir das Zimmer unseres Lehrers (dasmal für mich ein Inquisitions-Tribunal, weil ich bei jeder Frage heiße Tropfen schwitzte) verlassen hatten, daß er den Beweis schon vor der Stunde vollkommen eingesehen habe und ohnedies mit mir ein gleiches Schicksal gehabt haben

7*

würde, weil er, gleich mir, aus derselben Ursache die Demonstration des Lehrers (für deren Richtigkeit ich übrigens stehe) nicht habe folgen können. Ich eilte mit meinem Lehrbuche nach Hause, las, verstand, führte Beweis, streng systematisch, für die verschiedenen Fälle, und in zwei Tagen war ich in Frankfurt, um keinen Augenblick mehr die Erfüllung meines Entschlusses aufzuschieben. Man machte mir Einwürfe, fragte mich, welche Brodwissenschaft ich ergreifen wolle; denn daß dies meine Absicht sein müsse, fiel Niemanden ein zu bezweifeln. Ich stockte. Man ließ mir die Wahl zwischen Jurisprudenz und der Cameralwissenschaft. Ich zeigte mich derselben nicht abgeneigt, ohne mich jedoch zu bestimmen. Man fragte mich, ob ich auf Connexionen bei Hofe rechnen könne? Ich verneinte anfänglich etwas verlegen, aber erklärte darauf, um so viel stolzer, daß ich, wenn ich auch Connexionen hätte, mich nach meinen jetzigen Begriffen schämen müßte, darauf zu rechnen. Man lächelte, ich fühlte, daß ich mich übereilt hatte. Solche Wahrheiten muß man sich hüten, auszusprechen. Man fing nun an, nach und nach zu zweifeln, daß die Ausführung meines Planes rathsam sei. Man sagte, ich sei zu alt, zu studiren. Darüber lächelte ich im Innern, weil ich mein Schicksal voraussah, einst als Schüler zu sterben, und wenn ich auch als Greis in die Gruft führe. Man stellte mir mein geringes Vermögen vor, man zeigte mir die zweifelhafte Aussicht auf Brod auf meinem neuen Lebenswege, die gewisse Aussicht auf dem alten. Man malte mir mein bevorstehendes Schicksal, jahrelang eine trockene Wissenschaft zu studiren, jahrelang und ohne Brod mich als

Referendar mit trockenen Beschäftigungen zu quälen, und endlich ein kümmerliches Brod zu erwerben, mit so barocken Farben aus, daß, wenn es mir, wenn auch nur im Traume hätte einfallen können, meine jetzige, in vieler Hinsicht günstige Lage darum mit diesem Lebensplane zu vertauschen, ich mich den unsinnigsten Thoren hätte schelten müssen, der mir je erschienen wäre.

Aber alle diese Einwürfe trafen meinen Entschluß nicht. Nicht aus Unzufriedenheit mit meiner besseren Lage, nicht aus Mangel an Brod, nicht aus Speculation auf Brod; — sondern aus Neigung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigen Bestreben nach einer Bildung, welche, nach meiner Ueberzeugung, in dem Militärdienste nicht zu erlangen ist, verlasse ich denselben. Meine Absicht ist, das Studium der reinen Mathematik und reinen Logik selbst zu beendigen, und mich in der lateinischen Sprache zu befestigen, und diesem Zwecke bestimme ich einen jahrelangen Aufenthalt in Frankfurt. Alles, was ich dort hören möchte, ist ein Collegium über literarische Encyklopädie. So bald dieser Grund gelegt ist, — und um ihn zu legen, muß ich die genannten Wissenschaften durchaus selbst studiren — wünsche ich nach Göttingen zu gehen und mich dort der höheren Theologie, der Mathematik, Philosophie und Physik zu widmen, zu welcher letzteren ich einen mir selbst unerklärlichen Hang habe, obwohl in meiner früheren Jugend die Cultur des Sinnes für die Natur und ihre Erscheinungen durchaus vernachlässigt geblieben ist, und ich in dieser Hinsicht bis jetzt nichts kann, als mit Erstaunen und Verwunderung an ihre Phänomene denken.

Diesen Studienplan lege ich Ihrer Prüfung vor, und erbitte mir darüber Ihren Rath, weil ich hierin meine Vernunft nicht als alleinige Rathgeberin anerkennen, nicht vorzugsweise meiner Ueberzeugung trauen darf, und es einen Gegenstand betrifft, dessen ich unwissend bin, und über den Andere aufgeklärt sind. — Welche Anwendung ich einst von den Kenntnissen machen werde, die ich zu sammeln hoffe, und auf welche Art und Weise ich mir das Brod, das ich für jeden Tag, und die Kleidung, die ich für jedes Jahr brauche, erwerben werde, weiß ich nicht. Mich beruhigt mein guter Wille, keine Art von Broderwerb und Arbeit zu scheuen, wenn sie nur ehrlich sind. Alle Beispiele von ungeschätztem Verstande und brodlosen, wiewohl geschickten Gelehrten und Künstlern, von denen es freilich leider! wimmelt, erschrecken mich so wenig, daß ich ihnen vielmehr mit Recht dies Schicksal zuerkenne, weil Niemand zu hungern braucht, wenn er nur arbeiten will. Alle diese Leute — mit Ausschluß der Kranken und Unvermögenden, welche freilich kein hartes Schicksal verdienen, — sind entweder zu unwissend, um arbeiten zu können, oder zu stolz, um jede Art von Arbeit angreifen zu wollen. Brauchbare und willige Leute werden immer gesucht und gebraucht. Diese Ueberzeugung beruht nicht auf der Tugend der Menschen, sondern auf ihrem Vortheile, und um so weniger soll sie mir, zu meinem Glücke, Jemand rauben. Vielleicht ist es möglich, daß Zeit und Schicksale in mir Gefühle und Meinungen ändern; denn wer kann davor sicher sein! Es ist möglich, daß ich einst für rathsam halte, eine Bedienung, ein Amt zu suchen, und ich hoffe und

glaube auch, für diesen Fall, daß es mir dann leicht werden wird, mich für das Besondere eines Amtes zu bilden, wenn ich mich für das Allgemeine, für das Leben gebildet habe. Aber ich bezweifle diesen möglichen Schritt; weil ich die goldene Unabhängigkeit von der Herrschaft der Vernunft mich stets zu veräußern scheuen würde, wenn ich erst einmal so glücklich gewesen wäre, sie mir wieder erworben zu haben. Diese Aeußerung ist es besonders, die ich zu verschweigen bitte, weil sie mir ohne Zweifel viele Unannehmlichkeiten von Seiten meines Vormundes verursachen würde, der mir schon erklärt hat, ein Mündel müsse sich für einen festen Lebensplan, für ein festes Ziel bestimmen. Sobald ich aber nur erst meinen Abschied erhalten habe, um dessen Bewilligung ich bereits nachgesucht, werde ich freimüthig und offen zu Werke gehen. Welcher Erfolg dieses Schrittes im Hintergrunde der Zukunft meiner wartet, weiß allein der, der schon jetzt wie in der Zukunft lebt. Ich hoffe das Beste; wiewohl ich auch ohne Bestürzung an schlimme Folgen denke. Auch in ihnen ist Bildung, und vielleicht die höchste Bildung möglich und sie werden mich nicht unvorbereitet überraschen, wenigstens mich unfehlbar nicht meinen Entschluß bereuen machen. Ja, thäten sie dies, müßte ich dann nicht dasselbe fürchten, als wenn ich bliebe, wo ich bin? Man kann für jeden Augenblick des Lebens nichts anderes thun, als was die Natur für ihren wahren Vortheil erkennt.

Ein zufälliger Umstand schützt mich vor dem tiefsten Elende, vor Hunger und Blöße in Krankheiten. Ich habe ein kleines Vermögen, das mir in dieser Rücksicht — und weil es mir manchen Vortheil für meine Bildung verschaf-

fen kann — sehr theuer ist, und ich mir, aus diesem Grunde, möglichst zu erhalten strebe.

Mein Glück kann ich freilich nicht auf diesen Umstend gründen, den mir ein Zufall gab, und ich will es daher nur wie ein Geschick, nicht wie eine angeborene Eigenschaft genießen, um mich, wenn ich es verlieren sollte, wenigstens nicht ärmer zu fühlen, als ich war. Ich sinne oft nach, welchen Weg des Lebens ich wohl eingeschlagen haben würde, wenn das Schicksal mich von allen Gütern der Erde ganz entblößt hätte, wenn ich ganz arm wäre? Und fühle eine nie empfundene Freude, Kopf und Herz wechselseitig kräftigend, daß ich dasselbe, ganz dasselbe gethan haben würde.

Ja, Lieber! Nicht Schwärmerei, nicht kindische Zuversicht ist diese Aeußerung. Erinnern Sie sich, daß ich es für meine Pflicht halte, diesen Schritt zu thun; und ein Zufall, außerwesentliche Umstände können und sollen die Erfüllung meiner Pflicht nicht hindern, einen Entschluß nicht zerstören, den die höhere Vernunft nicht erzeugte, ein Glück nicht erschüttern, das sich nur im Innern gründet.

In dieser Ueberzeugung darf ich gestehen, daß ich mit einiger, ja großer Gewißheit einer fröhlichen und glücklichen Zukunft entgegensehe. In mir und durch mich vergnügt, o, mein Freund! wo kann der Blitz des Schicksals mich treffen, wenn ich es fest im Innersten meiner Seele bewahre? Immer mehr erwärmt und begünstigt mein Herz den Entschluß, den ich nun um keinen Preis der Könige mehr aufgeben möchte, und meine Vernunft bekräftigt, was mein Herz sagt, und krönt es mit der Wahrheit, daß es wenig-

stens weise und rathsam sei, in dieser wandelbaren Zeit so wenig wie möglich an die Ordnung der Dinge zu knüpfen.

Diese getreue Darstellung meines ganzen Wesens, das volle unbegrenzte Vertrauen, dessen Gefühle mir selbst frohe Genüsse gewähren, weil eine zufällige Abgezogenheit von den Menschen sie so selten macht, wird auch Sie nicht ungerührt lassen, soll und wird mir auch Ihr Vertrauen erwerben, um das ich im eigentlichsten Sinne buhle. Den Funken der Theilnahme, den ich bei der ersten Eröffnung meines Planes in Ihren Augen entdeckte, zur Flamme zu erheben, ist mein Wunsch und meine Hoffnung. Sein Sie mein Freund im deutschen Sinne des Worts, so wie Sie einst mein Lehrer waren, jedoch für länger, für immer.

Es wird mir lieb sein, wenn dieser Brief nebst beiliegendem Aufsatz meiner Schwester Ulrike zur Lesung überschickt wird. Sie ist die Einzige von meiner Familie, der ich mich ganz anzuvertrauen schuldig bin, weil sie die Einzige ist, die mich ganz verstehen kann. Diesen Aufsatz bitte ich aufzubewahren, bis ich ihn mir in Frankfurt selbst abfordere.

Ihr Freund Kleist.

2.

Würzburg, den 16. Sept. 1800.

Alle ächte Aufklärung des Weibes besteht am Ende wohl nur darin, meine liebe Freundin: über die Bestimmung seines irdischen Lebens vernünftig nachdenken zu können.

Ueber die Bestimmung unseres ewigen Daseins nachzudenken, auszuforschen, ob der Genuß der Glückseligkeit, wie Epikur meinte, oder die Erreichung der Vollkommenheit, wie Leibnitz glaubte, oder die Erfüllung der trocknen Pflicht, wie Kant versichert, der letzte Zweck des Menschen sei, ist selbst für Männer unfruchtbar und oft verderblich. Solche Männer begehen die Unart, die ich beging, als ich mich im Geiste von Frankfurt nach Stralsund, und von Stralsund wieder im Geiste nach Frankfurt versetzte. Sie leben in der Zukunft, und vergessen darüber, was die Gegenwart von ihnen fordert.

Urtheile selbst, wie können wir beschränkte Wesen, die wir von der Ewigkeit nur ein so unendlich kleines Stück, unser spannenlanges Erdenleben übersehen, wie können wir uns getrauen, den Plan, den die Natur für die Ewigkeit

entwarf, zu ergründen? Und wenn dies nicht möglich ist, wie kann irgend eine gerechte Gottheit von uns verlangen, in diesen ihren ewigen Plan einzugreifen, von uns, die wir nicht einmal im Stande sind, ihn zu denken?

Aber die Bestimmung unseres irdischen Daseins — können wir allerdings unzweifelhaft herausfinden, und diese zu erfüllen, kann die Gottheit mit Recht von uns fordern.

Es ist möglich, liebe Freundin, daß mir Deine Religion hierin wiederspricht, und daß sie Dir gebietet, auch etwas für Dein künftiges Leben zu thun. Du wirst gewiß Gründe für Deinen Glauben haben, so wie ich Gründe für den meinigen; und so fürchte ich nicht, daß diese kleine Religionszwistigkeit unserer Liebe großen Abbruch thue. Wo nur die Vernunft herrschend ist, vertragen sich auch die Meinungen leicht; und da die Religionstoleranz schon eine Tugend ganzer Völker geworden, wird es, denke ich, der Duldung nicht schwerer werden, in zwei liebenden Herzen zu herrschen.

Wenn Du Dich also durch die Einflüsse Deiner früheren Erziehung gedrungen fühltest, durch die Beobachtung religiöser Ceremonien auch Etwas für Dein ewiges Leben zu thun, so würde ich weiter nichts, als Dich warnen, ja nicht darüber Dein irdisches Leben zu vernachlässigen.

Denn nur gar zu leicht glaubt man, man habe Alles gethan, wenn man die ernsten Gebräuche der Religion beobachtet, wenn man fleißig in die Kirche geht, täglich betet, und jährlich zweimal das Abendmahl nimmt.

Alle diese religiösen Gebräuche sind jedoch nichts als menschliche Vorschriften, die zu allen Zeiten verschieden

waren, und noch in diesem Augenblicke an allen Orten der Erde verschieden sind. Darin kann also das Wesen der Religion nicht liegen, weil es ja sonst höchst schwankend und ungewiß wäre! Wer steht uns dafür, daß nicht in Kurzem ein zweiter Luther unter uns aufsteht, und umwirft, was jener baute. Aber in uns flammt eine Vorschrift — und die muß göttlich sein, weil sie ewig und allgemein ist; sie heißt: „erfülle Deine Pflicht" — und dieser Satz enthält die Lehren aller Religionen.

Alle anderen Sätze folgen aus diesem und sind in ihm gegründet, oder sie sind nicht darin begriffen, und dann sind sie unfruchtbar und unnütz.

Daß ein Gott sei, daß es ein ewiges Leben, einen Lohn für die Tugend, eine Strafe für das Laster gebe, das Alles sind. Sätze, die in jenem nicht gegründet sind, und die wir also entbehren können. Denn gewiß sollen wir sie nach dem Willen der Gottheit selbst entbehren können, weil sie es uns selbst unmöglich gemacht hat, es einzusehen nnd zu begreifen. Würdest Du nicht mehr thun, was Recht ist, wenn der Gedanke an Gott und Unsterblichkeit nur ein Traum wäre? Ich nicht.

Daher bedarf ich zwar zu meiner Rechtschaffenheit dieser Sätze nicht; aber zuweilen, wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, erlaube ich mir, mit stiller Hoffnung an meinen Gott zu denken, der mich sieht, und an eine frohe Ewigkeit, die meiner wartet. Zu beiden fühle ich mich mit meinem Glauben hingezogen, den mein Herz mir zugesichert und mein Verstand mehr bestätigt als widerspricht.

Aber dieser Glaube sei irrig, oder nicht — gleichviel!

Es warte auf mich eine Zukunft, oder nicht — gleichviel! Ich erfülle für dieses Leben meine Pflicht, und wenn Du mich fragst: warum? so ist die Antwort leicht: eben weil es meine Pflicht ist.

Ich schränke mich daher mit meiner Thätigkeit ganz für dieses Erdenleben ein, ich will mich nicht um meine Bestimmung nach dem Tode kümmern, aus Furcht, darüber meine Bestimmung für dieses Leben zu vernachlässigen. Ich fürchte nicht die Höllenstrafe der Zukunft, weil ich mein eigenes Gewissen fürchte, und rechne nicht auf einen Lohn jenseits des Grabes, weil ich ihn mir diesseits desselben schon erwerben kann.

Dabei bin ich überzeugt, gewiß in den großen ewigen Plan der Natur einzugreifen, wenn ich nur den Platz ganz erfülle, auf den sie mich in dieser Erde setzte. Nicht umsonst hat sie mir diesen gegenwärtigen Wirkungskreis angewiesen, und gesetzt, ich verträumte diesen, und forschte dem zukünftigen nach — ist denn nicht die Zukunft ein Commentar der Gegenwart, und soll ich auch diese Gegenwart wieder verträumen?

Doch ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Ich habe Dir diese Gedanken blos zur Prüfung vorgelegt. Ich fühle mich ruhiger und sicherer, wenn ich den Gedanken an die dunkle Bestimmung der Zukunft ganz von mir entferne, und mich allein an die gewisse und deutliche Bestimmung für dieses Erdenleben halte.

Ich will Dir nun meine ersten Hauptgedanken erklären. Bestimmung unseres irdischen Lebens heißt Zweck desselben, oder die Absicht, zu welcher uns Gott auf diese

Erde gesetzt hat. Vernünftig darüber nachdenken heißt nicht nur diesen Zweck selbst deutlich kennen, sondern auch in allen Verhältnissen unsers Lebens immer die zweckmäßigsten Mittel zu seiner Erreichung herausfinden.

Das, sagte ich, wäre die ganze wahre Aufklärung des Weibes, und die einzige Philosophie, die ihr ansteht.

Deine Bestimmung oder überhaupt die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unverkennbar, denn welche andere kann es sein, als diese: Mutter zu werden und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen?

Und wohl Euch, daß Eure Bestimmung so einfach und beschränkt ist! Durch Euch will die Natur nur ihre Zwecke erreichen; durch uns Männer auch der Staat noch die seinigen, und daraus entwickelten sich oft die unseligsten Widersprüche.

In der Folge mehr.

3.

Würzburg, den 10. October 1800.

Liebe Wilhelmine! Du denkst gewiß heute an mich, so wie ich den ganzen 18. August an Dich dachte, nicht wahr? — Mit welcher Innigkeit denke ich auch jetzt an Dich! Und welch' ein unbeschreiblicher Genuß ist mir die Ueberzeugung, daß unsere Gedanken sich gewiß in diesem Augenblicke begegnen! Ja, mein Geburtstag ist heute, und mir ist, als hörte ich die Wünsche, die Dein Herz heimlich für mich bildet, als fühlte ich den Druck Deiner Hand, der sie mir mit einem Male mittheilt. — Sie werden erfüllt werden, alle diese Wünsche, sei davon überzeugt, ich bin es. Wenn uns ein König ein Ordensband wünscht, heißt das nicht, es uns versprechen? Er selbst hat die Erfüllung seines Wunsches in seiner Hand. — Du auch, liebes Mädchen. Alles, was ich Glück nenne, kann mir von Deiner Hand nur kommen, und wenn Du mir dieses Glück wünschest, kann ich wohl ganz ruhig in die Zukunft blicken, wird es mir gewiß zu Theil. Liebe und Bildung, das ist alles, was ich begehre, und wie froh bin ich, daß die Erfüllung dieser beiden unerläßlichen Bedürfnisse, ohne die

ich nicht mehr glücklich sein könnte, nicht von dem Himmel abhangen, der, wie bekannt, die Wünsche der armen Menschen so oft unerfüllt läßt, sondern einzig und allein von Dir.

In meiner Seele sieht es jetzt aus, wie in dem Schreibtische eines Philosophen, der ein neues System ersann, und einzelne Hauptgedanken auf zerstreute Papiere niederschrieb. Eine große Idee — für Dich — schwebt mir unaufhörlich vor der Seele! Ich habe Dir den Hauptgedanken schon am Schlusse meines letzten Briefes, auch schon vorher auf einem einzelnen Blatte mitgetheilt. Du hast ihn doch noch nicht vergessen? — —

Ich ersuchte Dich einst mir aufzuschreiben, was Du Dir eigentlich von dem Glücke einer künftigen Ehe versprächst? — Erräthst Du nicht, warum? Doch wie kannst Du dies errathen! — Ich sehe mit Sehnsucht diesem Aufsatz entgegen, den ich immer noch nicht von Wien erhalten habe. Dein erstes Blatt, das Du mir mittheiltest, und das mir eine unaussprechliche bittersüße Freude gewährte, scheuchte mich aus Deinen Armen und beschleunigte meine Abreise. Weißt Du wohl noch, mit welcher Bewegung ich es am Tage vor unserer Trenunng durchlas, und wie ich es unruhig mit mir nach Hause nahm — und weißt Du auch, was ich da, als ich allein war, mit diesem Blatte Alles empfand? Es zog mein ganzes Herz an Dich, aber es stieß mich zugleich unwiderruflich aus Deinen Armen. — Wenn ich es jetzt wieder lesen werde, so wird es mich dahin zurückführen. Damals war ich Deiner nicht würdig, jetzt bin ich es. Damals weinte ich, daß Du so gut, so edel,

so achtungswürdig, so werth des höchsten Glückes warst, jetzt wird es mein Stolz, mein Entzücken sein. Damals quälte mich das Bewußtsein, Deine heiligsten Ansprüche nicht erfüllen zu können, und jetzt, jetzt — — doch still!

Jetzt werde auch ich Dir mittheilen, was ich mir von dem Glücke meiner künftigen Ehe verspreche. Ehemals durfte ich das nicht, aber jetzt — O, Gott! Wie froh macht mich das! — werde ich die Gattin beschreiben, die mich glücklich machen kann. — Das ist die große Idee, die ich für Dich im Sinne habe. Das Unternehmen ist groß, aber der Zweck auch. Ich werde jede Stunde, die mir meine künftigen Tage übrig lassen, nur diesem Geschäfte widmen. Das wird meinem Leben neuen Reiz geben, und uns beide schneller durch die Prüfungszeit führen, die uns bevorsteht. In fünf Jahren, hoffe ich, wird das Werk fertig sein.

Fürchte nicht, daß die beschriebene Gattin nicht von Erde sein wird, und ich sie erst in dem Himmel finde. Ich werde sie in fünf Jahren auf dieser Erde finden, und mit meinen irdischen Armen umschließen. — — Ich werde von der Lilie nicht verlangen, daß sie in die Höhe schieße, wie die Ceder, und der Taube kein Ziel stecken, wie dem Adler. Ich werde aus der Leinwand kein Bild hauen, und auf den Marmor nicht malen. Ich kenne die Masse, die ich vor mir habe, und weiß, wozu sie taugt. Es ist ein Erz mit gediegenem Golde, und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Gestein zu scheiden. Glanz und Gewicht und Unverletzbarkeit in der Feuerprobe hat es von der Natur erhalten, die Sonne der Liebe wird ihr Schimmer

und Glanz geben, und ich habe nach der metallurischen Scheidung nichts weiter zu thun, als mich zu wärmen an den Strahlen, die seine Spiegelfläche auf mich zurückwirft.

Ich selbst fühle, wie matt diese Bildersprache gegen den Sinn ist, der mich belebt. — O, wenn ich Dir nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt! Wenn Du es ahnen könntest, wie der Gedanke, aus Dir einst ein vollkommenes Wesen zu bilden, jede Kraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Thätigkeit setzt — Du wirst es mir kaum glauben; aber ich sehe oft Stundenlang aus dem Fenster und gehe in zehn Kirchen und besehe diese Stadt von allen Seiten, und sehe doch nichts, als ein einziges Bild — Dich, und zu Deinen Füßen zwei Kinder und auf Deinem Schooße ein drittes; und höre, wie Du dem Kleinsten sprechen, dem Mittlern fühlen, dem Größten denken lehrst, und wie Du den Eigensinn des Einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des Andern zu Freimüthigkeit, die Schüchternheit des Dritten zu Bescheidenheit, und die Neugierde Aller zu Wißbegierde umzubilden weißt, sehe, wie Du ohne viel zu handeln, durch Beispiele Gutes lehrst, und wie Du ihnen in Deinem eigenen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. — — Ist es ein Wunder, wenn ich für diese Empfindungen die Sprache nicht finden kann?

Lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: Ich bin zu einer Mutter geboren! Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunsch fahre zurück vor diesem undurchdringlichen Harnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungs-

würdig wäre? Sie hat nichts, was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist. Dahin richte Dein heiligstes Bestreben! Das ist das Einzige, was Dir die Erde einst verdanken kann! Gehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschenalter getragen zu haben. Verachte alle die niedern Zwecke des Lebens. Dieser einzige wird Dich über alle erheben. In ihm wirst Du Dein wahres Glück finden, alle andern können Dich nur auf Augenblicke vergnügen. Er wird Dir Achtung vor Dir selbst einflößen, alles Andere kann nur Deine Eitelkeit kitzeln, und wenn Du einst an seinem Ziele stehst, wirst Du mit Selbstzufriedenheit auf Deine Jugend zurückblicken, und nicht wie tausend andere unglückliche Geschöpfe Deines Geschlechts die versäumte Bestimmung und das versäumte Glück in bittern Stunden der Einsamkeit beweinen.

Ich will nicht, daß Du aufhörest, Dich zu putzen oder in frohe Gesellschaften zu gehen, oder zu tanzen; aber ich möchte Deiner Seele den Gedanken recht aneignen, daß es höhere Freuden giebt, als die uns aus dem Spiegel, oder aus dem Tanzsaale entgegen lächeln. Das Gefühl, im Innern schön zu sein, und das Bild, das uns der Spiegel des Bewußtseins in den Stunden der Einsamkeit zurückwirft, sind Genüsse, die allein unsere heiße Sehnsucht nach Glück stillen können.

Dieser Gedanke möge Dich auf allen Deinen Schritten begleiten, vor den Spiegel, in Gesellschaft, in den Tanzsaal. Bringe der Mode oder vielmehr dem Geschmacke die kleinen Opfer, die er nicht ganz mit Unrecht von jungen

Mädchen fordert, arbeite an Deinem Putze, frage den Spiegel, ob Dir die Arbeit gelungen ist — aber eile mit dem Allen und kehre so schnell als möglich zu Deinem höchsten Zwecke zurück. Besuche den Tanzsaal, — aber sei froh, wenn Du von einem Vergnügen zurückkehrest, wobei nur die Füße ihre Rechnung fanden; das Herz aber und der Verstand den Pulsschlag ihres Lebens ganz aussetzten, und das Bewußtsein gleichsam ausgelöscht war. Gehe in frohe Gesellschaften, — aber suche Dir immer den Bessern, Edlern heraus, von dem Du etwas lernen kannst — denn das darfst Du in keinem Augenblicke Deines Lebens versäumen. Jede Minute, jeder Mensch, jeder Gegenstand kann Dir eine nützliche Lehre geben, wenn Du sie zu entwickeln verstehst. — Von diesem Gegenstande ein andermal mehr.

Und so laß uns beide Hand in Hand unserem Ziele entgegengehen, jeder dem seinigen, das ihm zunächst liegt, und wie einst dem letzten, nach dem wir beide streben. — Dein nächstes Ziel sei, Dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, das fernere, nach dem wir beide streben, und das wir uns beide wechselseitig sichern können: das Glück der Liebe!

Den 11. October.

Ich will aus diesem Briefe kein Buch machen, wie aus dem vorigen, und Dir daher nur kurz noch Einiges vor dem Abgange der Post mittheilen.

Ich finde jetzt die Gegend um die Stadt weit angenehmer, als ich sie bei meinem Einzuge fand; ich möchte

fast sagen, daß ich sie schön finde — und ich weiß nicht, ob sich die Gegend verändert hat, oder das Herz, das ihren Eindruck empfing. Wenn ich jetzt auf der steinernen Mainbrücke stehe, die das Citadell von der Stadt trennt, und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen hervorströmt und unter meinen Füßen wegfließt, ist es mir, als ob ich über einem Leben erhaben stände. Ich stehe daher gern am Abende auf diesem Gewölbe und lasse den Wasserstrom und den Luftstrom mir entgegenrauschen. Oder ich kehre mich um, und verfolge den Lauf des Flusses, bis er sich in die Berge verliert, und verliere mich selbst dabei in stillen Betrachtungen. — Selbst von dem Berge aus, von dem ich Würzburg zuerst erblickte, gefällt es mir jetzt, und ich möchte fast sagen, daß es von dieser Seite am schönsten sei. Ich sah es letzthin von diesem Berge nicht ohne inniges Vergnügen. Die Höhe senkt sich allmälig herab und in der Tiefe liegt die Stadt. Von beiden Seiten hinter ihr ziehen in halben Kreisen Bergketten sich heran, und nähern sich freundlich, als wollten sie sich die Hände geben, wie ein paar alte Freunde nach einer lange verflossenen Beleidigung. . . . . Aber der Main tritt zwischen sie, wie die bittere Erinnerung, und sie wanken, und keiner wagt es, zuerst hinüber zu schreiten, und beide folgen langsam dem scheidenden Strom, wehmüthige Blicke über die Scheidewand wechselnd. —

In der Tiefe, sagte ich, liegt die Stadt, wie in der Mitte eines Amphitheaters! Die Terrassen der umschließenden Berge dienen statt Logen, Wesen aller Art blickten als Zuschauer voll Freude herab und sangen und sprachen Bei-

fall, oben in der Loge des Himmels stand Gott. Und aus dem Gewölbe des großen Schauspielhauses sank der Kronleuchter der Sonne herab, und versteckte sich hinter die Erde — denn es sollte ein Nachtstück aufgeführt werden. Ein blauer Schleier umhüllte die ganze Gegend, und es war, als wäre der azurne Himmel selbst herniedergesunken auf die Erde. Die Häuser in der Tiefe lagen in dunkeln Massen da, wie das Gehäuse einer Schnecke. Hoch empor in die Nachtluft ragten die Spitzen der Thürme, wie die Fühlhörner eines Insektes, und das Klingeln der Glocken klang wie der heisere Ruf des Heimchens; hinten starb die Sonne, hochroth glühend vor Entzücken, wie ein Held, und das blasse Zodiakal-Licht umschimmerte sie, wie eine Glorie das blasse Antlitz eines Heiligen. — —

Vorgestern ging ich aus, einen andern Berg von der Nordseite zu ersteigen. Es war ein Weinberg, und ein enger Pfad führte durch gesegnete Rebenstangen auf seinen Gipfel. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Berg so hoch sei — und er war es vielleicht auch nicht, aber sie hatten aus den Weinbergen alle Steine rechts und links in diesen Weg geworfen, das Ersteigen zu erschweren, — — gerade, wie das Schicksal oder die Menschen mir auf dem Wege zum Ziele, das ich nun doch erreicht habe. Ich lachte über diese auffallende Aehnlichkeit. — Du weißt noch nicht alles, was mir in Berlin und in Dresden, in Baireuth, ja selbst hier in Würzburg begegnet ist, das Alles wird noch einen langen Brief kosten. Damals ärgerte ich mich eben so über die Steine, die mir in den Weg geworfen wurden; ließ mich aber nicht stören, vergoß zwar heiße Schweißtropfen, aber

erreichte doch, wie vorgestern, das Ziel. Das Ersteigen der Berge, wie der Weg zur Tugend, ist besonders wegen der Aussicht, die man eben vor sich hat, beschwerlich. Drei Schritte weit sieht man, weiter nicht, und nichts als die Stufen, die erstiegen werden müssen, und kaum ist ein Stein überschritten, gleich ist ein anderer da, und jeder Schritt schmerzt doppelt, und die ganze Mühseligkeit wird gleichsam wiedergekäut; —— aber man muß an die Aussicht denken, wenn man den Gipfel erstiegen hat. O, wie herrlich war der Anblick des Mainthales von dieser Höhe! Hügel und Thäler, und Wasser und Städte und Dörfer, alles durcheinander wie ein gewirkter Fußteppich! Der Main wandte sich bald rechts, bald links, und küßte bald den einen, bald den andern Rebenhügel, und wandelte zwischen seinen beiden Ufern, die ihm gleich theuer schienen, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter. Der Felsen mit der Citadelle sah ernst auf die Stadt herab, und bewachte sie, wie ein Riese sein Kleinod, und an den Außenwerken herum schlich ein Weg, wie ein Spion, und krümmte sich in jede Bastion, als ob er recognosciren wollte, wagte aber nicht, in die Stadt zu gehen, sondern verlor sich in die Berge. —

Aber keine Erscheinung in der Natur kann eine so wehmüthige Freude abgewinnen, als ein Gewitter am Morgen, besonders wenn es ausgedonnert hat. Wir hatten hier vor einigen Tagen dies Schauspiel. — O, es war eine prächtige Scene! Im Westen stand das nächtliche Gewitter und wüthete wie ein Tyrann, und von Osten her stieg die Sonne herauf, ruhig und schweigend, wie ein Held. Und seine Blitze warf ihm das Ungewitter zischend zu und

schalt ihn laut mit der Stimme des Donners; — er aber schwieg, der göttliche Stern, und stieg herauf, und blickte mit Hoheit herab auf den unruhigen Nebel unter seinen Füßen, und sah sich tröstend um nach den andern Sonnen, die ihn umgaben, als ob er seine Freunde beruhigen wollte. — Und einen letzten fürchterlichen Donnerschlag schleuderte ihm das Ungewitter entgegen, als ob es seinen ganzen Vorrath von Galle und Geifer in einen Funken ausspeien wollte; — aber die Sonne wankte nicht in ihrer Bahn, und nahte sich unerschrocken, und bestieg den Thron des Himmels — — und blaß, wie vor Schreck, entfärbte sich die Nacht des Gewölkes, und zerstob wie ein dünner Rauch, und sank unter den Horizont, wenige schwache Flüche murmelnd — —

Aber welch ein Tag folgte diesem Morgen! Laue Luftzüge wehten mich an, leise flüsterte das Laub, große Tropfen fielen mit langen Pausen von den Blumen, ein mattes Licht lag ausgegossen über die Gegend, und die ganze Natur schien ermattet nach dieser großen Anstrengung, wie ein Held nach der Arbeit des Kampfes. — Doch ich wollte ja kein Buch machen und will nun kurz und gut schließen.

Werde ich nicht bald einen Brief von Dir erhalten? Meine liebe, theure, einzige Freundin — wenn Du in so langer Zeit krank geworden sein solltest — wenn Du vielleicht gar nicht mehr wärst — o, Gott! dann wären alle Opfer, alle Bemühungen dieser Reise umsonst! Liebe bedarf ich — und wo würde ich so viele Liebe wiederfinden? Für Dich that ich, was ich nie für einen Menschen that — Du würdest mich inniger, treuer, zärtlicher,

dankbarer, als irgend ein anderes Mädchen geliebt haben — O, Gott! das wäre schrecklich! Schreibe, schreibe bald! Täglich besuche ich die Post. Bald muß ich Nachrichten von Dir erhalten, oder meine so lange erhaltene Ruhe wankt. —

Schreibe mir immer nach Würzburg. Ich bleibe hier bis ich von Dir Nachricht erhalten habe, denn ruhig könnte ich sonst nicht weiter reisen. Aber ich reise vielleicht und wahrscheinlich gar nicht weiter. Adieu.

4.

Berlin, den 13. November 1800.

Liebe Wilhelmine! dein Brief hat mir eine ganz außerordentliche Freude gewährt. Dich so anzuschmiegen an meine Wünsche, so innig einzugreifen in mein Interesse — o, es soll Dir gewiß einst belohnt werden. Gerade auf diesem Lebenswege, wo Du Alles fahren läßt, was die Weiber reizt, Ehre, Reichthum, Wohlhabenheit, gerade auf diesem Wege wirst Du um so gewisser etwas Anderes finden, das mehr werth ist als das Alles: — Liebe! Wo es noch andere Genüsse gibt als Liebe, öffnet sich ihr das ganze Wesen, umfaßt es ihr ganzes Glück, werden alle ihre unendlichen Genüsse erschöpft — ja, gewiß, Du sollst einst glücklich sein.

Aber laß uns nicht blos frohen Träumereien folgen. — Es ist wahr, wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsere Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und Dich und die Wissenschaften und weiter nichts. — Dann sind mir alle Ehrenstellen und alle Reichthümer verächtlich, dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen als die Erfüllung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich an seine Erreichung schreiten. —

— — Aber die Vernunft muß auch mitsprechen, und wir wollen hören, was sie sagt. Wir wollen recht vernünftig diesen ganzen Schritt prüfen.

Ich will kein Amt nehmen. Warum nicht? — Wie viele Antworten liegen mir auf der Seele! Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbedeutenden Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug seyn — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck steht mir vor Augen, nach ihm würde ich handeln müssen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Aussprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Obern. — — Nein, es geht nicht, ich passe für kein Amt. Ich bin auch wirklich zu ungeschickt, um es zu führen. Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, sind Eigenschaften, die bei einem Amte unentbehrlich, und mir ganz fehlen. Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. Für die Amtsbesoldung Listen zu schreiben und Rechnungen zu führen? — ach! ich würde eilen, eilen daß sie fertig würden, und zu meinen geliebten Wissenschaften zurückkehren. Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen. — Nein, es geht nicht. Ich bin selbst zu ungeschickt, mir ein Amt zu erwerben. Zufrieden, mir wirklich Kenntnisse zu erwerben, bekümmert es mich wenig, ob Andere sie in mir wahrnehmen. Sie zur Schau auf-

stellen, oder zum Kaufe ausbieten, wäre mir unmöglich — Und würde man denjenigen begünstigen, der den Stolz hat, jede Gunst zu entbehren, und der durch keine andere Fürsprache steigen will, als durch die Fürsprache seiner Verdienste? — Aber das Entschiedenste ist dieses, daß selbst ein Amt, und wäre es eine Ministerstelle, mich nicht glücklich machen kann. Mich nicht, — denn Eines ist gewiß, ich bin dereinst in meinem Hause glücklich, oder niemals, nicht auf Bällen, nicht im Opernhause, nicht in Gesellschaften, und wäre es die Gesellschaft von Fürsten, ja wäre es die Gesellschaft unseres eigenen Königs. — Und wollte ich darum Minister werden, um häusliches Glück zu genießen? Wollte ich darum mich in eine Hauptstadt begraben, und mich in ein Chaos verwickelter Verhältnisse stürzen, um still und ruhig bei meiner Frau zu leben? Wollte ich mir darum Ehrenstellen erwerben, und mich darum mit Ordensbändern behängen, um Staat zu machen damit vor meinem Weibe und meinen Kindern? Ich will von der Freiheit nicht reden, weil Du mir schon einmal Einwürfe dagegen gemacht hast, ob Du zwar gleich, wie alle Weiber, das nicht recht verstehen magst; aber Liebe und Bildung sind zwei unerläßliche Bedingungen meines künftigen Glückes — und was könnte mir in einem Amte davon zu Theil werden, als höchstens ein karger, sparsamer Theil von Beiden? Wollte ich an die Wissenschaften gehen, so brächte mir der Sekretär einen Stoß Akten, und wollte ich einen großen Gedanken verfolgen, meldete mir der Kammerdiener, daß das Vorzimmer voll Fremden stehe. Wollte ich den Abend bei meinem Weibe zubringen, ließ mich der König

zu sich rufen und, um mir auch die Nächte zu rauben, müßte ich in die Provinzen reisen, und die Fabriken zählen. Wie würde ich die Orden und die Reichthümer, und den ganzen Bettel der großen Welt verwünschen, wie würde ich bitterlich weinen, meine Bestimmung so unwiderbringlich verfehlt zu haben, wie würde ich mir mit heißer Sehnsucht trockenes Brod wünschen, und irdische Liebe, Bildung und Freiheit — Nein, ich darf kein Amt wählen, weil ich das ganze Glück, das es gewähren kann, verachte.

Aber darf ich mich auch jedem Amte entziehen? — — Diese spitzfindige Frage haben mir schon so viele Menschen aufgeworfen. Man müsse seinen Mitbürgern nützlich sein, sagen sie, und darin haben sie Recht — und darum müsse man ein Amt nehmen, setzen sie hinzu, und darin haben sie Unrecht. Kann man denn nicht Gutes wirken, wenn man auch nicht eben dafür besoldet wird? Ich darf nur an Brokes denken! — Wie vieles Gute, Vortreffliche thut dieser herrliche Mensch. — Und dann, wenn ich einmal auf Kosten der Bescheidenheit die Wahrheit reden will — habe ich nicht auch während meiner Abwesenheit in Frankfurt unter unseren Familien manches Gute gestiftet? — Durch untadelhaften Lebenswandel den Glauben an die Tugend bei Andern stärken, durch weise Freunde sie zur Nachahmung reizen, immer dem Nächsten, der es bedarf, helfen mit Wohlwollen und Güte — ist das nicht auch Gutes wirken? — Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, ist das nicht etwas Vortreffliches? Und dann mich selbst auf eine Stufe näher der Gottheit zu stellen — — — O, laß mich, laß mich! Das Ziel ist gewiß hoch genug

und erhaben, da giebt es gewiß Kraft genug, zu handeln. — — Und wenn ich auf dieser Erde nirgend einen Platz finden sollte, finde ich vielleicht auf einem anderen Sterne einen um so besseren.

Aber kann ich jedes Amt ausschlagen? — Das heißt, ist es möglich? — Wie gehe ich mit klopfendem Herzen an die Beantwortung dieser Frage! Weißt Du wohl noch am letzten Abend den Erfolg unserer Berechnung? — Aber ich glaube immer, ich habe noch nicht alle Hoffnung verloren. — — Sieh'! ich will Dir sagen, wie ich zuerst auf den Gedanken kam, daß es möglich sein müßte. Ich dachte, Du lebtest in Frankfurt, ich in Berlin, warum könnten wir nicht, ohne mehr zu verlangen, zusammen leben? Aber das Herkommen will, daß wir ein Haus bilden, und unsere Geburt, daß wir mit Anstand leben. — — Ueber die unglückseligen Vorurtheile! Wie viele Menschen genießen mit Wenigem, vielleicht mit ein paar hundert Thalern das Glück der Liebe — und wir sollen es entbehren, weil wir von Adel sind? — Da dachte ich: Weg mit allen Vorurtheilen, weg mit dem Adel, weg mit dem Stande — gute Menschen wollen wir sein, und uns mit der Freude begnügen, die die Natur uns schenkt. Lieben wollen wir uns und bilden, und dazu gehört nicht viel Geld, — aber doch etwas, doch etwas — und ist das, was wir haben, hinreichend? Das ist eben die große Frage. Wenn ich warten wollte, bis ich mir etwas erwerben kann, oder will, dann bedürften wir weiter nichts, als Geduld, denn das ist mir in der Folge gewiß. — Laß mich ganz aufrichtig sein, liebes Mädchen. Ich will von mir mit Dir

reden, als spräche ich mit mir selbst. Gesetzt, Du fändest die Rede eitel, was schadet es? Du bist nichts anderes, als ich, und vor Dir will ich nicht besser erscheinen, als vor mir selbst, auch Schwächen will ich vor Dir nicht verstecken. Also aufrichtig und ohne allen Rückhalt.

Ich bilde mir ein, daß ich Fähigkeiten habe, seltene Fähigkeiten, meine ich. Ich glaube es, weil mir keine Wissenschaft zu schwer wird, weil ich rasch darin vorrücke, weil ich manches schon aus eigener Erfindung hinzugethan habe — — und am Ende glaube ich es auch darum, weil alle Leute es mir sagen. — Also kurz, ich glaube es! Da stünde mir nun für die Zukunft das ganze schriftstellerische Fach offen. Darin fühle ich, daß ich sehr gern arbeiten würde. — Da ist die Aussicht auf Erwerb äußerst vielseitig. Ich könnte nach Paris gehen und die neueste Philosophie in dieses neugierige Land verpflanzen. — Doch, das siehst Du Alles so vollständig nicht ein, als ich. Da müßtest Du schon meiner bloßen Versicherung glauben, und ich versichere Dir hiemit, daß, wenn Du mir nur ein Paar Jahre, höchstens sechs, Spielraum giebst, ich gewiß Gelegenheit finden werde, mir Geld zu erwerben.

Aber so lange sollen wir noch getrennt sein? — Ich will auch hierin ganz aufrichtig sein. Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald ein Weib zu haben. Dir selbst wird meine Ungeduld nicht entgangen sein — ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Schuldner mahnen, zu befriedigen suchen. Sie stören mich in meinen Beschäftigungen — auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nöthig. — Sei aber ganz ruhig, ich bleibe

es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gern. Man muß sich die Tugend so leicht machen, als möglich. Wenn ich nur erst ein Weib habe, werde ich meinem Ziele ganz ruhig und sicher entgegengehen.

Also ich wünsche es mit meiner ganzen Seele und entsage dem ganzen prächtigen Bettel von Adel, Stand, Ehre und Reichthum, wenn ich nur Liebe bei Dir finde. Wenn es nur möglich ist, daß wir so ohne Mangel bei einander leben, etwa sechs Jahre lang, bis ich mir etwas zu erwerben hoffe, dann bin ich glücklich.

Aber ist dies möglich? Ist es möglich, so ist es nur durch Dich möglich! Hätte mich mein Schicksal zu einem andern Mädchen geführt, das nicht so anspruchslos und genügsam wäre wie Du, dann müßte ich diesen Wunsch unfehlbar unterdrücken. — Aber auch Du willst nichts als Liebe und Bildung. — — Beides sollst Du von mir erhalten, von dem ersten selbst mehr als Du fordern wirst, von dem andern so viel ich geben kann, aber beides mit Freuden. Ich erwarte mit Sehnsucht Deine Berechnung. Du kannst das Alles besser prüfen, als ich. — Aber laß Dich nicht verführen von Deiner Liebe. Sei karg gegen mich, aber nicht gegen Dich. Nein, ich schwöre Dir, ich will Dich nicht mit dieser scheinbaren Selbstverleugnung an Demuth übertreffen. Setze also nicht vergeblich Edelmuth an Edelmuth, das würde unser beiderseitiges Interesse verwirren. Laß uns wahr sein ohne geschraubte Tugend. Wenn ich weniger verlange, als Du, so ist das keine Selbstverleugnung, die mir ein Opfer kostet. Ich fühle, daß ich wirklich wenig bedarf, und mit wahrer Freude würde

ich selbst manches entbehren, um Dich damit froher zu machen. Das ist mein Ernst, also laß mir diese Freude. Ueberfluß wirst Du nicht verlangen, aber an dem Nothwendigen darf es Dir niemals fehlen, o, niemals; denn das würde mich selbst unglücklich machen. Also sei nicht karg gegen Dich in der Berechnung. Fordere lieber mehr, als Du brauchst, als weniger. Es steht doch immer in der Folge bei Dir, mir zufließen zu lassen, was Du übrig hast, und dann werde ich es gewiß immer gern von Dir annehmen. Ist es unter diesen Bedingungen nicht möglich, daß wir uns bald vereinigen, dann müssen wir auf günstigere Zeiten hoffen. — Aber dann ist die Aussicht dunkel, sehr dunkel — und das Schrecklichste wäre mir, Dich betrogen zu haben, Dich, die mich so innig liebte. — O, weg mit dem abscheulichen Gedanken!

Indessen, ich weiß noch ein Mittel, selbst wenn unser Vermögen Deiner Berechnung nicht entspräche. Es ist dieses, mir durch Unterricht wenigstens jährlich ein Paar hundert Thaler zu erwerben. Lächle nicht, und bemühe Dich nur, alle Vorurtheile zu bekämpfen. Ich bin fest entschlossen, den ganzen Adel von mir abzuwerfen. Viele Männer haben geringfügig angefangen und königlich ihre Laufbahn beschlossen. Shakespeare war ein Pferdejunge und ist die Bewunderung der Nachwelt. Wenn Dir auch die eine Art der Ehre entgeht, wird Dir doch vielleicht einst eine andere zu Theil, die höher ist. Warte zehn Jahre und Du wirst mich nicht ohne Stolz umarmen.

Mein Plan in diesem Falle wäre dieser.

Wir hielten uns irgendwo in Frankreich auf, etwa in

dem südlichen Theile, in der französischen Schweiz, in dem schönsten Erdstriche von Zürich — und zwar aus diesem Grunde, um Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Du weißt, wie überhäuft mit Stunden hier bei uns die Emigrirten sind; dies möchte in Frankreich noch mehr der Fall sein, weil es da weniger Deutsche giebt, und doch von der Akademie und von allen französischen Gelehrten unaufhörlich die Erlernung der deutschen Sprache anempfohlen wird, weil man einsieht, daß jetzt von keinem Volke der Erde mehr zu lernen ist, als von den Deutschen. Dieser Aufenthalt in Frankreich wäre mir aus drei Gründen lieb. Erstlich, weil es mir in dieser Entfernung leicht werden würde, ganz nach meiner Neigung zu leben, ohne die Rathschläge guter Freunde zu hören, die mich, und was ich eigentlich begehre, ganz und gar nicht verstehen; zweitens, weil ich so ein Paar Jahre lang ganz unbekannt leben könnte und ganz vergessen werden würde, welches ich recht eigentlich wünsche; und drittens, welches der Hauptgrund ist, weil ich mir da recht die französische Sprache aneignen könnte, welches zu der entworfenen Verpflanzung der neuesten Philosophie in dieses Land, wo man von ihr noch gar nichts weiß, nothwendig ist. — Schreibe mir unverholen Deine Meinung über dieses. — Aber daß ja Niemand etwas von diesem Plane erfährt! Wenn Du nicht mein künftiges Weib würdest, hätte ihn vor der Ausführung kein Mensch von mir erfahren. — Lerne auf jeden Fall recht fleißig die französische Sprache. — Wie Dein Vater zur Einwilligung zu bewegen ist, davon ein andermal. — Ist das Alles nicht ausführbar, so bleibt uns bis zum

Trotz Eins gewiß, nemlich meine Liebe Dir, und Deine Liebe mir. Ich wenigstens gebe nie einem andern Mädchen meine Hand als Dir.

Und nun muß ich schließen. Ich kann nicht mehr so lange Briefe schreiben als auf der Reise; denn jetzt muß ich für Dich und mich arbeiten. Und doch habe ich Dir noch so Vieles zu sagen, z. B. über Deine Bildung. Wenn ich bei Dir wäre, wäre das Alles weit kürzer abgemacht. Ich wollte Dir bei meiner Anwesenheit in Frankfurt vorschlagen, ob Du Dir nicht ein Tagebuch halten, alle Abende aufschreiben wolltest, was Du am Tage sahest, dachtest, fühltest u. s. w. Denke einmal darüber nach, ob das nicht gut wäre. Wir werden uns in diesem unruhigen Leben so selten unserer bewußt, die Gedanken und die Empfindungen verhallen wie ein Flötenton im Orkan — so manche Erfahrung geht unbenutzt verloren — das Alles kann ein Tagebuch verhüten. Auch lernen wir dadurch Freuden aus uns selbst entwickeln, und das möchte wohl gut sein für Dich, da Du von Außen, außer von mir, wenige Freuden empfangen wirst. Das könntest Du mir von Zeit zu Zeit mittheilen — aber Du müßtest Dich darum nicht weniger streng prüfen — ich werde nicht hart sein — denke an Deine Verzeihung meines Fehltritts. — Ich werde Dir auch in meinen Briefen Alles mittheilen, was mir begegnet.

H. K.

5.

Berlin, den 29. November 1800.

Liebe, beste Wilhelmine, ich küsse dich in Gedanken für Deinen trefflichen Brief. Wenn ich doch bei Dir wäre und Dich an meine Brust drücken könnte! — Man sollte, um ruhig zu sein, daran gar nicht denken. Aber wer kann das?

Ganz außerordentlich habe ich mich über Deinen Brief gefreut und über tausend Dinge in ihm, theils über die Antworten auf meine Fragen, theils über Deine erb= und eigenthümlichen Gedanken, auch darum, daß Du meine Vorschläge zu Deiner Bildung so gut verstanden hast. Nutzen und Vergnügen sind gewiß selten so innig verknüpft, als in dieser Beschäftigung, wo man gleichsam mit der Natur selbst spricht, und sie zwingt, auf unsere Fragen zu antworten.

Ihre nützliche Seite konnte Dir nicht entgehen, aber daß Du auch Vergnügen daran findest, ist es, was mich besonders freut, weil es meine Hoffnung, daß in Dir mehr als das Gemeine enthalten sei, immer mehr bestätigt.

Auch mir sind es die liebsten Stunden, in welchen ich die Natur frage, was recht ist, und edel und gut und schön.

Täglich widme ich zur Erholung ein Stündchen diesen Geschäften und denke niemals ohne Freude an den Augenblick in Würzburg, wo ich zum erstenmal auf den Gedanken kam, auf diese Art bei der großen Lehrmeisterin Natur in die Schule zu gehen.

Deine Antworten auf meine Fragen haben durchgängig den Sinn getroffen, und ich will nur, Deinem Wunsche gemäß, Deine erb= und eigenthümlichen Gedanken prüfen.

Zuerst freut es mich überhaupt, daß Du das Talent besitzest, wahrzunehmen. Das, mein liebes Kind, ist kein gemeines Talent. Sehen und hören können alle Menschen, aber wahrnehmen, das heißt mit der Seele den Eindruck der Seele auffassen und denken, können bei Weibern nicht Alle. Sie haben nichts als das todte Auge, und das nimmt das Bild der Natur so wenig wahr, wie die Spiegelfläche des Meeres das Bild des Himmels. Die Seele muß thätig sein, sonst sind alle Erscheinungen der Natur verloren, wenn sie auf alle Sinne wirken — und es freut mich, daß diese erste Bedingung, von der Natur zu lernen, jede ihrer Erscheinungen mit der Seele aufzufassen, so gut bei Dir erfüllt ist.

Ganz vortrefflich, besonders dem Sinne nach, ist der Gedanke, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, auf seine eigene Beschaffenheit ankommt, wie fremde Gegenstände auf ihn einwirken. Das ist vielleicht der beste Gedanke, den jemals ein Mädchen von dem Spiegel gehabt hat. Aber nun müssen wir auch die Lehre nutzen, und fleißig an dem Spiegel unserer Seele schleifen, damit er

glatt und klar werde, und treu das Bild der schönen Natur zurückwerfe. Wie mancher Mensch würde aufhören über die Verderbtheit der Zeiten und Sitten zu schelten, wenn ihm nur ein einziges Mal der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht blos der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, schief und schmutzig ist? Wie oft stand nicht ein solcher Mensch schon vor dem Spiegel, der ihm die lehrreiche Warnung zurief, wenn er sie verstanden hätte — ja, wenn er sie verstanden hätte! —

Auch recht gut, dem Sinne nach, sind die beiden anderen Gedanken, obschon nicht von einem so eingreifenden Interesse. Ich will Dir daher blos Einiges über ihre Darstellung mittheilen.

Du fragst, warum das Thier so schnell, der Mensch so langsam sich ausbildet? Die Frage ist allerdings sehr interessant. Zur Antwort möchte überhaupt schon der allgemeine Grundsatz dienen, daß die Natur immer um so viel mehr Zeit braucht, ein Wesen auszubilden, je vollkommener es werden soll. Das findet sich selbst im Pflanzenreiche bestätigt. Die Gartenpflanze braucht ein Paar Frühlingsmorgen, die Eiche ein halbes Jahrhundert, um auszuwachsen. Du aber vergleichst, um die Antwort zu finden, den Menschen mit einer vollstimmigen Sonate, das Thier mit einer eintönigen Musik. Dadurch möchtest Du nicht ausgedrückt haben, was Du Dir eigentlich gedacht hast. Eigentlich hast Du wohl nicht den Menschen, sondern seine Bestimmung mit der Sonate vergleichen wollen, und dann wird das Gleichniß allerdings richtig. Nehmlich, er ist bestimmt, mit allen Zügen seines künstlichen Instrumen-

tes einst jene große Composition des Schöpfers auszuführen, indessen das Thier auf seiner Rohrpfeife nichts mehr als den einzigen Ton hören lassen soll, den sie enthält. Daher konnte dies freilich seine geringfügige Bestimmung früher erreichen, als der Mensch seine unendlich schwere und mannigfaltige. — Nicht wahr, das wolltest Du sagen?

Bei meinem Bilde oder meinem Gleichnisse kommt es überhaupt auf möglichst genaue Uebereinstimmung nnd Aehnlichkeit in allen Theilen der beiden verglichenen Gegenstände an. Alles was dem einen gilt, muß bei dem anderen irgend eine Anwendung finden.

Willst Du Dich einmal üben, ein recht interessantes Gleichniß herauszufinden, so vergleiche den Menschen mit einem Clavier. Da müßtest Du Saiten, Stimmung, den Stimmer, Resonanzboden, Kasten, den Spieler, die Noten u. s. w. in Erwägung ziehen, und zu jedem das Aehnliche bei dem Menschen herausfinden.

Auch gibt es noch verschiedene andere Mittel, auf eine leichte und angenehme Art, Deinen Scharfsinn im Auffinden des Aehnlichen zu prüfen. Schreibe Dir z. B. auf verschiedene Blätter folgende Fragen, und wenn Du die Antwort gefunden hast, diese darunter. z. B. Was ist lieblich? — Ein Maitag; eine Pfirsichblüthe; eine frohe Braut u. s. w. Was ist erhaben? — Ein Sonnenaufgang; ein Choral am Morgen (ich denke an die schönen Morgen, wenn ich in unserem Garten arbeitete, und der Choral der Hautboisten aus dem Eurigen herüberscholl). Was ist furchtbar? — Ein herannahendes Gewitter; das Kräuseln der Wellen für den Seemann u. s. w. Was ist rührend? —

Reden bei der Leiche; ein Sonnenuntergang; Unschuld und Einfalt; Fleiß und Dürftigkeit u. s. w. Was ist schrecklich? — Blitz und Schlag in Einem Augenblicke; das Nachbarhaus oder gar die eigene Treppe in Flammen u. s. w. Was ist niederschlagend? — Regen am Morgen einer entworfenen Lustpartie; Kälte in der Antwort, wenn man herzlich und warm fragte; ein schlechtes Kleid, wenn die Gesellschaft es bemerkt; eine Grobheit, die uns aus Mißverständniß zugefügt wird u. s. w. Was ist anbetungswürdig? — Christus am Kreuz; eine Unschuld in Ketten, ohne Klagen und Thränen; ein unerschrockenes Wort vor dem Tribunal blutgieriger Richter, oder, wie Schiller sagt, Männerstolz vor Königsthronen u. s. w. Was ist tröstend? — In den Himmel zu sehen; ein Herrnhuther Kirchhof; eine Erbschaft für den trauernden Neffen; ein Licht in der Nacht für den Verirrten u. s. w. Was ist lächerlich? — Im Mondschein über den Schatten eines Laternenpfahles zu springen, in der Meinung, es sei ein Graben; die ersten Versuche eines Kindes, zu gehen, aber auf weichem Grase; ein ungeschickter Landjunker, der aus Liebe tanzt u. s. w. Was ist unerträglich? — Geschwätz für den Denker; Trostgründe für den Leidenden; Windstille unter der Linie u. s. w. Was ist Erwartung erregend? — Ein Pfeifen im Walde; ferne Kanonenschüsse im Kriege; das Klingeln zum Aufziehen des Vorhangs im Theater u. s. w. Was ist einladend? — Ein reifer Pfirsich; eine aufgeblühte Rose; ein Mund wie eine Kirsche u. s. w. Was ist verführerisch? — Schmeicheleien, und zwar für jeden, denn wer sich auch nicht gern schmeicheln hört, nimmt doch

nicht übel, wenn man ihm dies sagt u. s. w. Was ist abschreckend? — Keine Antwort; ein großer Hund, der uns in die Beine springt, wenn wir in ein Haus treten u. s. w. Was ist Zutrauen erweckend? — Keine Umstände; auch wenn man mir eine Pfeife Tabak anbietet u. s. w. Was ist majestätisch? — Ein Sonnenaufgang über dem Meer; ein englisches Admiralschiff, das mit vollem Winde segelt; ein Wasserfall; ein fernes Gebirge u. s. w. — — Genug, genug, genug. Auf diese Art kannst Du durch eine Menge Antworten Deinen Verstand schärfen und üben. Das führt uns denn um so leichter ein Gleichniß herbei, wenn wir einmal gerade eins brauchen.

O, mein liebes Mädchen, wie weitläufig ist es, dies Alles aufzuschreiben! — Wenn wir einst vereint sein werden, und Du neben mir sitzest, und ich Dich unterrichte, und jede gute Lehre mir mit einem Kusse belohnt wird — — — o, weg, weg mit diesen Bildern! — und doch ist es ein so bescheidener Wunsch — und doch nicht zu erfüllen? und warum nicht? Ich mag gar nicht daran denken, sonst verwünsche ich Stand, Geburt und die ganze elende Last von Vorurtheilen — — Aber ich hoffe! Meine Hoffnung ist das Einzige, was mich froh macht — Gute Nacht!

Den 3. November.

Es ist heute ein recht heiterer frischer Wintermorgen, und ich bin selbst sehr heiter, und wäre ganz glücklich, wenn, wenn, wenn — — — Adieu! Ich küsse Dich von Herzen, bleibe mir immer treu, und so lange uns auch das Schicksal äfft, liebe mich nie kälter, als in dieser schönen Periode unserer Liebe. Kalte Liebe ist so gut wie keine. — Schreibe mir bald wieder, und überhaupt recht oft. Du weißt nicht, wozu das gut ist.

6.

Berlin, den 31. Januar 1801.

Liebe Wilhelmine! Nicht, weil mir etwa Dein Brief weniger lieb gewesen wäre, als die anderen, nicht dieses, sage ich, war der Grund, daß ich Dir dies Mal etwas später antwortete, als auf Deine anderen Briefe — denn das habe ich mir zum Gesetz gemacht, jedes Schreiben, das mir irgend eine schöne Seite von Dir zeigt, und mir darum inniger an das Herz greift, gleich und ohne Aufschub zu beantworten. Aber diesmal war es mir doch gar unmöglich. Leopold ist hier, H. hat mich in sein Interesse gezogen und mich aus meiner Einsamkeit ein wenig in die gelehrte Welt von Berlin eingeführt; — worin es mir aber, im Vorbeigehen gesagt, so wenig gefällt, als in der ungelehrten. Allein Du selbst kannst daraus schließen, wie karg ich mit der Zeit sein mußte, um nothwendige Arbeiten nicht ganz zu versäumen. Gern möchte ich für Geld Stunden kaufen, wenn dies möglich wäre, und Manchen würde damit gedient sein, der deren einen Ueberfluß hat, und nicht weiß, was er damit anfangen soll. Die wenigen Stunden, die mir nach so vielen Zerstreuungen übrig blieben, müßte

ich ganz meinem Zwecke widmen. — Heute endlich hat mir der Himmel einen freien Abend geschenkt, und Dir soll er gewidmet sein. — Aber ich hebe das Gesetz nicht auf, und künftig beantworte ich jeden Brief von Dir, wenn er so ist, wie der letzte, sogleich — Du mußt dann nur zuweilen mit Wenigem zufrieden sein.

Besonders der Blick, den Du mich diesmal in Dein Herz voll Liebe hast werfen lassen, hat mir unaussprechliche Freude gewährt, — obschon das Ganze, um mir Vertrauen zu der Wahrheit Deiner Neigung einzuflößen, eigentlich nicht nöthig war. Wenn Du mich nicht liebtest, müßtest Du verachtungswürdig sein und ich, wenn ich es von Dir nicht glaubte. Ich habe Dir schon einmal gesagt: warum? — Also dieses ist ein für allemal abgethan. Wir lieben uns, hoffe ich, herzlich und innig genug, um uns nicht mehr sagen zu dürfen, und die Geschichte unserer Liebe macht alle Versicherungen durch Worte unnöthig.

Laß mich jetzt einmal ein Wort von meinem Freunde Brokes reden, von dem mein Herz ganz voll ist. — Er hat mich verlassen, er ist nach Mecklenburg gegangen, dort ein Amt anzutreten, das seiner wartet — — und mit ihm habe ich den einzigen Menschen in dieser volkreichen Königsstadt verloren, der mein Freund war, der einzige, den ich recht wahrhaft ehrte und liebte, den einzigen, für den ich in Berlin Herz und Gefühl haben konnte, den einzigen, dem ich es ganz geöffnet hatte, und der jede, auch selbst seine geheimsten Falten kannte. Von keinem Anderen kann ich dies letzte sagen, Niemand versteht mich ganz, Niemand kann mich ganz verstehen, als er und Du — ja, selbst

Du vielleicht, wirst mich und meine künftigen Handlungen nie ganz verstehen, wenn Du nicht für das, was ich höher achte als die Liebe, einen so hohen Sinn fassen kannst als er.

Ich habe Dir schon oft versprochen, Dir etwas von diesem herrlichen Menschen mitzutheilen, der gewiß von den Wenigen, die die Würde ihrer Geltung behaupten, Einer ist, und nicht der schlechteste unter diesen Wenigen. — Eigentlich weiß ich jetzt gar nichts von ihm zu reden, als blos sein Lob, und ob ich schon mich entsinne, zuweilen auch an diesem den Charakter der Menschheit, nämlich, nicht ganz vollkommen zu sein, entdeckt zu haben, so ist doch jetzt mein Gedächtniß für seine Fehler ganz ausgestorben, und ich habe nur eines für seine Tugenden. Ich füge dieses hinzu, damit Du nicht etwa glaubst, daß mein Lob aus einer verblendeten Seele entsprang. Wahr ist es, daß die Menschen uns, wie die Sterne, bei ihrem Verschwinden höher erscheinen, als sie wirklich stehen; aber dieser ist in dem ganzen Zeitraume unserer vertrauten Bekanntschaft nie von der Stufe herabgestiegen, auf welcher ich ihn Dir jetzt zeigen werde. Ich habe ihn anhaltend beobachtet, und in den verschiedensten Lagen geprüft und mir das Bild dieses Menschen mit meiner ganzen Seele angeeignet, als ob es eine Erscheinung wäre, die man nur einmal, und nicht wieder sieht.

Ja, wenn Du unter den Mädchen wärest, was dieser unter den Männern — — Dann müßte ich freilich auch erschrecken, denn müßte ich nicht sein wie er, um von Dir geliebt zu werden?

Ich sage Dir nichts von seiner Gestalt, die nicht schön war, aber sehr edel. Er ist groß, nicht stark, hat ein gelb-bräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe und Sanftmuth im Gesicht, und eben so im Betragen.

Eben so wenig kann ich Dir von seiner Geschichte sagen. Er hatte eine sehr gebildete und zärtlich liebende Mutter, seine Erziehung war ein wenig poetisch, und ganz dahin abzweckend, sein Herz weich und für alle Eindrücke des Schönen und Guten schnell empfänglich zu machen. Er studirte in Göttingen, lernte in Frankfurt am Main die Liebe kennen, die ihn nicht glücklich machte, ging dann in dänische Militairdienste, wo es sein freier Geist nicht lange aushielt, nahm den Abschied, konnte sich nicht wieder entschließen, ein Amt zu nehmen, ging, um doch etwas Gutes zu stiften, mit einem jungen Herrn zum zweitenmale auf die Universität, der sich dort unter seiner Anleitung bildete, dessen Eltern interessirten sich für ihn am mecklenburgischen Hofe, der ihm nun ein Amt anträgt, das er freilich annehmen muß, weil es sein Schicksal so will.

Auch von seinen Tugenden kann ich Dir nur Weniges im Allgemeinen sagen, weil sonst dieser Bogen nicht hinreichen würde. Er war durchaus immer edel, nicht blos der äußeren Handlung, auch dem innersten Beweggrunde nach. Ein tiefes Gefühl für Recht war immer in ihm herrschend, und wenn er es geltend machte, zeigte er sich zu gleicher Zeit immer so stark und doch so sanft. Sanftheit war überhaupt die Basis seines Wesens. Dabei war er von einer ganz reinen, ganz unbefleckten Sittlichkeit, und ein Mädchen könnte nicht reiner und unbefleckter sein, als

er. Frei war seine Seele und ohne Vorurtheil, voll Güte und Menschenliebe, und nie stand ein Mensch so unscheinbar unter den andern, über die er so unendlich erhaben war. Ein einziger Zug konnte ihn schnell für einen Menschen gewinnen. Denn so wie es sein Bedürfniß war, Liebe zu finden, war es auch sein Bedürfniß, Liebe zu geben. Nur zuweilen gegen Gelehrte war er hart, nicht seine Handlung, sondern sein Wort, indem er sie meistens Vielwisser nannte. Sein Grundsatz war: Handeln ist besser als Wissen. Daher sprach er selbst zuweilen verächtlich von der Wissenschaft, und nach seiner Rede zu urtheilen, schien es, wäre er immer vor Allem geflohen, was ihr ähnlich sieht; — — aber er meinte eigentlich blos die Vielwisserei, und wenn er, statt dieser, wegwerfend von den Wissenschaften sprach, bemerkte ich mitten in seiner Rede, daß er in keiner einzigen ganz fremd und in sehr vielen ganz zu Hause war. Von den meisten hatte er die Hauptzüge aufgefaßt und von den anderen wenigstens diejenigen, die in sein Ganzes paßten — denn dahin, nämlich, Alles in sich in Einheit zu bringen und zu erhalten, ging sein unaufhörliches Bestreben. Daher stand sein Geist auf einer hohen Stufe von Bildung, obgleich nur eigentlich, wie er sagte, die Ausbildung seines Herzens sein Geschäft war. Denn zwischen diesen beiden Parteien in dem menschlichen Wesen machte er einen scharfen, schneidenden Unterschied. Immer nannte er den Verstand kalt, und nur das Herz wirkend und schaffend. Daher hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jenen, und ein eben so unerschütterliches Vertrauen zu diesem gefaßt. Immer seiner ersten Regung gab er sich ganz hin, das

nannte er seinen Gefühlsblick, und ich habe nie gefunden, daß dieser ihn getäuscht hätte. Er sprach immer wegwerfend von dem Verstande, obgleich er in einer solchen Rede selbst zeigte, daß er mehr habe, als Andere, die damit prahlen. Uebrigens war das Sprechen über seinen innern Zustand eben nicht, wie es scheinen möchte, sein Bedürfniß; selten theilte er sich Einzelnen mit, Vielen nie. In Gesellschaften war er meist still und leidend, wie überhaupt in dem ganzen Leben, und dennoch war er in Gesellschaft immer gern gesehen. Ja, ich habe nie einen Menschen gesehen, der so viel Liebe fand bei allen Wesen — und oft habe ich mich sinnend in Gedanken vertieft, wenn ich sah, daß sogar Deines Bruders Spitz, der gegen seinen Herrn und gegen mich nie recht zärtlich war, unbeschreiblich freudig um dieses Menschen Knie sprang, sobald er in die Stube trat. Aber er war von einem ganz liebenden kindlichen Wesen, ein natürlicher Freund aller Geschöpfe — liebe Wilhelmine, es ist keine Sprache vorhanden, um das Bild dieses Menschen recht getreu zu malen.

Ich will daher von seinem Wesen nur noch das ganz Charakteristische herausheben — und das war seine Uneigennützigkeit. — Liebe Wilhelmine! bist Du wohl schon recht aufmerksam gewesen auf Dich und Andere? Weißt Du wohl, was es heißt: ganz uneigennützig sein? Und weißt Du auch was es heißt: es immer und aus der innersten Seele und mit Freudigkeit sein? — Ach, es ist schwer! — Wenn Du das nicht recht innig fühlst, widme einmal einen einzigen Tag dem Geschäft, es an Dir und Anderen zu untersuchen. Sei einmal recht

aufmerksam auf Dich und auf die Dich umgebenden Menschen — Du wirst Dich und sie oft, sehr oft, wenn auch nur in Kleinigkeiten, in Lagen sehen, wo das eigene Interesse mit fremdem streitet — dann prüfe einmal das Betragen; aber besonders den Grund, und oft wirst Du vor Anderen oder vor Dir selbst erröthen müssen. — Vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich selbst, in seiner ganzen armseligen Blöße, und der farbige Nebel verschwindet, und alle die gefällig geworfenen Schleier sinken und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. — O, glücklich bist Du, wenn Du das nicht verstehst. Aber glaube mir, es ist sehr schwer, immer ganz uneigennützig zu sein.

Und diese schwerste von allen Tugenden, o! nie hat ihr Heiligenschein diesen Menschen verlassen, so lange ich ihn kannte, auch nicht auf einen Augenblick. Immer von seiner liebenden Seele geführt, wählte er in jedem streitenden Falle nie sein eigenes, immer das fremde Interesse, und das that er nicht nur in wichtigen Lagen, nicht nur in solchen Lagen, wo die Augen der Menschen auf ihn gerichtet waren, denn da zeigt sich freilich Mancher durch eine Anstrengung uneigennützig, der es ohne diese Anstrengung nicht wäre; — auch in den unscheinbarsten, unbemerktesten Fällen, und das ist bei Weitem mehr, zeigte sich seine Seele von der unbefleckten Uneigennützigkeit, selbst in solchen Augenblicken, wo wir im gemeinen Leben gern einen kleinen

Eigennutz verzeihen, und das ganz im Stillen, ganz anspruchlos, ohne die mindeste Rechnung auf Dank, ja, selbst dann, wenn es ohne meine, durch das Entzücken über diese nie erblickte Erscheinung, immer rege Aufmerksamkeit gar nicht empfunden und verstanden worden wäre.

Ich kann Dir zu dem Allen Beispiele geben. — Als ich ihm in Pasewalk meine Lage eröffnete, besann er sich nicht einen Augenblick, mir nach Wien zu folgen. Er sollte schon damals ein Amt nehmen, hing innig an seiner Schwester und sie noch inniger an ihm. Ja, es ist eine traurige Gewißheit, daß diese plötzliche, geheimnißvolle Abreise ihres Bruders und das Gefühl, nun von ihrem einzigen Freunde verlassen zu sein, einzig und allein das arme Weib bewogen hat, sich einen Gatten zu wählen, mit dem sie jetzt doch nicht recht glücklich ist. — So theuer ward unser Glück erkauft. Werden wir nicht auch etwas thun müssen, es zu verdienen?

Doch ich kehre zurück. Er — ich brauche ihn nicht mehr zu nennen — vergaß sein ganzes eigenes Interesse, und folgte mir. Um mir den Verdacht zu ersparen, als sei ich der eigentliche Zweck der Reise, und als hätte ich ihn nur bewogen, mir zu folgen, welches meiner Absicht schaden konnte, gab er bei seiner Familie der ganzen Reise den Anstrich, als geschehe sie um seinetwillen. Er selbst hat nur ein kleines Capital, von mir wollte er sich die Kosten der Reise nicht vergüten lassen, er opferte 600 Thaler von seinem eigenen Vermögen, mir zu folgen, und uns beide glücklich zu machen. — Du liebst ihn doch auch?

Aber das ist noch nicht die Uneigennützigkeit, die ich

meine. Es ist wahr, daß ich ihm die ganze glückliche Wendung meines Schicksals verdanke, aber doch ist das nicht die Uneigennützigkeit, die mich entzückt. Das Alles, fühle ich, würde ich für ihn auch gethan haben — — aber er hat noch weit mehr gethan und weit mehr! Es ist ganz unscheinbar, und Du wirst vielleicht darüber lächeln, wenn Du es nicht verstehst — aber mich hat es entzückt. Höre.

Wenn wir beide in den Postwagen stiegen, nahm er sich immer den Platz, der am wenigsten bequem war. — Von dem Stroh, das zuweilen auf dem Fußboden lag, nahm er sich nie etwas, wenn es nicht hinreichte, die Füße Beider zu erwärmen. — Wenn ich in der Nacht zuweilen schlafend an seine Brust sank, hielt er mich, ohne selbst zu schlafen. — Wenn wir in ein Nachtquartier kamen, erwählte er für sich immer das schlechteste Bett. — Wenn wir zusammen Früchte aßen, blieben immer die schönsten, saftvollsten für mich übrig. — Wenn man uns in Würzburg Bücher aus der Lesegesellschaft brachte, las er nie in dem zuerst, das mir das liebste war. — Als man uns zum Erstenmale die französischen und deutschen Zeitungen brachte, hatte ich, ohne Absicht, zuerst die französischen ergriffen. So oft die Zeitungen nun wieder kamen, gab er mir immer die französischen. Ich merkte das, und nahm mir einmal die deutschen. Seitdem gab er mir immer die deutschen. — Um die Zeit, in welcher mein Arzt mich besuchte, ging er immer spazieren. Ich hatte ihm nie etwas gesagt; aber, es mochte schlechtes oder gutes Wetter sein, er verließ das Zimmer und ging spazieren. — Nie kam er in meine Kammer, auch darum hatte ich ihn nicht gebeten; aber er errieth es,

und nie ließ er sich darin sehen. — Ich brannte während der Nacht Licht in meiner Kammer, und der Schein fiel durch die geöffnete Thür gerade auf sein Bett. Nachher habe ich gelegentlich erfahren, daß er viele Nächte deswegen gar nicht geschlafen habe; aber nie hatte er es mir gesagt.

Aber Du lächelst wohl über diese Kleinigkeiten? — Wie schlecht verstehst Du Dich dann auf die Menschen! Große Opfer sind Kleinigkeiten, die kleinen sind es, die schwer sind; und es war leichter, mir nach Wien zu folgen, leichter, mir 600 Thaler zu opfern, als mit unermüdetem Wohlwollen und mit immer stiller und anspruchloser Beeiferung meinen Vortheil mit dem seinigen zu erkaufen und in der unendlichen Mannichfaltigkeit von Lagen sich nie, auch nicht auf einen Augenblick anders zu zeigen, als ganz uneigennützig.

Du glaubst doch nicht von mir, daß ich nur darum dieser Uneigennützigkeit so lebhaft das Wort rede, weil sie gerade meinem Vortheil schmeichelte? — O pfui! Ich gebe Dir darauf keine Antwort.

Wenn Du ahnen könntest, warum ich gerade Dir das Alles schreibe! — Denke einmal an alle die Abscheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menschen treibt — denke Dir die glückliche Welt, wenn jeder seinen eigenen Vortheil wegen dem Vortheil des Andern vergäße — denke Dir wenigstens die glückliche Ehe, in welcher diese innige herzliche Uneigennützigkeit immer herrschend wäre. — O, Du ahnest gewiß die Absicht dieser Zeilen, die Du darum auch gewiß recht oft durchlesen wirst, — nicht, als ob ich Dich für eigennützig hielte, o, behüte! so wenig als mich selbst. Aber

in mir selbst finde ich kein so reines, hohes Wohlwollen für den Andern, keine so innige, unausgesetzte Beeiferung für meinen Vortheil, keine so gänzliche Vergessenheit meines eignen — und das ist jetzt das hohe Bild, das ich mit meiner ganzen Seele mir anzueignen strebe. Möchte es auch das Deinige werden! — Ja, sagte ich nicht, daß unser Glück theuer erkauft ward? Jetzt können wir es verdienen. Laß uns dem Beispiele jenes vortrefflichsten der Menschen folgen — mein heiligster Wille ist es. Immer und in allen Fällen will ich meines eignen Vortheils ganz vergessen, wie er, und nicht blos gegen Dich, auch gegen Andere, und wären es auch ganz Fremde, ganz uneigennützig sein, wie er. Mache diesen herrlichen Vorsatz auch zu dem Deinen. Verachte immer Deinen eignen Vortheil, er sei groß oder klein, gegen jeden Andern, gegen Deine Schwester, gegen Freunde, gegen Diener, gegen Fremde, gegen Alle. Was ist der Genuß eines Vortheils gegen die Entzückung eines freiwilligen Opfers! Auch in dem geringfügigsten Falle erfülle diese schöne Pflicht, ja geize sogar begierig nach Gelegenheit, wo Du sie erfüllen kannst. Rechne dabei niemals auf Dank, niemals, wie er. Auch wenn Dein stilles bescheidenes Opfer gar nicht verstanden wird, ja, selbst dann, wenn Du vorher wüßtest, daß es von Keinem verstanden werden würde, bringe es dennoch — Du selbst verstehst es und Dein Selbstgefühl möge Dich belohnen. Verlange aber nie ein Gleiches von dem Andern, niemals! Wahre Uneigennützigkeit zeigt sich in dem Talent, sich durch den Eigennutz Anderer nie gekränkt zu fühlen, eben so gut, ja selbst noch besser, als in dem Talent, ihm immer zuvorzukommen. Daher klage den An-

dern nie um diese Untugend an. Wenn er Dein freiwilliges Opfer nicht versteht, schweige und zürne nicht, und wenn er ein Opfer von Dir verlangt, vorausgesetzt, daß es unmöglich ist, thue es, und er mag es Dir danken oder nicht, schweige wieder und zürne nicht. — Gibt es etwas, das Dich mit so hohen Erwartungen in Deine neue Epoche einführen kann, als diese herrlichen Vorsätze? Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wiederkennen werde, wenn ich Dich wiedersehe. Auch Du sollst besser mit mir zufrieden sein. Adieu! Dein Geliebter

H. K.

7.

Berlin, den 22. März 1801.

Liebe Herzens Wilhelmine! Diese Stunde ist seit unserer Trennung eine von den wenigen, die ich vergnügt nennen kann, ja, vielleicht die erste. — Nach vielen unruhigen Tagen kam ich heute von einer Fußreise aus Potsdam zurück. Als ich zu K. in das Zimmer trat, fragte ich nach Briefen von Dir, und als er mir den Deinigen gab, brach ich ihn nicht ganz ohne Besorgniß auf, indem ich fürchtete, er möchte voll Klagen und Scheltwörter über mein langes Stillschweigen sein. Aber Du hast mir einen Brief geschrieben, den ich in aller Hinsicht fast den Liebsten nennen möchte. — Es war mir fast, als müßte ich stolz darauf sein; denn sagte ich zu mir selbst, wenn ihre Gefühle sich so verfeinert, ihr Verstand sich so bereichert, ihre Sprache sich so veredelt hat, wer ist daran — wem hat sie es zu — — — kurz, ich konnte mir den Genuß nicht verweigern, den Brief, so bald ich ihn gelesen hatte, Karl'n zu überreichen, welches ich noch nicht gethan habe. — Ich küsse die Hand, die ihn schrieb, und das Herz, das ihn dictirte. Fahre so fort nach dem Preise zu ringen, mein

Bestreben soll es sein, ihn so beneidenswürdig zu machen, als möglich. Du sollst einst einen Mann an Deine Brust drücken, den edle Menschen ehren, und wenn jemals in Deinem Herzen sich eine Sehnsucht nach etwas regt, was ich Dir nicht leiste, so ist mein Ziel verfehlt, so wie das Deinige, wenn Du nicht immer dieses Bestreben wach in mir erhältst. Ja, Wilhelmine, meine Liebe ist ganz in Deiner Gewalt. Schmerzhaft würde es mir sein, wenn ich Dir jemals aus bloßer Pflicht treu sein müßte. Gern möchte ich meine Treue immer nur der Neigung verdanken. Ich bin nicht flatterhaft, nicht leichtsinnig, nicht jedes Mädchen reizt mich und ich verachte den Reichthum; wenn ich doch jemals mein Herz Dir entzöge, Dir selbst, nicht mir würdest Du die Schuld zuzuschreiben haben. Denn so wie meine Liebe Dein Werk, nicht das meinige war, so ist auch die Erhaltung derselben nur Dein Werk, nicht das meinige. Meine Sorge ist nichts als Deine Gegenliebe, für meine eigene Neigung zu Dir kann ich nichts thun, gar nichts, Du aber Alles. Dich zu lieben, wenn ich Dich nicht liebenswürdig fände, wäre mir das Unmögliche. Die Hand könnte ich Dir geben, und so mein Wort erfüllen, aber das Herz nicht — denn Du weißt daß es das seltsame Eigenthum ist, welches man sich nur rauben lassen darf, wenn es Zinsen tragen soll. Also sorge nie, daß ich gleichgültig gegen Dich werden möge, sorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machst. Sei ruhig, so lange Du in Deinem Innersten fühlst, daß Du meiner Liebe werth bist, und wenn Du an jedem Abend nach einem heiter verflossenen Tage, in Deinem Tagebuche die Summe

Deiner Handlungen ziehst, und nach dem Abzuge ein Rest bleibt für die Guten, und ein stilles, süßes, mächtig-schwellendes Gefühl Dir sagt, daß Du eine Stufe höher getreten bist, als gestern, so — — — so lege Dich ruhig auf Dein Lager und denke mit Zuversicht an mich, der vielleicht in demselben Augenblicke mit derselben Zuversicht an Dich denkt, und hoffe — nicht zu heiß, aber auch nicht zu kalt — auf bessere Augenblicke, als die schönsten in der Vergangenheit — — auf bessere noch! —

Ich wollte nun auf Deinen Brief, Punkt für Punkt antworten, und las ihn darum zum zweitenmale durch, immer noch mit derselben Freude. — Aber Du hast diesmal in jede Zeile ein besonderes Interesse gelegt, und jede verdiente einen eigenen Bogen zur Antwort. Ich kann aber nur einen Gedanken herausheben, den, der mir der liebste ist. Ueber die anderen muß ich kurz wegeilen.

Fahre fort, dem schönen Beispiele zu folgen, das Dir die Blume an Deinem Fenster gibt. So oft Du auf ein Diné oder Soupé oder Ball gehest, kehre sie um, und wenn sie bei Deiner Rückkehr doch wieder den Kelch der Sonne entgegen neigt, laß Dich nicht von ihr beschämen, und thue ein Gleiches.

Das Mädchen, von dem Du sprichst, hat mir selbst sehr gefallen. Du hast mir ein Paar unbeschreiblich rührende Züge von ihr aufgezeichnet, und wenn gleich das Wesen, dem sie eigen sind, sehr viel werth ist, so ist doch auch das Wesen, das sie verstand, etwas werth. Denn immer ist es ein Zeichen der eigenen Vortrefflichkeit, wenn

die Seele auch aus den unscheinbarsten Zügen Anderer das Schöne herauszufinden weiß.

Es hätte sich nicht leicht ein Umstand ereignen können, der im Stande gewesen wäre, Dich so schnell auf eine höhere Stufe zu führen, als Deine Neigung für Rousseau. Ich finde in Deinem ganzen Briefe schon etwas von seinem Geiste — das zweite Geschenk, das ich Dir, von heute an gerechnet, machen werde, wird das Geschenk von Rousseau's sämmtlichen Werken sein. Ich werde Dir dann auch die Ordnung seiner Lesung bezeichnen — für jetzt laß Dich nicht stören, den Emil ganz zu beendigen. —

Ich komme zu dem Gedanken aus Deinem Briefe, der mir, in meiner Stimmung, der theuerste sein mußte, und der meiner verwundeten Seele fast so wohl that, wie Balsam einer körperlichen Wunde.

Du schreibst: „Wie steht es aus in Deinem Innern? Du würdest mir viel Freude machen, wenn Du mir etwas mehr davon mittheiltest, als bisher; glaube mir, ich kann leicht fassen, was Du mir sagst, und ich möchte gern Deine Hauptgedanken mit Dir theilen."

Ich erkenne an diesen fünf Zeilen mehr als an irgend etwas, daß Du wahrhaft meine Freundin bist. Nur unsere äußeren Schicksale interessiren die Menschen, die inneren nur den Freund. Unsere äußere Lage kann ganz ruhig sein, indessen unser Innerstes ganz bewegt ist. — Ach! ich kann Dir nicht beschreiben, wie wohl es mir thut, einmal Jemand der mich versteht, mein Innerstes zu öffnen. Eine ängstliche Bangigkeit ergreift mich immer, wenn ich unter Menschen bin, die alle von dem Grundsatze ausgehen, daß man

ein Narr sei, wenn man ohne Vermögen jedes Amt ausschlägt. Du wirst nicht so hart über mich urtheilen, — nicht wahr?

Ja, allerdings dreht sich mein Wesen jetzt um einen Hauptgedanken, der mein Innerstes ergriffen hat, er hat eine tiefe, erschütternde Wirkung auf mich hervorgebracht. — Ich weiß nun nicht, wie ich das, was seit drei Wochen durch meine Seele flog, auf diesem Blatte zusammenpressen soll. Aber Du sagst ja, Du kannst mich fassen, — also darf ich mich schon etwas kurz fassen. Ich werde Dir den Ursprung und den ganzen Umfang dieses Gedankens, nebst allen seinen Folgerungen einst, wenn Du es wünschest, weitläuftiger mittheilen. Also jetzt nur so viel.

Ich hatte schon als Knabe, mich dünkt am Rhein, durch eine Schrift von Wieland, mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einer anderen weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesen Gedanken bildete sich so nach und nach eine eigene Religion und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hinieden still zu stehen, und immer unaufhörlich einem höheren Grade von Bildung entgegen zu schreiten, ward bald das einzige Princip meiner Thätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichthum, der des Besitzes würdig ist. — Ich weiß nicht, ob Du diese zwei Gedanken: Wahrheit und Bildung mit einer solchen

Heiligkeit denken kannst, als ich. — Das freilich würde nöthig sein, wenn Du den Verfolg der Geschichte meiner Seele verstehen willst. Mir waren sie so heilig, daß ich diesen beiden Zwecken Wahrheit zu sammeln, und Bildung mir zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte. — Du kennst sie — doch ich muß mich kurz fassen. Vor kurzem wurde ich mit der neueren sogenannten kantischen Philosophie bekannt — und Dir muß ich jetzt daraus einen Gedanken mittheilen, indem ich nicht fürchten darf, daß er Dich so tief, so schmerzhaft erschüttern wird, als mich. Auch kennst Du das Ganze nicht hinlänglich, um sein Interesse vollständig zu begreifen. Ich will indessen so deutlich sprechen, als möglich.

Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urtheilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, seien grün — und nie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeige, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzuthue, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehöre. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist's das letztere, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln nach dem Tode nichts mehr — und alles Bestreben, ein Eigenthum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich. — —

Wenn die Spitze dieses Gedankens Dein Herz nicht trifft, so lächele nicht über einen Anderen, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein

einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr. —

Seit diese Ueberzeugung, nehmlich, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen in's Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Conzerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen, die Dir Karl lieber erzählen mag, als ich; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser; Dein einziges, Dein höchstes Ziel ist gesunken! —

An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, an Deinem Halse zu weinen, oder wenigstens einen Freund an die Brust zu drücken. Ich lief, so schlecht das Wetter auch war, nach Potsdam, ganz durchnäßt kam ich dort an, drückte meine beiden Freunde ans Herz, und mir ward wohler. — — Rühle verstand mich am besten. Lies doch, sagte er mir, den Kettenträger, einen Roman. Es herrscht in diesem Buche eine sanfte, freundliche Philosophie, die Dich gewiß aussöhnen wird mit Allem, worüber Du zürnst. Es ist wahr, er selbst hatte aus diesem Buche einige Gedanken geschöpft, die ihn sichtbar ruhiger und weiser gemacht hatten. Ich faßte den Muth, diesen Roman zu lesen.

Die Rede war von Dingen, die meine Seele längst schon selbst bearbeitet hatte. Was darin gesagt ward, war von mir schon längst im Voraus widerlegt. Ich fing schon an, unruhig zu blättern, als der Verfasser nun gar von ganz fremdartigen politischen Händeln zu raisonniren anfing. — Und das soll die Nahrung sein für meinen glühenden Durst? — Ich legte still und beklommen das Buch auf den Tisch, ich drückte mein Haupt auf das Kissen des Sopha's, eine unaussprechliche Leere erfüllte mein Inneres, auch das letzte Mittel mich zu heben, war fehlgeschlagen. — Was sollst Du nun thun? rief ich. Nach Berlin zurückkehren ohne Entschluß? Ach, es ist der schmerzlichste Zustand, ganz ohne ein Ziel zu sein, nach dem unser Inneres froh beschäftigt fortschreitet — und das war ich jetzt.

Du wirst mich nicht falsch verstehen? — Ich fürchte es nicht. —

In dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein. Liebe Freundin, laß mich reisen! Arbeiten kann ich nicht, das ist nicht möglich, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke. Ich müßte, wenn ich zu Hause bliebe, die Hände in den Schoos legen und denken. So will ich lieber spazieren gehen. Die Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Flecke. Ist es eine Verirrung, so läßt sie sich vergüten, und schützt mich vor einer anderen, die vielleicht unwiderruflich wäre. So bald ich einen Gedanken ersonnen habe, der mich tröstet, so bald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder streben kann, kehre ich um, ich schwöre es Dir. Mein Bild schicke ich Dir, und Deines nehme ich mit mir. Willst Du es mir unter

diesen Bedingungen erlauben? Ich kehre um, so bald ich weiß, was ich thun soll. Sei ruhig. Es muß etwas Gutes aus diesem inneren Kampfe hervorgehen. Antworte bald Deinem treuen Freunde

Heinrich.

8.

Berlin, den 28. März 1801.

Liebes Mädchen, ich antworte Dir nach Deinem Wunsche sogleich auf Deinen Brief, ob ich gleich voraussehe, daß diese Antwort nicht lang werden kann, indem ich schon in einer Stunde zu dem Maler gehen und dann ein Paar Freunde empfangen muß, die heute aus Potsdam hier ankommen werden, um mich vor meiner Abreise noch einmal zu sehen.

Ich ehre Dein Herz und Deine Bemühung, mich zu beruhigen, und die Kühnheit, mit welcher Du Dich einer eigenen Meinung nicht schämst, wenn sie auch einem berühmten System widerspräche. — Aber der Irrthum liegt nicht im Herzen, er liegt im Verstande und nur der Verstand kann ihn heben. Ich habe mich unbeschreiblich über den Aufwand von Scharfsinn gefreut, den Du bei dem Gegenstande der Kristalllinse anwendest; ich habe Dich besser verstanden, als Du Dich selbst ausdrückst, und Alles, was Du darüber sagst, ist wahr. Aber ich habe mich nur des Auges in meinem Briefe als eines erklärenden Beispiels bedient, weil ich Dir selbst die trockne Sprache der Philo-

sophie nicht vortragen konnte. Alles, was Du mir nun dagegen einwendest, kann wahr sein, ohne daß der Zweifel gehoben wird. — Ich bin durch mich selbst in einen Irrthum gefallen, ich kann mich auch nur durch mich selbst wieder heben. Diese Verirrung, wenn es eine ist, wird unserer Liebe nicht den Sturz drohen, sei darüber ganz ruhig. Wenn ich ewig in diesem räthselhaften Zustande bleiben müßte, mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit, und doch — ohne Ziel, ja, dann freilich, wäre ich ewig unglücklich, und selbst Deine Liebe könnte mich nur zerstreuen, nicht mit Bewußtsein beglücken. Aber ich werde das Wort, welches das Räthsel löset, schon finden, sei davon überzeugt — nur ruhig kann ich jetzt nicht sein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erschrecken. Im Freien werde ich freier denken können. Hier in Berlin finde ich nichts, das mich auch nur auf einen Augenblick erfreuen könnte. In der Natur wird das besser sein. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage, mein Innerstes zu zeigen.

Lebe wohl. Dieser Zettel gilt für keinen Brief. Bald, wenn ich Antwort von Ulriken habe, schreibe ich Dir wieder. Bleibe mir so treu wie ich Dir bleiben werde.

H. K.

9.

Berlin, den 9. April 1801.

Meine theure, meine einzige Freundin! Ich nehme Abschied von Dir! — Ach, mir ist es, als wäre es auf ewig! Ich habe mich wie ein spielendes Kind auf die Mitte der See gewagt; es erheben sich heftige Winde, gefährlich schaukelt das Fahrzeug über den Wellen, das Getöse übertönt alle Besinnung. Ich kenne nicht einmal die Himmelsgegend, nach welcher ich steuern soll, und mir flüstert eine Ahnung zu, daß mir mein Untergang bevorsteht. —

Ach! ich weiß es! diese Zeilen sind nicht dazu gemacht, Dir den Abschied zu erleichtern. Aber willst Du nicht mitempfinden, wenn ich leide? O, gewiß! Wärst Du sonst meine Freundin?

Ich will Dir erzählen, wie in diesen Tagen das Schicksal mit mir gespielt hat.

Du kennst die erste Veranlassung zu meiner bevorstehenden Reise. Es war im Grunde nichts, als ein innerlicher Ekel an allen wissenschaftlichen Arbeiten. Ich wollte nur nicht müßig die Hände in den Schoos legen und brüten, sondern mir lieber unter der Bewegung einer Fußreise

ein neues Ziel suchen, da ich das alte verloren hatte, und zurückkehren, sobald ich es gefunden hätte. Die ganze Idee der Reise war also eigentlich nichts, als ein großer Spaziergang. Ich hatte Ulriken versprochen, nicht über die Grenzen des Vaterlandes zu reisen, ohne sie mitzunehmen. Ich kündigte ihr meinen Entschluß an. Als ich dies that, glaubte ich zum Theil, daß sie ihn wegen der großen Schnelligkeit oder außerordentlichen Kosten nicht annehmen würde, theils fürchtete ich auch nicht, daß, wenn sie ihn annehme, dieser Umstand eigentlich die Absicht meiner Reise verändern könnte. Doch höre, wie das blinde Verhängniß mit mir spielte. Ich erkundigte mich bei verschiedenen Männern, ob ich Päße zur Reise haben müßte. Sie sagten mir, daß, wenn ich allein auf der Post reisete, ich mit meiner Studenten-Matrikel wohl durchkommen würde, in Gesellschaft meiner Schwester aber und eines Bedienten müßte ich durchaus einen Paß haben, weil sonst diese Reise eines Studenten mit seiner unverheiratheten Schwester gewiß auffallen würde, wie ich selbst fürchtete. Päße waren aber nicht anders zu bekommen, als bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Alvensleben, und auch bei diesem nicht anders, als wenn man einen hinreichenden Zweck zur Reise angeben kann. Welchen Zweck sollte ich nun angeben? Den wahren? Konnte ich das? Einen falschen? Durfte ich das? — Ich wußte gar nicht, was ich thun sollte. Ich war schon im Begriff, Ulriken die ganze Reise abzuschreiben, als ich einen Brief bekam, daß sie in drei Tagen hier eintreffen würde. Vielleicht, dachte ich, läßt sie sich mit einer kleineren Reise begnügen, und war schon halb

und halb Willens, ihr dies vorzuschlagen. Aber Karl hatte so vielen Leuten so viel von meiner Reise nach Paris erzählt, und ich selbst war auch damit nicht ganz verschwiegen gewesen, so daß die Leute schon anfingen, mir Aufträge zu geben. — — Sollte ich nun meinen Entschluß auf einmal, wie ein Wetterhahn drehen? — Wir dünken uns frei, und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort. Ich mußte also reisen, und zwar nach Paris, ich mochte wollen oder nicht. Ich erzählte Karl diese seltsame Veränderung meiner Lage, er tröstete mich und sagte, ich möchte mich nur in die Verhältnisse fügen; er hoffte, es würde vielleicht recht gut werden, und besser, als ich es glaubte. Denn das ist sein Glaube, daß wenn uns das Schicksal einen Strich durch die Rechnung macht, dies gerade oft zu unserem Besten ausfalle. Darf ich es hoffen? — — Ich mußte Pässe fordern. Aber welchen Zweck sollte ich angeben? — Meine liebe Freundin, kann man nicht in Lagen kommen, wo man selbst mit dem besten Willen etwas thun muß, das nicht ganz recht ist? Wenn ich nicht reisete, hatte ich da nicht Ulriken angeführt? Und wenn ich reisete, und Pässe haben mußte, mußte ich da nicht etwas Unwahres zum Zwecke angeben? — Ich gab denjenigen Zweck an, der wenigstens nicht ganz unwahr ist, nehmlich, auf der Reise zu lernen, welches eigentlich in meinem Sinne ganz wahr ist, wie ich mich ausdrücke, oder in Paris zu studiren, und zwar Mathematik und Naturwissenschaften. — — Ich studiren? In dieser Stimmung? — — Doch es mußte so sein. — Der Minister,

und alle Professoren und Bekannte wünschten mir Glück — am Hofe wird es ohne Zweifel bekannt — soll ich nun zurückkehren über den Rhein, so wie ich hinüberging? Habe ich nicht selbst die Erwartung der Menschen gereizt? Werde ich nicht in Paris im Ernste etwas lernen müssen? Ach! In meiner Seele ziehen die Gedanken durch einander, wie Wolken im Ungewitter. Ich weiß nicht, was ich thun und lassen soll? — Alles was die Menschen von meinem Verstande erwarten, ich kann es nicht leisten! — Die Mathematiker glauben, ich werde dort Mathematik studiren, die Chemiker, ich werde von Paris große chemische Kenntnisse zurückbringen — und doch wollte ich eigentlich nichts, als allem Wissen entfliehen. Ja, ich habe mir sogar Adressen an französische Gelehrte müssen mitgeben lassen, und so komme ich wieder in jenen Kreis von kalten, trocknen, einseitigen Menschen, in deren Gesellschaft ich mich nie wohl befand. — Ach! liebe Freundin, ehemals dachte ich mit so großer Entzückung an eine Reise — jetzt nicht. Ich versprach mir sonst so viel davon — jetzt nicht. — Ich ahne nichts Gutes. — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, Dich noch einmal zu sehen, und war schon im Begriff, Dir selbst zu Fuße das Bild zu bringen. Aber immer ein neues Verhältniß und wieder ein neues machte es mir unmöglich. Ja, hätte mir Karl sein Pferd gegeben, ich hätte Dich doch noch einmal umarmt, aber er wollte und konnte nicht.

Und, so lebe denn wohl! — Schenkte mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften, und allen Ehrgeiz auf immer auf. Denn nichts

als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer vollendete Weltkörper streben, nach Ruhe!

Deine Eltern werden die Köpfe schütteln. A . . . wird besorgt sein, die Mädchen werden flüstern — wirst Du irgend Jemand jemals mehr Glauben beimessen, als mir? — O, dann wärst Du meiner nicht werth. Denn diesen ganzen innerlichen Kampf, der eigentlich unserer Liebe nichts angeht, hat unaufhörlich der Wunsch, einst in Deinen Armen davon auszuruhen, unterbrochen, und hell und lebendig ist in mir das Bewußtsein, daß ich schnell lieber den Tod wählen möchte, als durch das ganze Leben das Gefühl, Dich betrogen zu haben, mit mir herum zu schleppen.

Ich werde Dir oft schreiben. Aber es mögen Briefe ausbleiben, so lange sie wollen, Du wirst immer überzeugt sein, daß ich alle Abend und alle Morgen, wenn nicht öfter, an Dich denke. Dasselbe werde ich von Dir glauben. Also niemals Mißtrauen oder Bangigkeit. Vertrauen auf uns, Einigkeit unter uns!

Beifolgendes Bild konnte ich wegen Mangel an Geld, das ich sehr nöthig brauche, nicht einfassen lassen. Thue Du es auf meine Kosten. Einst ersetze ich sie Dir. Mögest Du es ähnlicher finden, als ich. Es liegt etwas Spöttisches darin, das mir nicht gefällt, ich wollte er hätte mich ehrlicher gemalt. — Dir zu Gefallen habe ich fleißig

während des Malens gelächelt, und so wenig ich auch dazu gestimmt war, gelang es mir doch, wenn ich an Dich dachte. Du hast mir so oft mit der Hand die Runzeln von der Stirne gestrichen, darum habe ich in dem Gemälde, wo es nicht möglich war, dafür gesorgt, daß es auch nicht nöthig war.

So, ich meine so freundlich, werde ich immer aussehen, wenn, wenn — O! Gott! Wenn? —

Heinrich.

10.

Berlin, den 14. April 1801.

Liebe Freundin! Die Paar Zeilen, die Du mir geschrieben hast, athmen zugleich so viel Wehmuth und Würde, daß selbst Dein Anblick mich kaum inniger hätte rühren können. Wenn ich mir Dich denke, wie Du in Deinem Zimmer sitzest, mein Bild vor Dir, das Haupt auf die Arme gedrückt, die Augen voll Thränen. — Ach! dann kommt dieser Gedanke noch zu meinem eignen Kummer, ihn zu verdoppeln. Dir hat die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt, und schon zwei Trennungen zugemessen, davon jede gleich gefährlich war. Du hättest ein so ruhiges Schicksal verdient, warum mußte der Himmel Dein Loos an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt? Du bist so vielen Glückes würdig, ich bin es Dir schuldig, Du hast mir durch so vielen Edelmuth die Schuld auferlegt. — Warum kann ich sie nicht bezahlen? — Warum kann ich Dir nichts geben zum Lohne, als Thränen? — O! Gott

gebe mir nur die Möglichkeit, diese Thränen einst wieder mit Freuden vergüten zu können! — Liebe, theure Freundin, ich fordere nicht von Dir, daß Du mir den Kummer verheimlichst, wenn Du ihn fühlst, so wie ich selbst immer das süßeste Recht der Freundschaft, nämlich das schwere Herz auszuschütten übe; aber laß uns beide uns bemühen, so ruhig und so heiter unter der Gewitterwolke zu stehen. als es immer möglich ist. Verzeihe mir diese Reise — ja, verzeihe, ich habe mich nicht in dem Ausdrucke vergriffen denn ich fühle selbst, daß die erste Veranlassung dazu nichts, als eine Uebereilung war. Lies meine Briefe von diese: Zeit an noch einmal durch und frage Karl recht über mich aus. Mir ist diese Periode in meinem Leben und dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich blos zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig. Aber nun ist es unabänderlich geschehen und ich muß reisen. — Wie hätte sich mir noch vor drei Jahren die Brust gehoben, unter der Vorempfindung einer solchen Reise! Und jetzt! — Gott weiß, daß mir das Herz blutet! Frage Karl, der mich alle Augenblicke einmal fragt: was seufzest Du denn? — Aber nun will ich so viel Nutzen ziehen aus dieser Reise, als ich kann, und auch in Paris etwas lernen, wenn es mir möglich sein wird! Vielleicht geht noch etwas Gutes aus dieser verwickelten Begebenheit meines Lebens hervor. —

Soll ich Dir sagen, daß ich es fast hoffe! Ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe! Alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünschen und hof-

fen und fürchten soll? Ich fühle, daß mich weder die Ehre, noch der Reichthum, noch selbst die Wissenschaften allein ganz befriedigen können. Nur ein einziger Wunsch ist mir ganz deutlich: Du! — — Wenn mir einst das bescheidene Loos zufallen sollte, das ich begehre, ein Weib, ein eigenes Haus und Freiheit — o, dann wäre es nicht zu theuer erkauft mit allen Thränen, die ich, und mit allen, die Du vergießest, denn mit Entzücken wollte ich sie Dir vergüten. Ja, laß uns hoffen, — was ich begehre, genießen Millionen, der Himmel gewährt Wünsche gern, die in seinen Zweck eingreifen, warum sollte er gerade uns beide von seiner Güte ausschließen? — Also, Hoffnung und Vertrauen auf den Himmel und auf uns!

Ich will mich bemühen, die ganze unselige Spitzfindigkeit zu vergessen, die Schuld an dieser inneren Verirrung ist. Vielleicht gibt es denn doch Augenblicke auf dieser Reise, in welchen ich vergnügt bin. O! möchten sie auch Dir werden! Fahre fort, Dich auszubilden, ich müßte unsinnig sein, mit den Füßen von mir zu stoßen, was sich zu meinem eigenen Genusse von Tage zu Tage veredelt. Gewinne Deinen Rousseau so lieb, wie es Dir möglich ist, auf diesen Nebenbuhler werde ich nie zürnen. Ich werde Dir oft schreiben, das nächste Mal von Dresden, etwa in acht Tagen. Dahin schreibe mir, aber gleich, und scheue Dich nicht, mit eigener Hand die Adresse zu schreiben, unsere Liebe soll kein Geheimniß mehr sein. Den 28. April treffe ich ungefähr in Leipzig ein, da kannst Du an Minna schreiben, die mit ihrem Vater dort zur Messe

ist, und wieder einen Brief einlegen. Wohin Du auf der ganzen Reise schreibst, mußt Du immer auf den Brief bezeichnen: selbst abholen, in Frankreich französisch. — Und nun, Adieu!

Sei mein starkes Mädchen.

Heinrich.

11.

Dresden, den 4. Mai 1801.

Liebe Wilhelmine! Heute lag ich auf der Brühlschen Terrasse, ich hatte ein Buch mitgenommen, darin zu lesen, aber ich war zerstreut und legte es weg. Ich blickte von dem hohen Ufer herab über das herrliche Elbthal, es lag wie ein Gemälde von Claude Lorraine unter meinen Füßen — es schien mir wie eine Landschaft auf einen Teppich gestickt, grüne Fluren, Dörfer, ein breiter Strom, der sich schnell wendet, Dresden zu küssen, und, hat er's geküßt, schnell wieder flieht — und der prächtige Kranz von Bergen, der den Teppich wie eine Arabeskenborde umschließt — und der reine blaue italische Himmel, der über die ganze Gegend schwebt. — Mich dünkte, als schmeckte süß die Luft, holde Gerüche streuten mir die Fruchtbäume zu, und überall Knospen und Blüthen, die ganze Natur sah aus wie ein funfzehnjähriges Mädchen. — Ich hatte eine unaussprechliche Sehnsucht, nur einen Tropfen von Freude zu empfangen, es schien ein ganzes Meer davon über die Schöpfung ausgegossen, nur ich allein ging leer aus. —

Ich wünschte mir nur so viel Heiterkeit, und auch diese nur auf eine so kurze Zeit, als nöthig wäre, Dir einen heiteren kurzen Brief zu schreiben. Aber der Himmel läßt auch meinen bescheidensten Wunsch unerfüllt. Ich beschloß auch für diesen Tag noch zu schweigen. — Da sah ich Dich im Geiste, wie Du täglich auf Nachrichten harrest, täglich sie erwartest und täglich getäuscht wirst; ich dachte mir, wie Du Dich härmst und Dich mit falschen Vorstellungen quälst, vielleicht mich krank glaubst, oder wohl gar — Da stand ich schnell auf, rief Ulriken, die lesend hinter mir saß, mir zu folgen, ging in mein Zimmer, und sitze nun am Tisch, Dir wenigstens zu schreiben, daß ich noch immer lebe und noch immer Dich liebe. —

Liebe, theure Freundin! erlaß mir eine weitläufige Mittheilung, ich kann Dir nichts Frohes schreiben und der Kummer ist eine Last, die noch schwerer drückt, wenn mehrere daran tragen. Noch habe ich seit meiner Abreise von Berlin keine wahrhaft vergnügte Stunde genossen; zerstreut bin ich wohl gewesen, aber nicht vergnügt. — Meine heitersten Augenblicke sind solche, wo ich mich selbst vergesse — und doch, gibt es Freude ohne ruhiges Selbstbewußtsein? Du bist glücklich gegen mich, weil Du eine Freundin hast — ich kann Ulriken Alles mittheilen, nur nicht was mir das Theuerste ist. Du glaubst auch nicht, wie ihr lustiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen gegen mein Bedürfniß absticht — Ach! könnte ich vier Monate aus meinem Leben zurücknehmen. — Ich will vergessen, was nicht mehr zu ändern ist. — Lebe wohl, mit dem ersten frohen Augen-

blick erhältst Du einen recht langen Brief von mir. Bis dahin laß mich schweigen — wenn Du fürchtest, daß ich Dich kälter lieben werde, quälst Du Dich vergeblich. O, Gott! wenn mir ein einziger Wunsch erfüllt würde, mich aus diesem Labyrinthe zu retten. —

H. K.

12.

Leipzig, den 21. Mai 1801.

Sonst, ja sonst war es meine Freude, mir selbst oder Dir mein Herz zu öffnen, und meine Gedanken und Gefühle dem Papiere anzuvertrauen; aber das ist nicht mehr so. — Ich habe selbst mein Tagebuch vernachlässigt, weil mich vor allem Schreiben ekelt. Sonst waren die Augenblicke, wo ich mich meiner bewußt ward, meine schönsten, jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schauder denken kann. — Doch nichts in diesem Tone. Auch dieses war ein Grund, warum ich Dir so selten schrieb, weil ich voraussah, daß ich Dir nichts von mir schreiben könnte, was Dir Freude machen würde. In den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Dresden hatte ich schon einen Brief an Dich bis zur Hälfte vollendet, als ich einsah, daß es besser war, ihn zurück zu halten, weil er Dir nichts als Kummer gewährt haben würde. Ach! warum kann ich dem Wesen, das ich glücklich machen sollte, nichts gewähren als Thränen? — Warum bin ich, wie Tankred, verdammt, das, was ich liebe, mit jeder Handlung zu verletzen? — Doch, davon laß mich ein für allemal

schweigen. — Das Bewußtsein, Dich durch meine Briefe, statt zu erfreuen, zu betrüben, macht sie mir so verhaßt, daß ich bei diesen letzten Zeilen schon halb und halb Willens war, auch dieses Schreiben zu zerreißen. — Doch Eines muß vollendet werden, — und ich will Dir darum nur kürzlich die Geschichte meines Aufenthaltes in Dresden mittheilen, die Dich nicht betrüben wird, wenn ich Dir blos erzähle, was ich sah und hörte, nicht was ich dachte und empfand.

Ich zweifle, daß ich auf meiner bevorstehenden Reise, selbst Paris nicht ausgenommen, eine Stadt finden werde, in welcher die Zerstreuung so leicht und angenehm ist, als Dresden. Nichts war so fähig, mich so ohne alle Erinnerung wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als die in dieser Stadt angehäuften Werke der Kunst. Die Bildergallerie, die Gypsabgüsse, das Antikenkabinet, die Kupferstichsammlung, die Kirchenmusik in der katholischen Kirche, das Alles waren Gegenstände, bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die nur allein auf Sinn nnd Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem ersten Eintritt in diese für mich neue Welt von Schönheit. Täglich habe ich die griechischen Ideale und die italiänischen Meisterstücke besucht, und jedesmal, wenn ich in die Gallerie trat, Stunden lang vor dem einzigen Raphael der Sammlung, vor jener Mutter Gottes gestanden, mit dem hohen Ernste, mit der stillen Größe, und mit Umrissen, die mich zugleich an zwei geliebte Wesen erinnerten. Wie oft, wenn ich auf meinen Spaziergängen junge Künstler sitzen fand, mit dem Brett auf dem Schooß, den Stift in der Hand, be-

schäftigt, die schöne Natur zu copiren, o wie oft habe ich diese glücklichen Menschen beneidet, welche kein Zweifel um das Wesen, das sich nirgends findet, bekümmert, die nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal, ihnen zeigt. Einen fragte ich einst, ob man, wenn man sonst nicht ohne Talent sei, sich wohl im 24. Jahre noch mit Erfolg der Kunst widmen könnte? Er antwortete, daß Wouvermann, einer der größten Landschaftsmaler erst im 40. ein Künstler geworden sei. — Nirgends fand ich mich aber in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik zu den andern Künsten tritt, um das Herz gewaltsam zu bewegen. Unser Gottesdienst ist keiner. Er spricht nur zu dem kalten Verstande; aber zu allen Sinnen ein katholisches Fest. Mitten vor dem Altar, an seinen untersten Stufen kniete jedesmal ganz isolirt von den Anderen, ein gemeiner Mensch, das Haupt auf die höheren Stufen gebückt, betend mit Inbrunst. Ihn quälte kein Zweifel, er glaubte. — Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, mich neben ihm nieder zu werfen, und zu weinen. — Ach, nur einen Tropfen Vergessenheit, und mit Wollust würde ich katholisch werden. — Doch davon wollte ich ja eben schweigen. — Wir haben von Dresden aus Moritzburg, Pillnitz, Tharand, das Du schon kennst und Freiberg besucht. In Freiberg sind wir beide in das Bergwerk gestiegen. Ich mußte es, damit, wenn man mich fragt: Sind Sie dort gewesen? ich doch antworten kann: ja! Ein weiteres Interesse hatte ich jetzt nicht dabei, so sehr mich die Kenntniß, die man sich hier erwerben kann, auch sonst interessirt hätte. Denn, wenn

das Herz ein Bedürfniß hat, ist es kalt gegen Alles, was es nicht befriedigt, und nur mit halbem Ohr habe ich gehört, wie tief der Schacht ist, wohin der Gang streicht, wie viel Ausbeute er giebt u. s. w. — Ich hatte ein Paar Adressen nach Dresden mit, von denen ich aber nur eine gebrauchte und die andere verbrannte. Für ein Herz, das sich gern jedem Eindruck hingibt, ist nichts gefährlicher als Bekanntschaften, weil sie durch neue Verhältnisse das Leben immer noch verwickelter machen, das schon verwickelt genug ist. Doch diese Verstandesregel war es eigentlich nicht, die mich davon abhielt. Ich fand aber in Dresden ein Paar so liebe Leute, daß ich über sie alle Anderen vergaß. Denn ob ich gleich Menschen, die ich kennen lerne, leicht lieb gewinne, und dann gern unter ihnen bin, habe ich doch kein Bedürfniß, viele kennen zu lernen. Unter ihnen waren besonders zwei Fräulein v. Schlieben, arm und freundlich und gut, drei Eigenschaften, die zusammengenommen mit zu dem Rührendsten gehören, was ich kenne. Wir sind gern in ihrer Gesellschaft gewesen, und zuletzt waren die Mädchen auch so gern in der unsrigen, daß die Eine, am Abend, bei unserem Abschied, aus vollem Herzen weinte. — Von Dresden aus machten wir noch eine große Streiferei nach Teplitz, 8 Meilen, eine herrliche Gegend, besonders von dem nahe gelegenen Schloßberge aus. Von hinnen fuhren wir tiefer in Böhmen nach Lowositz, das am südlichen Fuße des Erzgebirgs liegt, da, wo die Elbe hineintritt. So, wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, tritt sie schlank und klar unter die Felsen. Leise mit schüchternem Wanken naht sie — das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr

versperrend, um sie herum, der Glänzend-Reinen ins Antlitz zu schauen; — sie aber, ohne zu harren, windet sich flüchtig, erröthend hindurch. — In Aussig ließen wir die Wagen zu Lande fahren, und fuhren noch 10 Meilen auf der Elbe nach Dresden. Ach, Wilhelmine! es war einer jener lauen, süßen, halb dämmernden Tage, die jede Sehnsucht, und alle Wünsche des Herzens ins Leben rufen. — Es war so still auf der Fläche des Wassers, so ernst zwischen den hohen, dunkeln Felsen unfern, die der Strom durchschnitt. Einzelne Häuser waren hie und da an den Felsen gelehnt, wo ein Fischer oder Weinbauer sich angesiedelt hatte. — Mir schien ihr Loos unbeschreiblich rührend und reizend — das kleine einsame Hüttchen unter dem schützenden Felsen, der Strom, der Kühlung und Nahrung zugleich herbeiführt, Freuden, die keine Idylle malen kann, Wünsche, die nicht über den Gipfel der umschließenden Berge fliegen. — Ist Dir das nicht auch so rührend und reizend wie mir? Könntest Du bei diesem Glücke nicht auch Alles aufgeben, was jenseits der Berge liegt? Ich könnte es. — Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe. Für die Zukunft leben zu wollen, — ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft. Ja, wer erfüllt eigentlich getreuer seine Bestimmung, nach dem Willen der Natur, als der Hausvater, der Landmann? — Ich malte mir ein ganzes künftiges Schicksal aus, — und wollte mit Freuden um dieses Glück allen Ruhm und allen Ehrgeiz aufgeben. — Zwei Schiffer ruderten gegen den Strom und trieften von Schweiß. Ich nahm unserm Schiffer das Ruder und fing an, aus Leibeskräften zu arbei-

ten. Ja, fiel mir ein, das ist ein Scherz; wie aber, wenn es Ernst wäre? — Auch das, antwortete ich mir, und beschloß eine ganze Meile lang unaufhörlich zu arbeiten. Es gelang mir zwar nicht ohne Anstrengung und Mühe; — aber es gelang mir. Ich wischte mir den Schweiß ab, und setzte mich neben Ulriken, und faßte ihre Hand: — sie war kalt — ich dachte an den Lohn, an Dich. — —

Adieu! liebe Wilhelmine. Schreibe mir nach Göttingen; aber gleich, und Dein ganzes Schicksal während der verflossenen Zeit, Deine Verhältnisse, auch etwas von meiner Familie. Wenn es mir so leicht wird, wie heute, schreibe ich bald wieder. Dein treuer Freund

Heinrich.

13.

Göttingen, den 4 Juni 1801.

Mein liebes Mädchen! ich habe Deinen Brief, der mir aus mehr als einer Rücksicht herzlich wohl that, gestern hier erhalten und eile, ihn zu beantworten. — Du bist nicht zufrieden, daß ich Dir das Aeußere meiner Lage beschreibe, ich soll Dir auch Etwas aus meinem Innern mittheilen. Ach, das ist leicht, wenn Alles in der Seele klar und hell ist, wenn man nur in sich selbst zu blicken braucht, um deutlich darin zu lesen. Aber wo Gedanken mit Gedanken, Gefühle mit Gefühlen kämpfen, ist es schwer zu nennen, was in der Seele herrscht, weil noch der Sieg unentschieden ist. Alles liegt in mir verworren, wie die Wergfasern im Spinnrocken durch einander, und ich bin vergebens bemüht, mit der Hand des Verstandes, den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen soll, um die Schule des Gedächtnisses zu ordnen. Ja, selbst meine Wünsche wechseln, und bald tritt der eine, bald der andere ins Dunkle, wie die Gegenstände einer Landschaft, wenn die Wolken darüber hinziehen. — Was Du mir zum Troste sagst, ist wirklich das Tröstlichste, das

ich kenne. Ich selbst fange an zu glauben, daß der Mensch zu etwas mehr da ist, als blos zu denken — Arbeit, fühle ich, wird das Einzige sein was mich ruhiger machen kann. Alles, was mich beunruhigt, ist die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Bestrebens zu setzen, und die Besorgniß, wenn ich zu schnell ein falsches ergriffe, die Bestimmung zu verfehlen, und so ein ganzes Leben zu verpfuschen. — Aber, sei ruhig, ich werde das Rechte finden. Falsch ist jedes Ziel, das nicht die reine Natur dem Menschen steckt. Ich habe fast eine Ahndung von dem rechten — wirst Du mir dahin folgen, wenn Du Dich dahin überzeugen kannst, daß es das rechte ist? — Doch, laß mich lieber schweigen von dem, was selbst in mir noch ganz undeutlich ist. Die Geschichte Deines Lebens während der Abwesenheit Deiner Eltern, und besonders die Art von Freude, welche Du da genossen hast, hat mich ganz unbeschreiblich gerührt. — Diese Freude ist Dir gewiß, aber wirst Du Dich mit dieser einzigen begnügen? Kann es ein Mädchen von Deinem Stande, so bist Du es, und dieser Gedanke stärkt mich unbeschreiblich. Sei zufrieden mit diesen wenigen Zügen aus meinem Innern. Es ist darin so wenig bestimmt, daß ich mich fürchten muß, etwas aufzuschreiben, weil es dadurch in gewisser Art bestimmt wird. Errathe daraus, was Du mir bist, gewiß ist es, daß ich kein anderes Erdenglück wünsche, als durch Dich. Fahre fort, Dich immer fähiger zu machen, zu beglücken. Rousseau ist mir der liebste, durch den ich Dich bilden lassen mag, da ich es selbst nicht mehr unmittelbar, wie sonst, kann. Du hast mich an frohe Zeiten erinnert, und Alles ist mir dabei

eingefallen, auch das, woran Du mich nicht erinnert hast. Mehr als einmal habe ich gewünscht, meinem ersten Entschlusse, allein zu reisen, treu geblieben zu sein. — Ich ehre Ulriken ganz unbeschreiblich, sie trägt in ihrer Seele Alles was achtungswürdig und bewunderswerth ist; Vieles mag sie besitzen, vieles geben können, aber es läßt sich, wie Göthe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen. — Von unserer Reise kann ich Dir auch Manches wieder erzählen. Wir reisen, wie Du vielleicht noch nicht weißt, mit eigenen Pferden, die wir in Dresden gekauft haben. Johann leistet uns dabei treffliche Dienste, und wir denken oft mit Dankbarkeit an Karl der ihn uns abtrat. Wenn Du ihm schreibst, sage ihm ein Wort von mir. Ich hatte versprochen, ihm zuweilen zu schreiben. Aber das Schreiben wird mir jetzt so schwer, daß ich oft selbst die nothwendigsten Briefe vernachlässige. Gestern endlich habe ich zum ersten Male an meine Familie nach Pommern geschrieben. Sollte man es glauben, daß ein Mensch, der in seiner Familie Alles fand, was ein Herz binden kann, Liebe, Vertrauen, Schonung, Unterstützung mit Rath und That, sein Vaterland verlassen kann, ohne selbst einmal schriftlich Abschied zu nehmen von seinen Verwandten? — Und doch sind sie mir die liebsten und theuersten Menschen auf der Welt! So widersprechen sich in mir Handlung und Gefühl — Ach, es ist ekelhaft zu leben. — Schreibe also Karl, er sollte nicht zürnen, wenn Briefe von mir ausblieben, großmüthig sein und zuweilen etwas von sich hören lassen, Neuigkeiten schreiben und dergleichen. Bitte ihn auch, er möchte sich einmal bei Rühle erkundigen, ob dieser gar keinen

Brief von mir erhalten hat, auch nicht die große Schrift, die ich ihm von Berlin aus schickte? Er möchte ihn antreiben, einmal an mich zu schreiben, da mir sehr viel daran gelegen wäre, wenigstens zu wissen, ob die Schrift nicht verloren gegangen ist. — Ich will Dich von Leipzig nach Göttingen führen; aber ein wenig schneller, als wir reiseten. Denn wir wandern wie die alten Ritter, von Burg zu Burg, halten uns auf und wechseln gar ein freundliches Wort mit den Leuten. Wir suchen uns in jeder Stadt immer die Würdigsten auf, in Leipzig Platner, Hindenburg, in Halle Klügel, in Göttingen Blumenbach, Weisberg u. s. w.; aber Du kennst wohl diese Namen nicht? Es sind die Lehrer der Menschheit! — In Leipzig fand endlich Ulrike Gelegenheit zu einem Abenteuer, und hörte verkleidet, einer öffentlichen Vorlesung von Platner zu. Das geschah mit Vorwissen des Hofrathes, indem er selbst wünschte, daß sie, Störung zu vermeiden, lieber in Mannskleidern käme, als in Weiberröcken. Alles lief glücklich ab; der Hofrath und ich waren die einzigen im Saale, die um das Geheimniß wußten. — In Halberstadt besuchten wir Gleim, den bekannten Dichter, einen der rührendsten und interessantesten Greise, die ich kenne. An ihn waren wir zwar durch Nichts adressirt, als durch unsere Namen; aber es gibt keine bessere Adresse, als diesen. Er war nehmlich einst ein Vertrauter Ewald Kleist's, der bei Frankfurt fiel. Kurz vor seinem Tode hatte dieser ihm einen Neffen Kleist empfohlen, für den jedoch Gleim niemals etwas thun können, weil er ihn niemals sah. Nun glaubte er, als ich mich melden ließ, ich sei es, und die Freude, mit der er uns entgegen kam,

war unbeschreiblich. Doch ließ er es uns nicht empfinden, als er sich getäuscht sah, denn Alles was Kleist heißt, ist ihm theuer. Er führte uns in sein Kabinet, geschmückt mit Gemälden seiner Freunde. Da ist Keiner, sagte er, der nicht ein schönes Wort schrieb, oder eine große That beging. Kleist that beides, und steht oben an. Wehmüthig nannte er uns die Namen der vorangegangenen Freunde, traurend, daß er noch zurück sei. Aber er ist 83 Jahre, und so die Reihe wohl auch bald an ihn. — Er besitzt einige hundert Briefe von Kleist, auch sein erstes Gedicht. Gleim war es eigentlich, der ihm zuerst die Aussicht nach dem Parnaß zeigte, und die Veranlassung ist seltsam und merkwürdig genug. Kleist war nehmlich in einem Duell blessirt, und lag krank im Bette zu Potsdam. Gleim war damals Regiments-Quartiermeister und besuchte den Kranken, ohne ihn genau zu kennen. Ach! sagte Kleist, ich habe die größte Langeweile, denn ich kann nicht lesen. Wissen Sie was, antwortete Gleim, ich will zuweilen herkommen und Ihnen Etwas vorlesen. Damals eben hatte Gleim scherzhafte Gedichte gemacht, im Geschmack Anakreons, und las ihm unter Anderen eine Ode an den Tod vor, die ohngefähr so lautet: „Tod! warum entführst Du mir mein Mädchen? Kannst Du Dich auch verlieben?" — Und so geht es fort. Am Ende heißt es: „Was willst Du mit ihr machen? Kannst Du doch mit Zähnen ohne Lippen wohl die Mädchen beißen, doch nicht küssen." — Ueber diese Vorstellung, wie der Tod mit seinen nackten Zähnen vergebens sich in die weichen Rosenlippen drückt, einen Kuß zu versuchen, geräth Kleist so ins Lachen, daß ihm bei der

Erschütterung das Band von der Wunde an der Hand springt. Man ruft einen Feldscheerer. Es ist ein Glück, sagt dieser, daß sie mich rufen lassen, denn unbemerkt ist der kalte Brand im Entstehen, und Morgen wäre es zu spät gewesen. — Aus Dankbarkeit widmete Kleist der Dichtkunst das Leben, das sie ihm gerettet hatte. — In Wernigerode lernten wir eine sehr liebenswürdige Familie kennen, die Stollbergsche. — In Goslar fuhren wir in den Rammelsberg, wo in großen Höhlen die Erze mit angezündeten Holzstößen abgebrannt werden, und Alles vor Hitze nackend arbeitet. Man glaubt in der Hölle, oder wenigstens in der Werkstatt der Cyklopen zu sein. — Von Ilsenburg aus bestiegen wir am Nachmittage des 31. den Brocken, den Du schon aus meiner früheren Reisebeschreibung kennst. — Und nun lebe wohl! Heute sind wir hier auf einem Balle, wo die Füße springen werden, indessen das Herz weint. Dann geht der Körper immer weiter und weiter von Dir, indessen die Seele immer zu Dir zurückstrebt. Bald an diesen, bald an jenen Ort treibt mich das wilde Geschick, indeß ich kein innigeres Bedürfniß habe, als Ruhe. — Können so viele Widersprüche in meinem eigenen Herzen wohnen? Lebe wohl! Hier hast Du meine Reiseroute. Morgen geht es nach Frankfurt, Mainz, Mannheim, dahin schreibe mir, und theile diese Adresse Karl mit. Wir werden unsere Tour über die Schweiz und Südfrankreich nehmen. — Südfrankreich! Du kennst doch noch das Land? Und das alte Projekt? — In Paris werde ich schon das Studiren der Naturwissenschaften fortsetzen müssen, und so wohl am Ende wieder in das alte Gleis kommen, vielleicht

auch nicht, wer kann es wissen? — Ich bin an lauter Pariser Gelehrte adressirt, und die lassen Einen nicht fort, ohne daß man etwas von ihnen lernt. Lebe wohl! Grüße vielmals die goldene Schwester, Karl, und Alle die es gern hören, daß ich mich ihrer erinnere.

Heinrich Kleist.

14.

Paris, den 18. Juli 1801.

Liebe Freundin! Entsinnen Sie sich wohl noch eines armen kleinen Menschen, der vor einigen Monaten an einem etwas stürmischen Tage, als die See ein wenig hoch ging, mit dem Schiffchen seines Lebens in Dresden einlief, und Anker warf in diesem lieben Oertchen, weil der Boden ihm so wohl gefiel und die Lüfte da so warm wehten, und die Menschen so freundlich waren? Entsinnen Sie sich des Jünglings wohl noch, der zuweilen an kühlen Abenden unter den dunkeln Linden des Schloßgartens, frohe Worte wechselnd, an Ihrer Seite ging, oder schweigend neben Ihnen stand auf der hohen Elbbrücke, wenn die Sonne hinter den blauen Bergen unterging? Entsinnen Sie sich dessen wohl noch, der Sie zuweilen durch den Olymp der Griechen voll Götter und Heroen führte, und oft mit Ihnen vor der Mutter Gottes stand, vor jener hohen Gestalt, mit der stillen Größe, mit dem hehren Ernste, mit der Engelreinheit? der Ihnen einst, am Abhange der Terrasse, an jenem schönen Morgen die Halme hielt, aus welchen Sie den Glückskranz flochten, der Ihre Wünsche erfüllen

soll? dem Sie ein wenig von Ihrem Wohlwollen schenkten und Ihr Andenken für immer versprachen? Blättern Sie in Ihrem Stammbuch nach — und wenn Sie ein Wort finden, das warm ist wie ein Herz, und einen Namen, der hold klingt, wie ein Dichtername, so können Sie nicht fehlen; denn kurz, es ist Heinrich Kleist.

Ja, liebe Freundin, aus einem fernen fremden Lande fliegt der Geist eines Freundes zu Ihnen zurück, und versetzt sich in das holde freundliche Thal von Dresden, das mehr seine Heimath ist, als das stolze, ungezügelte, ungeheure Paris. Da fand er Wohlwollen bei guten Menschen, und es ist nichts, was ihn inniger rühren, nichts, was ihn tiefer bewegen kann, als dieses. O! möchte das Gefühl, es mir geschenkt zu haben, Sie nur halb so glücklich machen, als mich, es von Ihnen empfangen zu haben. Von Ihnen — denn ach! es bricht durch die kalte Kruste der Convenienz, die von Jugend auf unsre Herzen überzieht, so selten, besonders bei den Weibern so selten, ein warmes Gefühl hervor. — Sie dürfen nur immer so viel fühlen, als die Etikette erlaubt, und keinen Menschen mehr lieben, als die französischen Gouvernanten vorschreiben. Und doch — den Mann erkennt man an seinem Verstande, aber wenn man das Weib nicht an ihrem Herzen erkennt, woran erkennt man es sonst?

Ja! es giebt eine gewisse himmlische Güte, womit die Natur das Weib bezeichnet hat, und die ihm allein eigen ist, Alles, was sich ihr mit einem Herzen nähert, an sich zu schließen mit Innigkeit und Liebe; so wie die Sonne, die wir darum auch Königin, nicht König nennen, alle Welt-

körper, die in ihrem Wirkungsraume schweben, an sich zieht mit sanften unsichtbaren Banden, und in frohen Kreisen um sich führt, Licht und Wärme und Leben ihnen gebend, bis sie, am Ende ihrer spiralförmigen Bahn, an ihrem glühenden Busen liegen. —

Das ist die Einrichtung der Natur, und nur ein Thor oder ein Bösewicht kann es wagen, daran etwas verändern zu wollen. Die Tugend hat ihren eigenen Wohlstand, und wo die Sittlichkeit im Herzen herrscht, da bedarf man ihres Zeichens nicht mehr. Wozu wollte man das Gold vergolden? Lassen Sie sich also nicht irren, was auch der Herold der Etikette dagegen einwendet. Das ist die Weisheit des Staubes; was Ihnen Ihr Herz sagt, ist Goldklang und der spricht es selbst aus, daß er ächt sei. Alle diese Vorschriften für Mienen und Gebehrden und Worte und Handlungen, sie sind nicht für den, dem ein Gott in seinem Innern heimlich anvertraut, was recht ist. Sie sind nur Zeichen der Sittlichkeit, die oft nicht vorhanden ist, und mancher hüllt sein Herz in diesen klösterlichen Schleier, nur um die Blößen zu verstecken, die es sonst verrathen würden. Ihr Herz aber, liebe Freundin, hat keine, — warum wollten Sie es nicht zeigen? Ach! es ist so menschlich, zu fühlen und zu lieben. O, folgen Sie immer diesem schönsten der Triebe; aber lieben Sie dann auch mit edlerer Liebe, Alles was edel und gut ist und schön.

Ob Sie dabei glücklich sein werden? — Ach! liebe Freundin, wer ist glücklich? — Der kalte Mensch, dem nie ein Gefühl die Brust erwärmte, der nie empfand, wie süß ein Händedruck ist, der stumpf bei dem Schmerze, stumpf

bei der Freude ist, er ist nicht glücklich; aber das warme, weiche Herz, das unaufhörlich sehnt, immer wünscht und hofft, und niemals genießen kann, das etwas ahndet, was es nirgends findet, das von jedem Eindruck bewegt wird, jedem Gefühle sich hingiebt, mit seiner Liebe alle Wesen umfaßt, an Alles sich knüpft, wo es mit Wohlwollen empfangen wird, sei es die Brust eines Freundes, die ihm Trost, oder der Schatten eines Baumes, der ihm Kühlung gab, — — — ist es glücklich —?

Ich habe auf meiner Reise so viele gute, liebe Menschen gefunden, in Leipzig einen Mann (Hindenburg), der mir wie ein Vater so ehrwürdig war, in Halberstadt Gleim, der ein Freund von Allen ist, die Kleist heißen, in Wernigerode eine treffliche Familie (die Stollbergsche), in Rödelheim, bei Frankfurt am Main, einen Menschen, den ich fast den besten nennen möchte, in Straßburg eine Frau, die ein fast so weiches, fühlendes Herz hat, wie Henriette. — —. Aber zu schnell wechseln die Erscheinungen im Leben und zu eng ist das Herz, sie alle zu umfassen, und immer die vergangenen schwinden, Platz zu machen den neuen. — Zuletzt ekelt dem Herzen vor den neuen, und matt giebt es sich Eindrücken hin, deren Vergänglichkeit es voranempfindet. — Ach! es muß öde und leer und traurig sein, später zu sterben als das Herz. —

Aber noch lebt es. — Zwar hier in Paris ist es so gut als todt. Wenn ich das Fenster öffne, so sehe ich nichts als die blasse, matte, fade Stadt, mit ihren hohen, grauen Schieferdächern und ihren ungestalteten Schornsteinen, ein wenig von den Spitzen der Tuillerien, und lauter Men-

schen, die man vergißt, wenn sie um die Ecke sind. Noch kenne ich wenige von ihnen, ich liebe noch keinen, und weiß nicht, ob ich einen lieben werde. Denn in den Hauptstädten sind die Menschen zu gewitzigt, um offen, zu zierlich, um wahr zu sein. Schauspieler sind sie, die einander wechselseitig betrügen, und dabei thun, als ob sie es nicht merkten. Man geht kalt an einander vorüber; man windet sich in den Straßen durch einen Haufen von Menschen, denen nichts gleichgültiger ist, als ihres Gleichen, ehe man eine Erscheinung gefaßt hat, ist sie von zehn andern verdrängt; dabei knüpft man sich an keinen, keiner knüpft sich an uns, man grüßt einander höflich; aber das Herz ist hier so unbrauchbar, wie eine Lunge unter der luftleeren Campane, und wenn ihm einmal ein Gefühl entschlüpft, so verhallt es, wie ein Flötenton im Orkan. Darum schließe ich zuweilen die Augen und denke an Dresden. — Ach! ich zähle diesen Aufenthalt zu den frohesten Stunden meines Lebens. Die schöne, große, edle, erhabene Natur, die Schätze von Kunstwerken, die Frühlingssonne und so viel Wohlwollen. — Was macht Ihre würdige Frau Mutter? Und Ihre Tante? Und Einsiedels? Und Ihre liebe Schwester? Wenn ein fremder Maler eine Deutsche malen wollte, und fragte mich nach der Gestalt, nach den Zügen, nach der Farbe der Augen, der Wangen, der Haare, so würde ich ihn zu Ihrer Schwester führen und sagen, das ist ein ächtes deutsches Mädchen. Was macht auch mein liebes Dresden? Ich sehe es noch vor mir liegen in der Tiefe der Berge, wie der Schauplatz

in der Mitte eines Amphitheaters -- ich sehe die Elbhöhen, die in einiger Entfernung, als ob sie aus Ehrfurcht nicht näher zu rücken wagten, gelagert sind, und gleichsam vor Bewunderung angewurzelt scheinen — und die Felsen im Hintergrunde von Königstein, die wie ein bewegtes Meer von Erde aussehen, und in den schönsten Linien geformt sind, als hätten da die Engel im Sande gespielt — und die Elbe, die schnell ihr rechtes Ufer verläßt, ihren Liebling Dresden zu küssen, die bald zu dem einen, bald zu dem andern Ufer flieht, als würde ihr die Wahl schwer, und in tausend Umwegen, wie vor Entzücken, durch die freundlichen Fluren wankt, als wollte sie nicht ins Meer -- und Loschwitz, das versteckt hinter den Bergen liegt, als ob es sich schämte — und die Weiseritz, die sich aus den Tiefen des plauenschen Grundes losringt, wie ein verstohlenes Gefühl aus der Tiefe der Brust, die, immer an Felsen wie an Vorurtheilen sich stoßend, nicht zornig, aber doch ein wenig unwillig murmelt, sich unermüdet durch alle Hindernisse windet, bis sie an die Freiheit des Tages tritt und sich ausbreitet in dem offnen Felde und, frei und ruhig, ihrer Bestimmung gemäß, ins Meer fließt. — Einige große Naturscenen, die freilich wohl mit den Dresdner wetteifern dürften, habe ich doch auch auf meiner Reise kennen gelernt. Ich habe den Harz bereiset und den Brocken bestiegen. Zwar war an diesem Tage die Sonne in Regenwolken gehüllt, und wenn die Könige trauern, so trauert das Land. Ueber das ganze Gebirge war ein Nebelflor geschlagen und wir standen vor der Natur, wie

vor einem Meisterstücke, das der Künstler aus Bescheidenheit mit einem Schleier verhüllt hat. Aber zuweilen ließ er uns durch die zerrissenen Wolken einen Blick des Entzückens thun, denn er fiel auf ein Paradies. —

Doch der schönste Landstrich von Deutschland, an welchem unser großer Gärtner sichtbar con amore gearbeitet hat, sind die Ufer des Rheins, von Mainz bis Coblenz, die wir auf dem Strome selbst bereist haben. Das ist eine Gegend wie ein Dichtertraum, und die üppigste Phantasie kann nichts schöneres erdenken, als dieses Thal, das sich bald öffnet, bald schließt, bald blüht, bald öde ist, bald lacht, bald schreckt. Pfeilschnell strömt der Rhein heran von Mainz und grade aus, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es ungeduldig auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel (der Rheingau) tritt ihm in den Weg und beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit stiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird. — — — Und er ehrt die edle Warnung und giebt, der freundlichen Weisung folgend, sein voreiliges Ziel auf, und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe, dankbar seine blumigen Füße ihm küssend.

Aber still und breit und majestätisch strömt er bei Bingen heran, und sicher, wie ein Held zum Siege, und langsam, als ob er seine Bahn wohl vollenden würde, —

und ein Gebirge (der Hundsrück) wirft sich ihm in den Weg, wie die Verläumdung der unbescholtenen Tugend. Er aber durchbricht es, und wankt nicht, und die Felsen weichen ihm aus, und blicken mit Bewunderung und Erstaunen auf ihn hinab — doch er eilt verächtlich bei ihnen vorüber, ohne zu frohlocken, und die einzige Rache, die er sich erlaubt, ist diese, ihnen in seinem klaren Spiegel ihr schwarzes Bild zu zeigen. —

Seit acht Tagen sind wir nun hier in Paris, und wenn ich Ihnen Alles schreiben wollte, was ich in diesen Tagen sah und hörte und dachte und empfand, so würde das Papier nicht hinreichen, das auf meinem Tische liegt. Ich habe dem 14. Juli, dem Jahrestage der Zerstörung der Bastille, beigewohnt, an welchem zugleich das Fest der wiedererrungenen Freiheit und das Friedensfest gefeiert ward. Wie solche Tage würdig begangen werden können, weiß ich nicht bestimmt; doch dieß weiß ich, daß sie fast nicht unwürdiger begangen werden können, als dieser. Nicht als ob es an Obelisken und Triumphbogen und Dekorationen und Illuminationen und Feuerwerken und Luftballen und Kanonaden gefehlt hätte; o, behüte! Aber keine von allen Anstalten erinnerte an die Hauptgedanken. Die Absicht, den Geist des Volks durch eine bis zum Ekel gehäufte Menge von Vergnügen zu zerstreuen, war überall herrschend, und wenn die Regierung einem Manne von Ehre hätte zumuthen wollen, durch die mâts de cocagne, und die jeux de carrousels und die théâtres forains und die escamoteurs und die

danseurs de corde mit Heiligkeit an die Göttergaben, Freiheit und Frieden erinnert zu werden, so wäre dies beleidigender, als ein Faustschlag in sein Antlitz. Rousseau ist immer das vierte Wort der Franzosen; und wie würde er sich schämen, wenn man ihm sagte, daß dies sein Werk sei?

Doch ich muß schließen. Diesen Brief nimmt Alexander von Humboldt, der morgen früh mit seiner Familie von Paris abreiset, mit sich bis Weimar; und jetzt ist es 9 Uhr Abends. Von mir kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich wenigstens ein Jahr hier bleiben werde, das Studium der Naturwissenschaft auf dieser Schule der Welt fortzusetzen. Wohin ich dann mich wenden werde, und ob der Wind des Schicksals noch einmal mein Lebensschiff nach Dresden treiben wird —? Ach! ich zweifle daran. Es ist wahrscheinlich, daß ich nie in mein Vaterland zurückkehre. In welchem Welttheile ich einst das Pflänzchen des Glückes pflücken werde, und ob es überhaupt irgend wo für mich blüht —? Ach! dunkel, dunkel ist das Alles. — Ich hoffe auf etwas Gutes, doch bin ich auf das Schlimmste gefaßt. Freude giebt es auf jedem Lebenswege, selbst das Bitterste ist auf kurze Augenblicke süß. Wenn nur der Grund recht dunkel ist, so sind auch matte Farben hell. Der helle Sonnenschein des Glückes, der uns verblendet, ist auch nicht einmal für unser schwaches Auge gemacht. Am Tage sehen wir wohl die schöne Erde; doch wenn es Nacht ist, sehen wir in die Sterne. — —

Und soll ich diesen Brief schließen, ohne Sie mi

meiner ganzen Seele zu begrüßen? O! möchte Ihnen der Himmel nur ein wenig von dem Glücke schenken, von dem Sie so viel, so viel verdienen. Auf die Erfüllung Ihrer liebsten Wünsche zu hoffen, zu hoffen —? Ja, immerhin. Aber sie zu erwarten —? Ach, liebe Freundin, wenn Sie sich Thränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde. Sie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte. Blicken Sie zuweilen, wenn es Nacht ist, in den Himmel. Wenn Sie auf diesem Sterne keinen Platz finden können, der Ihrer würdig ist, so finden Sie vielleicht auf einem andern einen um so bessern.

Und nun leben Sie wohl! — Der Himmel schenke Ihnen einen heitern, frischen Morgen, — einen Regenschauer in der Mittagshitze — und einen stillen kühlen, sternenklaren Abend, an welchem sich leicht und sanft einschlafen läßt.

Heinrich Kleist.

N. S. Ich habe vergessen, Sie um eine Antwort zu bitten: war diese Bitte nöthig, oder würden Sie von selbst meinem Wunsche zuvorgekommen sein? — Noch eins. Ich wollte auch Einsiedel mit dieser Gelegenheit schreiben; aber ich weiß seinen Wohnort nicht, auch ist es jetzt wegen Mangel an Zeit nicht mehr möglich. Er hatte mir so viel Gefälligkeiten erzeigt, und ich fühle, daß ich ihm Dank schuldig bin. Wollen Sie es wohl übernehmen, ihm dies einmal gelegentlich mitzutheilen? Es wird ihn sehr interes-

ſiren, zu wiſſen, wie wir mit unſern Pferden, die er uns gekauft hat, zufrieden geweſen ſind. Schreiben Sie ihm, daß es keine geſündere, dienſtfertigere und fleißigere Thiere gab, als dieſe zwei Pferde. Ein einziges Mal waren wir ein wenig böſe auf ſie, und das mit Recht, denke ich. Wir hatten ihnen nehmlich in Bützbach, bei Frankfurt am Main, die Zügel abnehmen laſſen, vor einem Wirthshauſe, ſie zu tränken und mit Heu zu füttern. Dabei war Ulrike, ſo wie ich, in dem Wagen ſitzen geblieben, als mit einem Mal ein Eſel hinter uns ein ſo abſcheuliches Geſchrei erhob, daß wir wirklich grade ſo vernünftig ſein mußten, wie wir ſind, um dabei nicht ſcheu zu werden. Die armen Pferde aber, die das Unglück haben, keine Vernunft zu beſitzen, hoben ſich hoch in die Höhe, und gingen ſpornſtreichs in vollem Carriere über das Steinpflaſter der Stadt durch. Ich griff nach den Zügeln; aber die hingen ihnen aufgelöſt über der Bruſt, und ehe ich Zeit hatte, an die Gefahr zu denken, ſchlug ſchon der Wagen mit uns um, und wir ſtürzten. Und an einem Eſelsgeſchrei hing ein Menſchenleben. Und wenn es nun in dieſer Minute geſchloſſen geweſen wäre; darum alſo hätte ich gelebt? Darum? Das hatte der Himmel mit dieſem dunkeln, räthſelhaften, irdiſchen Leben gewollt, und weiter nichts —? Doch für diesmal war es noch nicht geſchloſſen; — wofür er uns das Leben gefriſtet hat, wer kann es wiſſen? Kurz, wir ſtanden beide geſund und friſch von dem Steinpflaſter auf und umarmten uns. Der Wagen lag ganz umgeſtürzt, daß die Räder zu oberſt ſtanden, ein Rad war ganz zerſchmettert, die

Deichsel zerbrochen, die Geschirre zerrissen, das alles kostete uns drei Louisd'ors und vier und zwanzig Stunden, am andern Morgen ging es weiter. Wann wird der letzte sein? —

Grüßen Sie alles, was mich ein wenig liebt, auch Ihren Bruder.

Heinrich Kleist.

15.

Paris, den 21. Juli 1801.

Mein liebstes Minchen! Recht mit herzlicher Liebe erinnere ich mich in diesem Augenblicke Deiner. — O, sage, bist Du mir wohl noch mit so vieler Innigkeit, mit so vielem Vertrauen ergeben, als sonst? Meine schnelle Abreise von Berlin, ohne Abschied von Dir zu nehmen, der seltsame, Dir halbverständliche Grund, meine kurzen, trüben, verwirrten und dabei sparsamen Briefe, — o, sage, hat Dir nicht zuweilen eine Ahnung von Mißtrauen ein wenig das Herz berührt? Ach! ich verzeihe es Dir, und bin in meiner innersten Seele froh durch das Bewußtsein, besser zu sein, als ich scheine. Ja, meine liebe Freundin, wenn mein Betragen Dich ein wenig beängstiget hat, so war doch nicht mein Herz, sondern blos meine Lage Schuld daran. Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philosophie, unfähig, mich zu beschäftigen, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlassen, blos weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in wel-

cher ich Ruhe gerade am wenigsten fand; und nun sehe ich mich auf meiner Reise ins Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde! — Mir war es zuweilen auf dieser Reise, als ob ich einem Abgrunde entgegenginge. — Und nun das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen, Dich, mein edles, treues, unschuldiges Mädchen, Dich, die sich mir so ganz hingegeben hat, weil sie ihr Glück von mir erwartet. — Ich habe oft mit mir gekämpft, und warum soll ich nicht das Herz haben, Dir zu sagen, was ich mich nicht schäme, mir selbst zu gestehen? Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht sei, Dich zu verlassen? Ob es nicht meine Pflicht sei, Dich von dem zu trennen, der sichtbar seinem Abgrunde entgegeneilt? — Doch höre, was ich mir antwortete: Wenn du sie verläßest, sagte ich mir, wird sie dann wohl glücklicher sein? Ist sie nicht auch dann um die Bestimmung ihres Lebens betrogen? Wird sich ein anderer Mann um ein Mädchen bewerben, dessen Verbindung weltbekannt ist? Und wird sie einen Mann lieben können, wie mich? — Doch nicht Dein Glück allein, auch das meinige trat mir vor die Seele; — ach! liebe Freundin, wer kann sich erwehren, ein wenig eigennützig zu sein? Soll ich mir denn, so fragte ich mich, die einzige Aussicht in die Zukunft zerstören, die mich noch mit Lebenskraft erwärmt? Soll ich den einzigen Wunsch meiner Seele fahren lassen, den Wunsch, Dich mein Weib zu nennen? Soll ich ohne Ziel, ohne Wunsch, ohne Kraft, ohne Lebensreiz umherwandeln auf diesem Stern, mit dem Bewußtsein, niemals ein Oertchen

zu finden, wo das Glück für mich blüht.? — Es war mir nicht möglich, allen Ansprüchen auf Freude zu entsagen, und wenn ich sie auch nur in der entferntesten Zukunft fände. Und dann, ist es denn auch so gewiß, daß ich meinem Abgrunde entgegeneile? Wer kann die Wendung des Schicksals errathen? Gibt es eine Nacht, die ewig dauert? So wie eine unbegreifliche Fügung mich schnell unglücklich machte, kann nicht eine eben so unbegreifliche Fügung mich schnell glücklich machen? Und wenn auch das nicht wäre, wenn der Himmel kein Wunder thäte, worauf man in unsern Tagen nicht eben sehr hoffen darf, habe ich nicht Hülfsmittel in mir selbst. Habe ich nicht Talente, und Herz und Geist, und ist meine gesunkene Kraft auf immer gesunken? Ist diese Schwäche mehr, als eine vorübergehende Krankheit, auf welche Gesundheit und Stärke folgen? Kann ich nicht arbeiten? Schäme ich mich der Arbeit? Bin ich stolz, eitel, voll Vorurtheile? Ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen, und will ich einen größeren Preis, als Freiheit, ein eigenes Haus, und Dich? —

Doch höre: Eins muß ich Dir noch sagen, ich bin es Dir schuldig. Es ist gewiß, daß früh oder spät, aber gewiß einmal, ein heiterer Morgen für mich anbricht. Ich verdiene nicht unglücklich zu sein, und werde es nicht immer bleiben. Aber — es kann ein Weilchen dauern, und dazu gehört Treue. Auch werde ich die Blüthe des Glückes pflücken müssen, wo ich sie finde, überall, gleichviel in welchem Lande, und dazu gehört Liebe. — Was sagst Du dazu?

Frage Dein Herz. Täusche mich nicht, so wie ich fest beschlossen habe, Dich niemals zu täuschen. —

Jetzt muß ich Dir auch Etwas von meiner Reise schreiben. Auf unserer Rheinfahrt hatten wir am ersten Tage bis Coblenz gutes Wetter, am zweiten, wo wir bis Cöln reisen wollten, erhob sich schon bei der Abfahrt ein so starker Sturm in widriger Richtung, daß die Schiffer mit dem großen Postschiffe, das ganz bedeckt ist, nicht weiter fahren wollten, und in einem trierschen Dorfe am Ufer landeten. Da blieben wir von 10 Uhr Morgens den ganzen übrigen Tag, immer hoffend, daß sich der Sturm legen würde. Endlich, um 11 Uhr in der Nacht, schien es ein wenig ruhiger zu werden, und wir schifften uns mit der ganzen Gesellschaft wieder ein. Aber kaum waren wir auf der Mitte des Rheins, als wieder ein so unerhörter Sturm losbrach, daß die Schiffer das Fahrzeug gar nicht regieren konnten. Die Wellen, die auf diesem breiten, mächtigen Strome nicht so unbedeutend sind, als die Wellen der Oder, ergriffen das Schiff an seiner Fläche, und schleuderten es so gewaltig, daß es durch sein höchst gefährliches Schwanken die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Jeder klammerte sich, alle Anderen vergessend, an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten. — Ach! es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas werth ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nützen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorg-

falt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch, — o, wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht, von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständiges Buch; sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen, es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren, und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet, noch erwärmt.

Das klang ja wohl recht finster? Geduld! — Es wird nicht immer so sein, und ich sehne mich nach einem Tage, wie der Hirsch in der Mittagshitze nach dem Strome, sich hineinzustürzen. — Aber Geduld! -- Geduld? — Kann der Himmel die von seinen Menschen verlangen, da er ihnen selbst ein Herz voll Sehnsucht gab? — Zerstreuung! — O, wenn mir die Wahrheit des Forschens noch so würdig schiene, wie sonst, da wäre Beschäftigung hier in diesem Orte vollauf. — Gott gebe mir nur Kraft! Ich will es versuchen. Ich habe hier schon durch Humboldt und Lucchesini einige Bekanntschaften französischer Gelehrten gemacht,

auch schon einige Vorlesungen besucht. — Die Menschen sprachen mir von Alkalien und Säuren; indessen mir ein allmächtiges Bedürfniß die Lippen trocknet. — Lebe recht wohl! schreibe mir bald, zum Troste.

Dein

H. Kleist.

16.

Paris, den 15. August 1801.

Mein liebes Minchen! Dein Brief hat mir außerordentlich viele Freude gemacht. Es waren seit zehn Wochen wieder die ersten Zeilen, die ich von Deiner Hand las; denn die Briefe, die Du mir, wie Du sagst, während dieser Zeit geschrieben hast, müssen verloren gegangen sein, weil ich sie nicht empfangen habe. Desto größer war meine Freude, als ich heute auf der Post meine Adresse und Deine Hand erkannte. — Aber denke Dir meinen Schreck, als der Postmeister meinen Paß zu sehen verlangte, und ich gewahr wurde, daß ich ihn unglücklicher Weise vergessen hatte. — Was war zu thun? Die Post ist eine starke halbe Meile von meiner Wohnung entfernt — sollte ich zurücklaufen, sollte ich noch zwei Stunden warten, meinen Brief zu erbrechen, den ich schon in meiner Hand hielt? — Ich bat den Postmeister, er möchte ein Mal eine Ausnahme von der Regel machen, ich stellte ihm die Unbequemlichkeit des Zurücklaufens vor, ich vertraute ihm an, wie viel Freude es mir machen würde, wenn ich den Brief mit mir zurücknehmen könnte, ich schwor ihm zu, daß ich Kleist sei und

ihn nicht betröge; — umsonst! der Mann war unerbittlich. Schwarz auf Weiß wollte er sehen, Mienen konnte er nicht lesen; — tausendfältig betrogen, glaubte er nicht mehr, daß in Paris Jemand ehrlich sein könnte. Ich verachtete, oder vielmehr ich bemitleidete ihn, holte meinen Paß, und vergab ihm, als er mir Deinen Brief überlieferte. Ganz ermüdet lief ich in ein Kaffeehaus, und las ihn, — und der Ernst, der in Deinem Briefe herrscht, Deine stille Bemühung, Dich immer mehr und mehr zu bilden, die Beschreibung Deines Zustandes, in welchem Du Dich, so sehr ich Dich auch betrübe, noch so ziemlich glücklich fühlst, das Alles rührte mich so innig, daß ich es in dem Schauspielhause, in welches ich gegangen war, ein großes Stück zu sehen, gar nicht aushalten konnte, noch vor dem Anfange der Vorstellung wieder herauslief, und jetzt, noch mit aller Wärme der ersten Empfindung, mich niedersetze, Dir zu antworten. Du willst, ich soll Dir etwas von meiner Seele mittheilen? Wie gern thue ich das, wenn ich hoffen kann, daß es Dich erfreuen wird. Ja, seit einigen Wochen scheint es mir, als hätte sich der Sturm ein wenig gelegt. — Kannst Du Dir vorstellen, wie leicht, wie wehmüthig froh dem Schiffer zu Muthe sein mag, dessen Fahrzeug in einer langen, finstern, stürmenden Nacht, gefährlich vom Land, umhergetrieben wird, wenn er nun an der sanfteren Bewegung fühlt, daß ein stiller, heiterer Tag anbricht? Etwas Aehnliches empfinde ich in meiner Seele. — O, möchtest Du auch ein Wenig von der Ruhe genießen, die mir seit einiger Zeit zu Theil geworden ist, möchtest Du, wenn Du diesen Brief liest, auch ein Mal ein Wenig froh sein, so

wie ich es jetzt bin, da ich ihn schreibe. Ja, vielleicht werde ich diese Reise nach Paris, von welcher ich keinem Menschen, ja, sogar mir selbst nicht Rechenschaft geben kann, noch segnen. Nicht wegen der Freuden, die ich genoß, denn sparsam waren sie mir zugemessen; aber alle Sinne bestätigen mir hier, was längst mein Gefühl mir sagte, nehmlich, daß uns die Wissenschaften weder besser, noch glücklicher machen, und ich hoffe, daß auch das zu einer Entschließung führen wird. O, ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Eindruck der erste Anblick dieser höchsten Sittenlosigkeit bei der höchsten Wissenschaft auf mich machte. Wohin das Schicksal diese Nation führen wird? — Gott weiß es! Sie ist reifer zum Untergange, als irgend eine andere europäische Nation. Zuweilen, wenn ich die Bibliotheken ansehe, wo in prächtigen Sälen und in prächtigen Bänden die Werke Rousseau's, Helvetius, Voltaire's stehen, denke ich: was haben sie genutzt? Hat ein einziger seinen Zweck erreicht? Haben Sie das Rad aufhalten können, das unaufhaltsam stürzend seinem Abgrund entgegeneilt? O hätten alle, die gute Werke geschrieben haben, die Hälfte von diesem Guten gethan, es stünde besser um die Welt. Ja, selbst dieses Studium der Naturwissenschaft, auf welches der ganze Geist der französischen Nation mit fast vereinten Kräften gefallen ist, wohin wird es führen? Warum verschwendet der Staat Millionen an alle diese Anstalten zur Ausbreitung der Gelehrsamkeit? Ist es ihm um Wahrheit zu thun? Dem Staate? Ein Staat kennt keinen anderen Vortheil, als den er nach Procenten berechnen kann. Er will die Wahrheit anwenden und worauf? Auf Künste und

Gewerbe. Er will das Bequeme noch bequemer machen, das Sinnliche noch mehr versinnlichen, den raffinirtesten Luxus noch mehr raffiniren. — Und wenn am Ende auch das üppigste und verwöhnteste Bedürfniß keinen Wunsch mehr ersinnen kann, was dann? — O, wie unbegreiflich ist der Wille, der über der Menschengattung waltet! Ohne Wissenschaft zittern wir vor jeder Lufterscheinung, unser Leben ist jedem Raubthiere ausgesetzt, eine Giftpflanze kann uns tödten, — und sobald wir in das Reich des Wissens treten, sobald wir unsere Kenntnisse anwenden, uns zu sichern und zu schützen, gleich ist der erste Schritt zu dem Luxus und mit ihm zu allen Lastern der Sinnlichkeit gethan. Denn wenn wir, zum Beispiel, die Wissenschaften nutzen, uns vor dem Genuß giftiger Pflanzen zu hüten, warum sollten wir sie nicht auch nutzen, wohlschmeckende zu sammeln, und wo ist nun die Grenze, hinter welcher die poulets à la Suprème und alle diese raffinements der französischen Kochkunst liegen? Und doch, — gesetzt, Rousseau hätte bei der Frage: ob die Wissenschaften den Menschen glücklicher gemacht haben, Recht, wenn er sie mit Nein beantwortete, welche seltsamen Widersprüche würden aus dieser Wahrheit folgen! Denn es müßten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt würden, als nöthig wären, einzusehen, daß man keine haben müßte. Also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen, und somit finge das Elend wieder von vorn an. Denn der Mensch hat ein unwidersprechliches Bedürfniß, sich aufzuklären. Ohne Aufklärung ist er nicht viel mehr als ein Thier. Sein moralisches Bedürfniß treibt

ihn zu den Wissenschaften, wenn dies auch kein physisches thäte. Er wäre also, wie Arion verdammt, ein Rad auf einen Berg zu wälzen, das, halb erhoben, immer wieder in den Abgrund stürzt. Auch ist immer Licht, wo Schatten ist, und umgekehrt. Wenn die Unwissenheit unsere Einfalt, unsere Unschuld und alle Genüsse der friedlichen Natur sichert, so öffnet sie dagegen allen Gräueln des Aberglaubens die Thore. — Wenn dagegen die Wissenschaften uns in das Labyrinth des Luxus führen, so schützen sie uns vor allen Gräueln des Aberglaubens. Jede reicht uns Tugenden und Laster, und wir mögen am Ende aufgeklärt oder unwissend sein, so haben wir dabei so viel verloren, als gewonnen. — Und so mögen wir am Ende thun, was wir wollen, wir thun Recht. Ja, wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn Niemand den Zweck seines Daseins und seiner Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich, die Seele und das Leben, und die Dinge um sich zu begreifen, wenn man seit Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht gibt, — kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern? Man sage nicht, daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was Recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten, — und mit Andacht ißt er ihn auf. Wenn die Ueberzeugung solche Thaten rechtfertigen kann, darf man ihr trauen? Was heißt das auch, Etwas Böses thun, der Wirkung nach?

Was ist böse? Absolut böse? Tausendfältig verknüpft und verschlungen sind die Dinge der Welt, jede Handlung ist die Mutter von Millionen anderen und oft die schlechteste erzeugt die beste. — Sage mir: wer auf dieser Erde hat schon etwas Böses gethan? Etwas, das böse wäre in alle Ewigkeit fort? Und was uns auch die Geschichte von Nero und Attila, und Cartouche, von den Hunnen und Kreuzzügen, und der spanischen Inquisition erzählt, so rollt doch dieser Planet immer noch freundlich durch den Himmelsraum, und die Frühlinge wiederholen sich, und die Menschen leben, genießen und sterben nach wie vor. — Ja, thun, was der Himmel sichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das ist genug. — Leben, so lange die Brust sich hebt, genießen, was rund um blüht, hin und wieder etwas Gutes thun, weil das auch ein Genuß ist, arbeiten, damit man genießen und wirken könne, Andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde, — und dann sterben. — Dem hat der Himmel ein Geheimniß eröffnet, der das thut und weiter nichts. Freiheit, ein eigenes Haus und ein Weib, meine drei Wünsche, die ich mir beim Auf- und Untergange der Sonne wiederhole, wie ein Mönch seine drei Gelübde! O, um diesen Preis will ich allen Ehrgeiz fahren lassen, und alle Pracht der Reichen und allen Ruhm der Gelehrten. Nachruhm! Was ist das für ein seltsames Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist? O, über den Irrthum, der die Menschen um zwei Leben betrügt, der sie selbst im Tode noch äfft? Denn wer kennt die Namen der Magier und ihrer Weisheit? Wer wird nach Jahrtau-

senden von uns und unserm Ruhme reden? Was wissen Asien und Afrika und Amerika von unseren Genien? Und nun die Planeten? Und die Sonnen? Und die Milchstraße? Und die Nebelstraße? — Ja, unsinnig ist es, wenn wir nicht gerade für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden. Genießen, das ist der Preis des Lebens! Wenn wir seiner niemals froh werden, können wir nicht mit Recht den Schöpfer fragen: Warum gabst du es mir? Lebensgenuß seinen Geschöpfen geben, das ist die Verpflichtung des Himmels; die Verpflichtung des Menschen ist, ihn zu verdienen! Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, etwas Gutes zu thun, verstehe mich recht, ohne figürlich zu reden, schlechthin zu thun. Ich werde das immer deutlicher und deutlicher einsehen, immer lebhafter und lebhafter fühlen lernen, bis Vernunft und Herz mit aller Gewalt meiner Seele einen Entschluß bewirken. Sei ruhig bis dahin. Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen. Thue ich es noch einmal, so ist es das letzte Mal! Denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne sie. Aber sei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. Dürfte ich auf meine eigene Bildung keine Kräfte verschwenden, so würde ich vielleicht schon jetzt wählen. Aber noch fühle ich meine eigenen Blößen. Ich habe den Lauf meiner Studien plötzlich unterbrochen, und werde das Versäumte hier nachholen; aber nicht mehr blos um der Wahrheit willen, sondern für einen menschenfreundlichern Zweck.

Erlasse es mir, mich deutlicher zu erklären. Ich bin noch nicht bestimmt, und ein geschriebenes Wort ist ewig. Aber hoffe das Beste. Ich werde Dich endlich einmal erfreuen, und Deine Sorge sei es, mir die Innigkeit Deiner Liebe auch zu bewahren, ohne welche ich in Deinen Armen niemals glücklich sein würde. Kein Tag möge vergehen, ohne mich zu sehen. Du kannst mich leicht finden, wenn Du in die Gartenlaube, oder an den Bach gehst, der aus den Linden in die Oder fließt. — So möge die Vergangenheit und die Zukunft Dir die Gegenwart versüßen, so mögest Du träumend glücklich sein, bis — bis, — — ja, wer könnte das aussprechen? — Lebe wohl! — —

N. S. Grüße Deine Eltern. — Sage mir, warum bin ich unruhig, so oft ich an sie denke, und doch nicht, wenn ich an Dich denke? Das macht, weil wir uns verstehen. — O, möchte die ganze Welt in mein Herz sehen! Grüße sie, und sage ihnen, daß ich sie ehre, sie mögen von mir denken, was sie wollen, und schreibe bald. — Ich habe Dir von Paris aus schon ein Mal geschrieben! aber nicht mehr poste restante, sondern, dans la rue Royer No. 21.

17.

Paris, den 16. August 1801.

Empfangen Sie, goldne Schwester, zum Lohne für Ihre lieben, in Karls Schreiben eingeschlossenen Worte, diesen Brief aus Paris. Sie beneiden mich, wie es scheint, um meinen Aufenthalt und wünschen an meiner Stelle zu sein. Wenn Sie mir folgen wollen, will ich Ihren Geist in die Nähe der Coulissen führen, die, aus der Ferne betrachtet, so reizend scheinen. Aber erschrecken müssen Sie nicht, wenn Sie die Gestalten ein wenig mit Farben überladen und ein wenig grob gezeichnet finden.

Denken Sie sich in der Mitte von drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ungefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von übereinandergeschobenen Häusern, welche schmal in die Höhe wachsen, gleichsam den Boden zu vervielfachen, denken Sie sich alle diese Häuser durchgängig von jener blassen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige schöne, edle, aber einzeln in der Stadt zerstreut, denken Sie sich enge, krumme, stinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Koth mit Staub und Staub mit Koth abwechseln, denken Sie sich

endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in diese Stadt tritt, aber schmutzig und mit tausend Unrath geschwängert, sie verläßt, und der fast in gerader Linie sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrte, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen, — denken Sie sich alle diese Züge in einem Bilde, und Sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt deren Aufenthalt Ihnen so reizend scheint.

Verrath, Mord und Diebstahl sind hier ganz unbedeutende Dinge, deren Nachricht Niemand afficirt. Ein Ehebruch des Vaters mit der Tochter, des Sohnes mit der Mutter, ein Todtschlag unter Freunden und Anverwandten sind Dinge, die täglich vorkommen, und die der Nachbar kaum des Anhörens würdigt. Kürzlich wurden einer Frau 50,000 Thaler gestohlen, fast täglich fallen Mordthaten vor, ja vor einigen Tagen starb eine ganze Familie an der Vergiftung; aber das Alles ist das langweiligste Ding von der Welt, bei dessen Erzählung sich Jedermann ennuyirt. Auch ist es etwas ganz Gewöhnliches, einen todten Körper in der Seine oder auf der Straße zu finden. Ein solcher wird dann in ein an dem Pont St. Michel dazu bestimmtes Gewölbe geworfen, wo immer ein ganzer Haufe übereinander liegt, damit die Anverwandten, wenn ein Mitglied aus ihrer Mitte fehlt, hinkommen, und es finden mögen. Jedes Nationalfest kostet im Durchschnitt zehn Menschen das Leben. Das sieht man oft mit Gewißheit vorher, ohne darum dem Unglück vorzubeugen. Bei dem Friedensfest am 14. Juli stieg in der Nacht ein Ballon mit einem eisernen Reifen in die Höhe, an welchem ein Feuerwerk befestigt war, das in

der Luft abbrennen, und dann den Ballon entzünden sollte. Das Schauspiel war schön; aber es war vorauszusehen, daß, wenn der Ballon in Feuer aufgegangen war, der Reifen auf ein Feld fallen würde, das vollgepfropft von Menschen war. Aber ein Menschenleben ist hier ein Ding, von welchem man 800,000 Exemplare hat. Der Ballon stieg, der Reifen fiel, ein Paar schlug er todt, weiter war es nichts.

Zwei Antipoden können einander nicht fremder und unbekannter sein, als zwei Nachbarn von Paris, und ein armer Fremdling kann sich gar an Niemand knüpfen, Niemand knüpft sich an ihn. Zuweilen gehe ich durch die langen, krummen, engen, schmutzigen, stinkenden Straßen, ich winde mich durch einen Haufen Menschen, welche schreien, laufen, keuchen, einander schieben, stoßen, umdrehen, ohne es übel zu nehmen, ich sehe Einen fragend an, er sieht mich wieder an, ich frage ihn ein Paar Worte, er antwortet mir höflich, ich werde warm, er ennuyirt sich, wir sind einander herzlich satt, er empfiehlt sich, ich verbeuge mich, und wir haben einander vergessen, so bald wir um die Ecke sind. Geschwind laufe ich nach dem Louvre und erwärme mich an dem Marmor, an dem Apoll von Belvedere, an der mediceischen Venus, oder trete unter die italienischen Tableaus, wo Menschen auf Leinwand gemalt sind. — Uebrigens muß man gestehen, daß es vielleicht nirgends Unterhaltung gibt, als unter den Franzosen. Man nenne einem Deutschen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er kleben bleiben, er wird es tausendmal mit seinem Geiste anfassen, drehen und wenden, bis er es von

allen Seiten kennt, und Alles, was sich davon sagen läßt, erschöpft hat. Dagegen ist der zweite Gedanke über ein und dasselbe Ding dem Franzosen langweilig. Er springt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunst, gewinnt jedem Dinge die interessante Seite ab, spricht mit Ernst von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernsthaften, und wenn man dann eine Viertelstunde zugehört hat, ist es, als ob man in einen Guckkasten gesehen hätte. Man versuche es, seinen Geist zwei Minuten lang an einen heiligen Gegenstand zu fesseln: er wird das Gespräch kurzweg mit einem ah bah! abbrechen. Der Deutsche spricht mit Verstand, der Franzose mit Witz. Das Gespräch des Ersteren ist mir eine Reise zum Nutzen, das Gespräch des Anderen wie ein Spaziergang zum Vergnügen. Der Deutsche geht um das Ding herum, der Franzose fängt den Lichtstrahl auf, den es ihm zuwirft, und geht vorüber.

Zwei Reisende, die zu zwei verschiedenen Zeiten nach Paris kommen, sehen zwei ganz verschiedene Menschenarten. Ein Aprilmonat kann kaum so schnell mit der Witterung wechseln, als die Franzosen mit der Kleidung. Bald ist ein Rock zu eng für Einen, bald ist er groß genug für Zwei, und ein Kleid, das sie heute einen Schlafrock nennen, tragen sie morgen zum Tanze, und umgekehrt. Dabei sitzt ihnen der Hintere bald unter dem Kopfe, bald über den Hacken, bald haben sie kurze Arme, bald keine Hände, die Füße scheinen bald einem Hottentotten, bald einem Sinesen anzugehören, und die Philosophen mögen uns von der Menschengattung erzählen, was sie wollen, in Frankreich gleicht

jede Generation weder der, von welcher sie abstammt, noch der, welche ihr folgt.

Seltsam ist die Verachtung, in welcher der französische Soldat bei dem französischen Bürger steht. Wenn man die Sieger von Marengo mit den Siegern von Marathon, und selbst mit den Ueberwundenen von Cannä vergleicht, muß man gestehen, daß ihnen ein trauriges Schicksal geworden ist. Von allen Gesellschaften, die man hier du ton nennt, sind die französischen Helden ausgeschlossen. Warum? Weil sie nicht artig genug sind. Denn dem Franzosen ist es nicht genug, daß der Mensch eine große, starke, erhabene Seele zeige, er will auch, daß er sich zierlich betrage, und ein Offizier möge eine That begangen haben, die Bayards oder Türenne's würdig wäre, so ist das hinreichend, von ihm zu sprechen, ihn zu loben und zu rühmen; nicht aber mit ihm in Gesellschaft zu sein. Tanzen soll er, er soll wenigstens die 4 französischen Positionen und die 15 Formeln kennen, die man hier Höflichkeiten nennt, und selbst Achilles und Hektor würden hier kalt empfangen werden, weil sie keine éducation hatten und nicht amusant genug waren.

Eine ganz rasende Sucht nach Vergnügungen verfolgt die Franzosen und treibt sie von einem Orte zum andern. Sie ziehen den ganzen Tag mit allen ihren Sinnen auf die Jagd, den Genuß zu fangen, und kehren nicht eher heim, als bis die Jagdtasche bis zum Ekel angefüllt ist. Ganze Haufen von Affichen laden überall den Einwohner und den Fremdling zu Festen ein. An allen Ecken und Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen schreit irgend ein Possenreißer

seine Künste aus, und ladet die Vorübergehenden vor seinen Guckkasten, oder fesselt sie wenigstens auf ein paar Minuten durch seine Sprünge und Faxen. Selbst mit dem Schauspiele oder mit der Oper, die um 11 Uhr schließt, ist die Jagd noch nicht beendigt. Alles strömt nun nach öffentlichen Orten, der gemeinere Theil in das palais royal und in die Kaffeehäuser, wo entweder ein Concert von Blinden oder ein Bauchredner, oder irgend ein anderer Harlekin die Gesellschaft auf Kosten des Wirthes vergnügt, der vornehmere Theil nach Frascati, oder dem pavillon d'Hannovre, zwei fürstlichen Hotels, welche seit der Emigration ihrer Besitzer das Eigenthum ihrer Köche geworden sind. Da wird denn der letzte Tropfen aus dem Becher der Freude wollüstig eingeschlürft: eine prächtige Gruppe von Gemächern, die luxuriösesten Getränke, ein schöner Garten, eine Illumination und ein Feuerwerk, — denn nichts hat der Franzose lieber, als wenn man ihm die Augen verblendet.

Das sind die Vergnügungen dieser Stadt. Ist es nicht entzückend, ist es nicht beneidenswürdig, so viel zu genießen? Ach, zuweilen, wenn ich dem Fluge einer Rakete nachsehe, oder in den Schein einer Lampe blicke, oder ein künstliches Eis auf meiner Zunge zergehen lasse, und mich frage: genießest Du —? Fühle ich mich so leer, so arm, bewegen sich die Wünsche so unruhig, treibt es mich fort aus dem Getümmel unter den Himmel der Nacht, wo die Milchstraße und die Nebelflecken dämmern. —

Ja, zuweilen, wenn ich einmal einen Tag dem widmete, mit dem Haufen auf diese Jagd zu ziehen, die man doch auch kennen lernen muß, wenn ich dann, ohne Beute,

ermüdet zurückkehre, und still stehe auf dem pont-neuf, über dem Seinestrom, diesen einzigen schmalen Streifen Natur, der sich in die unnatürliche Stadt verirrte, habe ich eine unaussprechliche Sehnsucht hinzufliegen, nach jener Höhe, welche bläulich in der Ferne dämmert, und alle diese Dächer und Schornsteine aus dem Auge zu verlieren, und nichts zu sehen, als rund um den Himmel. Aber gibt es einen Ort, in der Gegend dieser Stadt, wo man ihrer nicht gewahr würde? —

Ueberdrüssig aller dieser Feuerwerke und Illuminationen, und Schauspiele und Possenreißereien hat ein Franzose den Einfall gehabt, den Einwohnern von Paris ein Vergnügen ganz neuer Art zu bereiten, nämlich das Vergnügen an der Natur. Der Landgraf von Hessen-Kassel hat sich auf der Wilhelmshöhe eine gothische Ritterburg und der Churfürst von der Pfalz in Schwetzingen eine türkische Moschee erbaut. Sie besuchen zuweilen diese Orte, beobachten die fremden Gebräuche und versetzen sich so in Verhältnisse, von welchen sie durch Zeit und Raum getrennt sind. Auf eine ähnliche Art hat man hier in Paris die Natur nachgeahmt, von welcher die Franzosen weiter, als der Landgraf von der Ritterzeit und der Churfürst von der Türkei entfernt sind. Von Zeit zu Zeit verläßt man die matte, fade, stinkende Stadt und geht in die — Vorstadt, die große einfältige, rührende Natur zu genießen. Man bezahlt im hameau de Chantilly, am Eingange 20 Sols für die Erlaubniß, einen Tag in patriarchalischer Simplicität zu durchleben. Arm in Arm wandert man, so natürlich, wie möglich, über Wiesen, an dem Ufer der Seen, unter dem

Schatten der Erlen, hundert Schritte lang, bis an die Mauern, wo die Unnatur anfängt, — dann kehrt man wieder um. Gegen die Mittagszeit, das heißt, um 5 Uhr, sucht jeder sich eine Hütte, der Eine die Hütte eines Fischers, der Andere die eines Jägers, Schiffers, Schäfers u. s. w., jede mit den Insignien der Arbeit und einem Namen bezeichnet, welchen der Bewohner führt, so lange er sich darin aufhält. Funfzig Lakaien; aber ganz natürlich gekleidet, springen umher, die Schäfer- oder die Schiffer-Familien zu bedienen. Die raffinirtesten Speisen und die feinsten Weine werden aufgetragen; aber in hölzernen Näpfen und in irdenen Gefäßen, und damit nichts der Täuschung fehle, ißt man mit Löffeln von Zinn. Gegen Abend schifft man sich zu zwei und zwei ein, und fährt, unter ländlicher Musik, eine Stunde lang spazieren, auf einem See, welcher zwanzig Schritte im Durchmesser hat. Dann ist es Nacht, ein Bett unter freiem Himmel beschließt das romantische Fest, und jeder eilt aus der Natur wieder in die Unnatur hinein. — Große, stille, feierliche Natur, du, die Cathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind, welche Düfte schwingen, in den Rauchfässern der Blumen, gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Messe liest und Freuden austheilt, zum Abendmahl unter Kirchenmusik, welche die Ströme und die Gewitter rauschen, indessen die Seelen entzückt ihre Genüsse an dem Rosenkranze der Erinnerung zählen. So spielt man mit Dir! —

Zwei waren doch an diesem Abend in dem hameau de Chantilly, welche genossen, nämlich ein Jüngling und

ein Mädchen, welche, ohne zu tanzen, dem Spiele in einiger Entfernung zusahen. Sie saßen unter dem Dunkel der Bäume, nur matt von den Lampen des Tanzplatzes erleuchtet, — nebeneinander, versteht sich; und ob sie gleich niemals lachten, schienen sie doch so vergnügt, daß ich mich selbst an ihrer Freude erfreute, und mich hinter sie setzte in der Ferne, wo sie mich nicht sahen. Sie hatten beide die nachbarlichen Arme auf das Geländer gelehnt, das ihren Rücken halb deckte. Das geschah aber blos, um sich zu stützen. Die Kante war schmal; und die warmen Hände mußten einander zuweilen berühren. Das geschah aber so unmerklich, daß es Niemand sah. Sie sahen sich meist an, und sprachen wenig, oder viel, wie man will. Wenn sie mit eigentlichen Worten sprachen, war es ein Laut, wie wenn eine Silberpappel im Winde zittert. Dabei neigten sie einander mehr die Wangen, als das Ohr zu, und es schien, als ob es ihnen mehr um den Athem, als um den Laut zu thun wäre. Ihr Antlitz glühte wie ein Wunsch. — Zuweilen sahen sie mit feuchten Blicken, träumend in den Schein der Lampen. — Es schien, als folgten sie der Musik in ein unbekanntes Land, — denn, schüchtern, mit einemmale, zählten sie die Menschen und wogen ihre Mienen. — Als sie mich erblickten, warfen sie ihre Augen auf den Boden, als ob sie ihn suchten, — da stand ich auf, und ging weg. —

Wohin? Fragen Sie das? Nach Frankfurt ging ich. —

Ich wüßte nichts mehr hinzuzusetzen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund,

H. K.

N. S. Weil doch kein Blatt unbeschrieben die Reise von Paris nach Frankfurt machen soll, so schreibe ich Ihnen noch ein Paar Moden. Das ist Ihnen doch lieb? Binden Sie die Bänder Ihrer Haube so, von den Ohren an die Kante der Wangen entlang, daß die Schleife gerade die Mitte des Kinns schmückt — oder werfen Sie, wenn Sie ausgehen, den Schleier, der an Ihrem Haupte befestigt ist, so um das Haupt Ihrer Schwester, daß er à l'inséparable beide bedeckt — und Sie sehen aus wie eine Pariser Dame au dernier gout.

18.

Paris, den 10. October 1801.

Liebe Wilhelmine! Also mein Brief hat Dir so viel Freude gemacht? Möge Dir auch dieser, unter so viel trüben Tagen, ein Paar frohe Stunden schenken! Andere beglücken, es ist das reinste Glück auf dieser Erde. Nur schwer ist es, wenn wir selbst nicht glücklich sind, und Andere gerade in unser Glück das Ihrige setzen. Indessen fühle ich mich wirklich von Tage zu Tage heiterer und hoffe, daß mir endlich die Natur auch einmal das Maas von Glück zumessen wird, das sie allen Wesen schuldig ist. Auf welchem Wege ich es suchen soll, darüber bin ich noch nicht einig, obgleich sich mein Herz fast überwiegend immer zu einem neigt. Aber ob auch Dein Herz sich dazu neigen wird? Da bin ich fast schüchtern in der Mittheilung. Nur, wenn ich denke, daß Du meine Freundin bist, schwindet alle Zurückhaltung, und darum will ich Dir die mancherlei Gedanken, die meine Seele jetzt für die Zukunft bearbeitet, mittheilen.

Ein großes Bedürfniß ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist

dieses: etwas Gutes zu thun! Ich glaube fest, daß dieses Bedürfniß bis jetzt immer meiner Trauer dunkel zum Grunde lag, und daß ich mich jetzt seiner blos deutlich bewußt worden bin. Es liegt eine Schuld auf dem Menschen, die, wie eine Ehrenschuld, jeden, der Ehrgefühl hat, unaufhörlich mahnt. Vielleicht kannst Du Dir, wie dringend dieses Bedürfniß ist, nicht lebhaft vorstellen. Aber das kommt, weil Dein Geschlecht ein leidendes ist. Besonders, seit dem mich die Wissenschaften gar nicht mehr befriedigen, ist dieses Bedürfniß in mir rege geworden. Kurz, es steht fest beschlossen in meiner Seele: ich will diese Schuld abtragen.

Wenn ich mich nun umsehe in der Welt und frage: wo gibt es etwas Gutes zu thun? Darauf weiß ich nur eine einzige Antwort. Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen; aber, aber, — Du mußt, was ich Dir auch sagen werde, mich nicht mehr nach dem Maaßstabe der Welt beurtheilen.

Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht, Vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußere, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgend ein conventionelles Verhältniß zu passen. Ich finde viele ihrer Einrichtungen so wenig meinem Sinne gemäß, daß es mir unmöglich wäre, zu ihrer Erhaltung

oder Ausbildung mit zu wirken. Dabei wüßte ich doch oft nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen. Ach, es ist so schwer, zu bestimmen, was gut ist, der Wirkung nach. Selbst manche von jenen Thaten, welche die Geschichte bewundert, waren sie gut in diesem reinen Sinne? Ist nicht oft ein Mann, der einem Volke nützlich ist, verderblich für zehn andere? — Ich kann Dir dies Alles gar nicht aufschreiben, denn das ist ein endloses Thema. — Ich wäre auch in einer solchen Lage nicht glücklich. Doch das sollte mich noch nicht abhalten, hineinzutreten, wüßte ich nur etwas wahrhaft Gutes, etwas, das mit meinen inneren Forderungen übereinstimmt, zu leisten. Dazu kommt, daß mir auch, vielleicht durch meine eigene Schuld, die Möglichkeit, eine neue Laufbahn in meinem Vaterlande zu betreten, benommen ist. Wenigstens würde ich kaum ohne Erniedrigung, nachdem ich zweimal Ehrenstellen ausgeschlagen habe, wieder selbst darum anhalten können. Und doch würde ich dieses saure Mittel nicht scheuen, wenn es mich nur, zum Lohne, an meinen Zweck führte. Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Werth haben, so ist es nur, wenn sie vorbereiten zum Handeln. Aber auch unsere Gelehrten, kommen sie wohl, vor allem Vorbereiten, zum Zwecke? Sie schleifen unaufhörlich die Klinge, ohne sie zu gebrauchen, sie lernen und lernen, und haben niemals Zeit, die Hauptsache zu thun. — Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn

ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen bescheert wäre, das mich und Dich empfinge, — Du wirst mich wegen dieser Abhängigkeit vom Urtheile Anderer schwach nennen, und ich muß Dir darin Recht geben, so unerträglich mir das Gefühl auch ist. Ich selbst freilich habe durch einige seltsame Schritte die Erwartung der Menschen gereizt. Und was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? Und warum soll ich gerade ihre Erwartung erfüllen? Es ist mir zur Last. — Es mag wahr sein, daß ich eine Art von verunglücktem Genie bin, wenn auch nicht in ihrem Sinne verunglückt, doch in dem meinen. Kenntnisse, was sind sie? Und wenn Tausende mich darin überträfen, übertreffen sie mein Herz? Aber davon halten sie nicht viel. Ohne ein Amt in meinem Vaterlande zu leben, könnte ich jetzt schon wegen meiner Vermögensumstände fast nicht mehr.

Wie viele traurige Vorstellungen ängstigen mich unaufhörlich, und Du willst, ich soll Dir vergnügt schreiben? Und doch, — habe noch ein wenig Geduld. Vielleicht, wenn der Anfang dieses Briefes nicht erfreulich ist, ist es sein Ende. Nahrungssorgen für mich allein sind es nicht eigentlich, die mich ängstigen, denn, wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, könnte ich mehr, als ich bedarf, verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld? — nichts davon. Ich habe mir, da ich unter den Menschen dieser Stadt so wenig für mein Bedürfniß finde, in einsamer Stunde, denn ich gehe wenig aus, ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, über-

geben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, und das ist genug. Nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen inneren Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche. — Nun komme ich auf das Erfreuliche. Fasse Muth, sieh mein Bild an, und küsse es. Da schwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor meiner Seele; aber wie werde ich ihn aussprechen, damit er Dir heiliger Ernst und nicht kindisch-träumerisch erscheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn sie funfzig Jahre lang um Reichthümer und Ehrenstellen gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Heerd nieder und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst nennen sie sich weise! — Sage mir, könnte man nicht klüger sein, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? Unter den persischen Magiern gab es ein religiöses Gesetz: ein Mensch könne nichts der Gottheit wohlgefälligeres thun, als dieses: ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen und ein Kind zu zeugen. Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch so tief in meine Seele gegriffen, als diese: das soll ich thun, das weiß ich bestimmt! — Welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenschaften! Der unselige Ehrgeiz ist ein

Gift für alle Freuden! Darum will ich mich losreißen von allen Verhältnissen, die mich unaufhörlich zwingen, zu streben, zu beneiden, zu wetteifern. Denn nur in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht. Was meinst Du? Ich habe noch etwas Vermögen, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe Dir das so trocken hingeschrieben, weil ich Dich durch Deine Phantasie nicht bestechen wollte. Denn sonst gibt es keine Lage, die für ein reines Herz so überschweng- lich reich an Genüssen wäre, als diese. — Die Romane haben unsern Sinn verdorben. Durch sie hat das Heilige aufgehört heilig zu sein, und das reinste, menschlichste, ein- fältigste Glück ist zu einer blosen Träumerei herabgewürdigt worden. Doch, wie gesagt, ich will Deine Phantasie nicht bestechen. Ich will die schöne Seite dieses Kaufs nicht berühren, und dies einem künftigen Briefe aufbewahren, wenn Du Geschmack an diesem Gedanken finden kannst. Für jetzt prüfe blos mit Deiner Vernunft. Ich will im eigent- lichen Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohl- klingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden möchte, wird mich nicht irre führen. Jeder hat seine eigene Art, glücklich zu sein, und Niemand darf verlangen, daß man es in der seinigen sei. Was ich thue, ist nichts Böses, und die Menschen mögen über mich spötteln, so viel sie wollen, heimlich in ihrem Herzen werden sie mich ehren müssen. Doch, wenn auch das nicht wäre, ich selbst ehre mich. Meine Vernunft will es so, und das ist genug.

Aber nun, wenn ich diese Forderung meiner Vernunft erfülle, wenn ich mir ein Landgut kaufe, bleibt mir dann kein Wunsch mehr übrig? Fehlt mir dann nichts mehr? Fehlt mir nicht noch ein Weib? Und gibt es ein anderes für mich, als Du? Wenn es möglich wäre, wenn Deine Begriffe von Glück hier mit den meinigen zusammenfielen! Denke die heiligen Augenblicke, die wir durchleben könnten. Doch nichts davon für jetzt. Denke jetzt nur an das, was Dir in dieser Lage vielleicht weniger reizend scheinen möchte. Denke an das Geschäft, das Dir anheim fiele; aber, denke auch an die Liebe, die es belohnen wird. Viele Hindernisse schrecken mich fast zurück: aber, wenn es möglich wäre, sie zu übersteigen! — Ich fühle, daß es unbescheiden ist, ein solches Opfer von Dir zu verlangen. Aber, wenn Du mir es selbst bringen könntest! Deine Erziehung, Deine Seele, Dein ganzes bisheriges Leben ist von der Art, daß es einen solchen Schritt nicht unmöglich macht. Indessen, vielleicht ist es doch anders! Aengstige Dich darum nicht. Ich habe kein Recht auf solche Aufopferungen, und wenn Du diese mir verweigerst, werde ich darum an Deiner Liebe nicht zweifeln. Indessen liebes Mädchen, weiß ich fast keinen anderen Ausweg. Ich habe mit Ulriken häufig meine Lage und die Zukunft überlegt, und das Mädchen that alles Mögliche, mich, wie sie es nennt, auf den rechten Weg zurück zu führen. Aber das ist das Uebel, daß jeder seinen Weg für den rechten hält. Wenn Du einstimmen kannst in meinen innigsten Wunsch, dann will ich Dir zeigen, welch ein Glück uns bevorsteht, an das kein anderes reicht. Dann erwarte einen froheren Brief von mir. Wenn ein

solcher Schritt wirklich Dein Glück begründen könnte, wird auch Dein Vater nichts dagegen einwenden. Antworte mir bald. Mein Plan ist, den Winter noch in dieser traurigen Stadt zuzubringen, auf das Frühjahr nach der Schweiz zu reisen und mir ein Oertchen auszusuchen, wo es Dir und mir und unsern Kindern einst wohlgefallen könnte. Ich muß diesen Brief auf die Post tragen, denn mit Sehnsucht sehe ich Deiner Antwort entgegen.

H. K.

19.

Paris, den 27. October 1801.

Liebe Wilhelmine! Du wirst ohne Zweifel schon meinen letzten Brief, in welchem ich Dir meinen Plan für die Zukunft mittheilte, mich in der Schweiz anzukaufen, empfangen haben. Was sagst Du dazu? Freiheit, die edelste Art der Arbeit, ein Eigenthum, ein Weib! Für mich ist kein Loos wünschenswerther, als dies. Aber auch für Dich? Stelle Dir Deine Lage nicht so reizlos vor! Sie ist es freilich für jeden, dem der rechte Sinn fehlt. Aber darf ich dies von Dir fürchten? Bist Du an Pracht und Verschwendung gewöhnt? Sind die Vergnügungen des Stadtlebens nicht auch flache Freude für Dich? Kann Deine Seele sie genießen? Und bleibt nicht immer noch ein Wunsch unerfüllt, den nur allein eine solche Zukunft, wie ich sie Dir bereite, erfüllen kann? Ich habe, Deine Einbildungskraft nicht zu bestechen, in meinem letzten Briefe Dich gebeten, für die erste Zeit meinen Plan von seiner weniger reizenden Seite zu prüfen. Aber nun stelle Dir auch einmal seine reizende vor, und wenn Du mit dem

rechten Sinn Vortheile und Nachtheile abwägst, o tief, tief sinkt die Schaale des Glückes! Höre mich an, oder vielmehr, beantworte mir die eine Frage: Welches ist das höchste Bedürfniß des Weibes? Ich müßte mich sehr irren, wenn Du anders antworten könntest, als: Die Liebe ihres Mannes. Und nun sage mir, ob irgend eine Lage die Genüsse der Liebe so erhöhen, ob irgend ein Verhältniß zwei Herzen so fähig machen kann, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen, als ein stilles Landleben? Glaubst Du, daß sich die Leute in der Stadt lieben? Ja, ich glaube es, aber nur in der Zeit, wo sie nichts Besseres zu thun wissen. Der Mann hat ein Amt, er strebt nach Reichthum und Ehre, das kostet ihm Zeit. Es würde ihm zwar noch einige für die Liebe übrig bleiben; aber er hat Freunde, er liebt Vergnügungen, das kostet ihm Zeit. Es würde ihm zwar noch einige für die Liebe übrig bleiben; aber, wenn er in seinem Hause ist, ist sein zerstreuter Geist außer demselben, und so bleiben nur ein Paar Stunden übrig, in welchen er seinem Weibe ein Paar karge Opfer bringt. Etwas Aehnliches gilt von dem Weibe, und das ist ein Grund, warum ich das Stadtleben fürchte! Aber, nun das Landleben! Der Mann arbeitet; für wen? für sein Weib. Er ruht aus; wo? bei seinem Weibe. Er geht in die Einsamkeit; wohin? zu seinem Weibe. Er geht in Gesellschaft; wohin? zu seinem Weibe. Er trauert; wo? bei seinem Weibe. Er vergnügt sich; wo? bei seinem Weibe. Das Weib ist ihm Alles! — und wenn ein Mädchen ein solches Loos ziehen kann, wird sie säumen? — Ich sehe mit

Sehnsucht einem Briefe von Dir entgegen. Deine Antwort auf meinen letzten Brief wird mich schwerlich noch in Paris treffen. Ich habe überlegt, daß es sowohl meines Vermögens, als der Zeit wegen nothwendig sei, mit der Ausführung meines Planes zu eilen. Uebrigens fesselt mich Paris durch gar nichts, und ich werde daher noch vor dem Winter nach der Schweiz reisen, um den Winter selbst zu Erkundigungen und Anstalten zu nutzen. Sei nicht unruhig. Deine Einstimmung ist ein Haupterforderniß. Ich werde nichts Entscheidendes unternehmen, bis ich Nachricht von Dir erhalten habe. Auch wenn aus der Ausführung dieses Planes nichts werden sollte, ist es mir doch lieb, aus dieser Stadt zu kommen, von der ich fast sagen möchte, daß sie mir ekelhaft ist. Schreibe mir also sogleich nach Bern, und solltest Du mir auch schon nach Paris geschrieben haben. Ich werde mir diesen Brief nachschicken lassen. Mit Ulriken hat es mir große Kämpfe gekostet. Sie hält die Ausführung meines Planes nicht für möglich, und glaubt nicht einmal, daß es mich glücklich machen wird. Aber ich hoffe, sie von Beidem durch die Erfahrung zu überzeugen. So gern sie die Schweiz sehen möchte, ist es doch im Winter nicht rathsam. Sie geht also nach Frankfurt zurück, ich begleite sie bis Frankfurt am Main. Dies Alles mußt Du auf das Sorgfältigste verschweigen, sage auch Deinem Vater noch nichts von meinem Plane, er soll ihn erst erfahren, wenn er ausgeführt ist. Auch bei uns sage nichts von dem ganzen Inhalte dieses Briefes. Sie möchten sich seltsame Dinge vorstellen, und es ist genug,

daß Du im Voraus von Allem unterrichtet bist. Ulrike wird sie überraschen, und es ihnen beibringen. Lebe wohl, und wünsche mir Glück. Ich kann nicht länger schreiben, denn der Brief muß auf die Post.

H. K.

20.

Ende Dezember 1805.

Mein liebster Rühle! Ich drücke Dich von ganzem Herzen an meine Brust. Du hast mir mit Deinem letzten Briefe, den Du mir unverdient, weil ich Dir auf den vorletzten nicht geantwortet habe, geschrieben, eine innige Freude gemacht? Warum können wir nicht immer bei einander sein? Was ist das für ein seltsamer Zustand, sich immer an eine Brust hinsehnen und doch keinen Fuß rühren, um daran niederzusinken? Ich wollte, ich wäre eine Säure oder ein Alkali, so hätte es doch ein Ende, wenn man aus dem Salze geschieden wäre. Du bist mir noch immer so werth als irgend etwas in der Welt, und solche Zuschriften, wie die Deinen wecken dies Gefühl so lebhaft, als ob es neu geboren würde; aber eine immerwiederkehrende Empfindung sagt mir, daß diese Brieffreundschaft für uns nicht ist, und nur insofern Du auch etwas von der Sehnsucht fühlst, die ich nach Dir, d. h. nach der innigen Ergreifung Deiner mit allen Sinnen, inneren und äußeren, spüre, kann ich mich von Deinen Schriftzügen, schwarz und weiß, in leiser Umschlingung berührt fühlen. In Betreff unseres gemein=

samen Freundes, ist er wohl nicht das erste ruhmlechzende Herz, das in ein stummes Grab gesunken; aber wenn der Zufall die ersten Kugeln gut lenkt, sieht er gewiß danach aus, — und seine Lage fordert ihn auch dringend dazu auf — als ob er die ertränkte Ehre, wie Shakespeare sagt, bei den Locken heraufziehen würde. Dir hängt sie noch an den Sternen, Du wirst den Moment nicht versäumen, sie mit einem dreisten Griffe herunter zu reißen, schlüge Dich ihr prächtig-schmetternder Fall auch zu Boden. So wie die Dinge stehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langwierigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bist Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzugs aus Oestreich zu stehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaktion begegnen! Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht, in einer rührenden Rede, — der bloße Schmerz hätte sie rührend gemacht! — seine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollten, oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben? Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf

einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu sterben. Meinst Du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er all seine goldnen und silbernen Geschirre prägen lassen, seine Kammerherren und Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach diesem Beispiel, gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens sei! Ich weiß nicht, wie gut oder schlecht es ihm jetzt von seinen silbernen Tellern schmecken mag; aber dem Kaiser in Ollmütz, bin ich gewiß, schmeckt es schlecht. Was ist dabei zu thun? Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen und wir werden davon nichts als den Umsturz des Alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen, kultivirten Theile von Europa ein einziges großes System von Reichen bilden, und die Throne mit neuen von Frankreich abhängigen Fürstendynastien besetzt werden. Aus dem Oestreichischen geht dieser glückgekrönte Abenteurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, gewiß nicht wieder heraus. In kurzer Zeit werden wir in den Zeitungen lesen: „man spricht von großen Veränderungen in der deutschen Reichsverfassung;“ und späterhin: „es heißt, daß ein großer deutscher (südlicher) Fürst an die Spitze der Geschäfte treten werde.“ Kurz, in Zeit von einem Jahre ist der Kurfürst von Baiern König von Deutschland. — Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat! Für die Kunst, siehst Du wohl ein, war vielleicht der

Zeitpunkt noch niemals günstig. Man hat immer gesagt, daß sie betteln geht; aber jetzt läßt sie die Zeit verhungern. Wo soll die Unbefangenheit des Gemüths herkommen, die schlechthin zu ihrem Genusse nöthig ist, in Augenblicken, wo das Elend Jedem in den Nacken schlägt? — Schreibe bald wieder und viel.

H. K.

21.

Königsberg 1806.

Wenn ich bisher mit meinen Antworten über die Maaßen zögerte, mein Freund, so thatest Du ein Uebriges und ergriffst von selbst die Feder, um den auseinandergehenden Kranz unserer Freundschaft zu umwickeln und auch wohl obenein ein neues Blümchen hinzuzuthun; doch diesmal läßt Du gewähren und deinethalben, scheint es, könnte er auf immer auseinander schlottern. Nun, es hat nichts zu sagen, mein guter Rühle und ich küsse Dich. Dieser Kranz, er ward beim Anfang der Dinge gut gewunden und das Band wird schon auch ohne weiteres Zuthun so lange aushalten als die Blumen. Wenn Du Dich im Innern so wenig veränderst als ich, können wir einmal, wenn wir uns früh oder spät wiedersehen, zu einander: „guten Tag“ sagen und: „wie hast Du geschlafen?“ und unsere Gespräche von vor einem Jahre, als wären sie von gestern, fortsetzen. Ich habe den letzten Theil Deiner Liebes- und Lebensgeschichte erhalten. Liebe, mein Herzensjunge, so lange Du lebest, doch liebe nicht wie der Mohr die Sonne, daß Du schwarz wirst. Wirf, wenn sie auf- oder untergeht, einen freudigen

Blick zu ihr hinauf, und laß Dich in der übrigen Zeit von ihr in Deinen guten Thaten bescheinen und zu ihnen stärken und vergiß sie. Der Gedanke will mir noch nicht aus dem Kopfe, daß wir noch einmal zusammen etwas thun müssen. Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein! „Pfui, schäme Dich", möcht' ich fast sagen, „wenn Du es willst. Welch eine Kurzsichtigkeit, Du edler Mensch, gehört dazu, hier, wo alles mit dem Tode endigt, nach etwas zu streben!" Wir begegnen uns, drei Frühlinge lieben wir uns, und eine Ewigkeit fliehen wir wieder auseinander. Und was ist des Strebens würdig, wenn es die Liebe nicht ist! Ach! es muß noch etwas Anderes geben, als Liebe, Glück, Ruhm und X Y Z, wovon unsere Seelen nichts träumen.

Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht, es ist ein blos unbegriffener. Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur diese unendliche Fortdauer! Myriaden von Zeiträumen, jedweder ein Leben, für jedweden eine Erscheinung wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Sirius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! Sage mir, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahndungen reicher als Gedanken fassen und Worte sagen können. Komm, laß uns etwas Gutes thun, und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Es ist als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh! die Welt kommt mir vor wie eingeschachtelt, das

Kleine ist dem Großen ähnlich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erholen, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns im Wachen ermüden, wird, denke ich, der Tod, und aus einem ähnlichen Grunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauern. Und gerade so lange braucht ein menschlicher Körper, um zu verwesen. Und vielleicht giebt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eignen Tod wie hier für eine Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen. — Nun wieder zurück zum Leben! so lange das dauert, werde ich jetzt Trauerspiele und Lustspiele machen. Ich habe eben wieder gestern eins fortgeschickt, wovon Du die erste Scene schon in Dresden gesehen hast. Es ist der zerbrochene Krug. Sage mir dreist, als ein Freund, Deine Meinung und fürchte nichts von meiner Eitelkeit. Meine Vorstellung von meiner Fähigkeit ist nur noch der Schatten von jener ehemaligen in Dresden. Die Wahrheit ist, daß ich das, was ich mir vorstelle, schön finde. nicht das was ich leiste. Wäre ich zu etwas Anderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen. Ich dichte blos, weil ich es nicht lassen kann. Du weißt, daß ich meine Carrière wieder verlassen habe. Altenstein, der nicht weiß wie das zusammenhängt, hat mir zwar Urlaub angeboten und ich habe ihn angenommen; jedoch blos um mich sanfter aus der Affaire zu ziehen. Ich will mich jetzt durch meine dramatischen Arbeiten ernähren und nur wenn Du meinst, daß sie auch dazu nichts taugen, würde mich Dein Urtheil schmerzen und auch das blos weil ich verhungern müßte. Sonst magst Du über ihren Werth urtheilen wie Du willst. In drei bis vier Monaten kann ich immer ein solches Stück schreiben und

bringe ich es nur auf 40 Friedrichsd'or, so kann ich davon leben. Auch muß ich mich im Mechanischen verbessern, an Uebung zunehmen, und in kurzer Zeit Besseres liefern lernen. Jetzt habe ich ein Trauerspiel unter der Feder. — Ich höre, Du, mein lieber Junge, beschäftigst Dich auch mit der Kunst? Es gibt nichts Göttlicheres als sie. Und nichts Leichteres zugleich. Und doch, warum ist es so schwer? Jede erste Bewegung, alles Unwillkührliche ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es sich selbst begreift. O, der Verstand! Der unglückliche Verstand! Studiere nicht zu viel, folge dem Gefühl. Was Dir schön dünkt, das gib uns auf gut Glück. Es ist ein Wurf wie mit dem Würfel; aber es gibt nichts anderes. — Adieu!

H. K.

22.

Dresden, 1806.

Mein liebster Rühle! Schenke mir oder leihe mir auf mein ehrliches Gesicht, zehn Thaler, zum Lohn für das was ich Dir gestern gethan habe. Wenn ich auf Dich böse bin, so überlebt mich diese Regung nur eine Nacht und schon als Du mir die Hand reichtest beim Weggehen, kam die ganze Empfindung meiner Mutter über mich und machte mich wieder gut.

23.

Mein liebster Fouqué!

Zum Dank für das liebe freundliche Geschenk, das Sie mir mit Ihren Schauspielen und Ihre Frau Gemahlin mit ihren kleinen Romanen gemacht haben, übersende ich diesen so eben fertig gewordenen zweiten Band meiner Erzählungen. Möge er Ihnen nur halb so viel Vergnügen machen, als mir die vortrefflichen Erzählungen Ihrer Frau Gemahlin, in welcher die Welt der Weiber und Männer wunderbar gepaart ist, gemacht haben. Auch Ihren vaterländischen Schauspielen bin ich einen Tag der herzlichsten Freude schuldig, besonders ist eine Vergiftungsszene, im Waldemar, mit wahrhaft großem und freiem, dramatischem Geiste gedichtet, und gehört zu dem Musterhaftesten in unserer deutschen Literatur. Wenn es Ihnen recht ist, so machen wir einen Vertrag, uns Alles was wir in den Druck geben, freundschaftlich mitzutheilen. Es soll an gutem Willen nicht fehlen, mein Geschenk dem Ihrigen, so viel es in meinen Kräften steht, gleich zu machen. Vielleicht kann ich Ihnen in Kurzem gleichfalls ein vaterländisches Schauspiel, betitelt: Der

Prinz von Homburg vorlegen, worin ich auf diesem, ein wenig dürren, aber eben deshalb, fast möcht' ich sagen, reizenden Felde mit Ihnen in die Schranken trete. Geschäfte, der unangenehmsten und verwickeltsten Art, haben mich für diesen Sommer abgehalten, Ihnen in Nennhausen meine Aufwartung zu machen; inzwischen kommt es mir vor, als ob eine Verwandtschaft zwischen uns prästabilirt wäre, die sich in kurzer Zeit gar wunderbar entwickeln müsse, und es gehört zu meinen höchsten Wünschen, dies noch im Laufe dieses Herbstes zu versuchen.

Vielleicht, mein liebster Fouqué, wenn Sie zu Hause bleiben, erscheine ich noch ganz unvermuthet bei Ihnen und erinnere Sie an die freundschaftliche Einladung, die Sie mir zu wiederholtenmalen gemacht und nun vielleicht schon wieder vergessen haben.

Meine gehorsamste Empfehlung an ihre Frau Gemahlin so wie an Fräulein von Luck und alle Uebrige, in deren Andenken ich stehe. Wenn Sie, wie man hier sagt, nach Berlin kommen sollten, so werden Sie nicht vergessen, Ihre Gegenwart auf einen Augenblick zu schenken,

Ihrem

Berlin, 15. August 1811.

treusten und ergebensten

H. v. Kleist.

Anhang.

An Wilhelmine.

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschaar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erndtetag sich selbst bereiten,
Und Thaten in die offnen Furchen streun.
Er soll des Glückes heil'gen Tempel sich
Nicht mit Hermeos Caduceus öffnen,
Nicht wie ein Nabob seinen trägen Arm
Nach der Erfüllung jedes Wunsches strecken.
Er soll mit Etwas den Genuß erkaufen,
Wär's auch mit des Genusses Sehnsucht nur.

Nicht vor den Bogen tritt der Hirsch und wendet
Die Scheibe seiner Brust dem Pfeile zu.
Der Jäger muß in Feld und Wald ihn suchen,
Wenn er daheim mit Beute kehren will.

Er muß mit jedem Halme sich berathen,
Ob er des Hirsches leichte Schenkel trug,
An jedes Baums entreiftem Aste prüfen,
Ob ihn sein königlich Geweih berührt.
Er muß die Spur durch Thal und Berg verfolgen,
Sich rastlos durch des Moors Gestrüppe drehn,
Sich auf des Felsens Gipfel schwingen, sich
Hinab in tiefer Schlünde Absturz stürzen,
Bis, in der Wildniß düstrer Mitternacht,
Er kraftlos neben seine Beute sinkt.

Der Schwalbe Nest hängt an des Knaben Hütte,
Allein die leichte Beute reizt ihn nicht,
Er will des Adlers königliche Brut,
Die in der Eiche hohem Wipfel thront!
Denn das Erworbne, — wär's mit einem Tropfen Schweiß
Auch nur erworben, — ist uns mehr als das
Gefundne werth. Den wir mit unsers Lebens
Gefahr erretteten, der ist uns theuer,
So wie dem Araber der theuer ist,
Dem er ein Stück von seinem Brode gab.

Am Ufer glänzt die helle Perlenmutter
Und des Agaths buntfarbiges Gestein;
Allein der Perlenfischer achtet
Nicht was die Erde bietet, stürzt
Sich lieber in des Meeres Wogen, senkt

Sich nieder in die dunkle Tiefe und
Kehrt stolzer als der Bergmann mit dem Golde,
Mit einer Auster blassen Schleim zurück.

Den Bergmann soll die Wünschelruthe nicht
Mit blindem Glück an goldne Schätze führen,
Er soll durch Erd' und Stein sich einen Weg
Bis zu des Erzes edlem Gange bahnen,
Damit er an dem Körnchen Gold, das er
Mit Schweiß erwarb, sich mehr als an dem Schatz,
Den ihm die Wünschelruthe zeigt, erfreue.

Des Künstlers Meisel übt sich an Krystallen,
Die schon von selbst mit Farben spielen, nicht,
Er übt sich an dem rohen Kiesel, den
Des Knaben Fußtritt nicht verschonte, wühlet
Sich durch die Rinde, lockt den Feuerfunken,
Der in des Kiesels kaltem Busen schlummert,
In tausend Blitzen aus dem Stein hervor
Und schmückt mit ihm der Herrscher Diadem.

Nicht zu dem Schiffer schwimmet aus der Ferne
Des Indiers goldner Ueberfluß heran,
Er muß auf ungewissen Bretern sich
Dem trügerischen Meere anvertraun.
Er muß der Sandbank hohe Fläche meiden,

Der Klippe spitzgeschliffnen Dolch umgehn,
Sich mühsam durch der Meere Strudel winden,
Mit Stürmen kämpfen, sich mit Wogen schlagen,
Bis ihn der Küste sichrer Port empfängt.

Auch zu der Liebe schwimmt nicht stets das Glück,
Wie zu dem Kaufmann nicht der Indus schwimmt.
Sie muß sich ruhig, in des Lebens Schiff,
Des Schicksals wilden Meeren anvertraun;
Dem Wind des Zufalls seine Segel öffnen,
Es an der Hoffnung Steuerruder lenken,
Und stürmt es, vor der Treue Anker gehn.
Sie muß des Wankelmuthes Sandbank meiden,
Geschickt des Mißtrauns spitzen Fels umgehn.
Und mit des Schicksals wilden Wogen kämpfen,
Bis in des Glückes sichren Port sie läuft.

Was gilt es in diesem Kriege?

(1809.)

Gilt es was es gegolten hat sonst, in den Kriegen, die geführt worden sind, auf dem Gebiete der unermeßlichen Welt? Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der, in dem Duft einer lieblichen Sommernacht, von Lorbeern geträumt hat? Oder Genugthuung für die Empfindlichkeit einer Favorite, deren Reize, vom Herrscher des Reiches anerkannt, an fremden Höfen in Zweifel gezogen worden sind? Gilt es einen Feldzug, der, jenem spanischen Erbfolgestreit gleich, wie ein Schachspiel geführt wird, bei welchem kein Herz wärmer schlägt, keine Leidenschaft das Gefühl schwellt, kein Muskel vom Giftpfeil der Beleidigung getroffen, emporzuckt? Gilt es, ins Feld zu rücken von beiden Seiten, wenn der Lenz kommt, sich zu treffen mit flatternden Fahnen, und zu schlagen, um entweder zu siegen, oder wieder in die Winterquartiere einzurücken? Gilt es, eine Provinz abzutreten, einen Anspruch auszufechten, oder eine Schuldforderung gelten zu machen? Oder gilt es sonst irgend etwas, das nach dem Werthe des Geldes auszumessen ist, heut besessen, morgen aufgegeben, und übermorgen wieder erworben werden kann?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen, deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Drittheil eines Erdalters geheiligt worden ist. Eine Gemeinschaft, die unbekannt mit dem Geiste der Herschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgend eine, die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller Uebrigen denken, die den Erdkreis bewohnen; deren ausgelassenster und ungeheuerster Gedanke noch, von Dichtern und Weisen, auf Flügeln der Einbildung erschwungen, Unterwerfung unter eine Weltregierung ist, die, in freier Wahl, von der Gesammtheit aller Brüder-Nationen gesetzt wäre. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind, gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witze der Nachbarn zum Sprüchwort geworden ist; die, über jeden Zweifel erhoben, dem Besitzer jenes echten Ringes gleich, diejenige ist, die die Anderen am meisten lieben, deren Unschuld selbst in dem Augenblicke noch, da der Fremdling sie belächelt oder wohl gar verspottet, sein Gefühl geheimnißvoll erweckt: dergestalt, daß derjenige, der zu ihr gehört, nur seinen Namen zu nennen braucht, um auch in den entferntesten Theilen der Welt noch, Glauben zu finden. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen, auch nur eine Regung von Uebermuth zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüthe gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigne Herrlichkeit nicht geglaubt hat; die herumgeflattert ist, unermüdlich, einer Biene gleich, als ob nichts

von Ursprung herein Schönes in ihr sichtbar wäre, in deren Schooß gleichwohl, — wenn es zu sagen erlaubt ist! — die Götter das Urbild der Menschheit reiner, als in irgend einer anderen aufbewahrt hatten. Eine Gemeinschaft, die dem Menschengeschlecht nichts, in dem Wechsel der Einflüsterungen, schuldig geblieben ist, die den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab. Eine Gemeinschaft, die, an dem Obelisken der Zeiten, stets unter den Wackersten und Rüstigsten thätig gewesen ist, ja, die den Grundstein desselben gelegt hat, und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war. Eine Gemeinschaft gilt es, die den Leibnitz und Guttenberg geboren, in welcher der Guerike den Luftkreis wog, Tschirnhausen den Glanz der Sonne lenkte und Keppler der Gestirne Bahn vorzeichnete. Eine Gemeinschaft, die große Namen sowie der Lenz Blumen aufzuweisen hat, die den Hutten und Sickingen, Luther und Melanchthon, Josef und Friedrich auferzog, in welcher Dürer und Cranach, die Verherrlicher der Tempel, gelebt, und Klopstock den Triumph des Erlösers gesungen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die die Wilden der Südsee noch, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden. Eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben und die nur mit Blut, vor dem die Sonne erdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll.

Die Liebe und die Freude.

Ein Duodram.

(Der Schauplatz ist ein Myrthenhain. Auf einer Rasenerhöhung, mit Rosen umfaßt, steht der geschmückte Altar der Liebe. Ihm zur Seite steht Venus Urania, mit einem weißen Gewande, mit blauem Gürtel und goldenem Diadem. Ein sanftes Adagio macht die Einleitung der Darstellung.)

Die Liebe.

Daß Amor Schwingen trägt, verkannten oft
Die blinden Sterblichen, empörend klagten,
Beim Donnergott, die Rasenden ihn an;
Vergebens war mein Fleh'n, ihn zu beschützen. —
„Ich muß die Ruhe, die sein Spiel gestört,"
So sagte Jupiter, „durch Strafe rächen."
Und zürnend stieß er das geliebte Kind
Herab vom Göttersitz. — Mir ist's verloren! —
O, harter Spruch! Des Menschen eigner Sinn,
Nicht Amors Flügel machen Liebe wanken.

Es schwankt der Mensch, sein Wollen und sein Thun,
Was nie sich ändern kann, ist nur der Götter

Erhabnes Loos, in Kraft und im Genuß!
Der Schönheit Jugendreiz, des Lenzes Blüthen
Verwelken bald, drum nützt die Weisheit sie.
Belohnung und Verdienst der festen Treue,
Was wären sie, wenn Amor, flügellos,
Durch ewiges Geschick an Ketten läge?
Nur daß er flattern kann, macht ihn zum Herrn
Der Welt, nur Freiheit kann ihn würdig preisen! —
Und doch, er ist verbannt; ich fand ihn nicht,
Wie ängstlich ihm der Mutter Sehnsucht folgte.
Hier weil' ich am Altar, den ich beschützt;
Zertrümmert ihn, o Sterbliche! Kein Opfer
Entsteig' ihm mehr. In beispielloser Wuth
Vernichtet mein Gesetz, und senkt den Himmel,
Den ich euch schuf, in trauervolle Nacht!
Nicht über träge Sklaven kann ich herrschen,
Wer lieben will, muß liebenswürdig sein.
Und kränkt es wen; der Ruhe nicht zu pflegen,
Mein Beispiel lehrt: die reinste Liebe selbst,
Womit ein Mutterherz die Unschuld zart umfasset,
Ist nicht von Sorgen frei.

(Die Freude tritt langsam auf: ein Kind, mit Rosen bekränzt, im weißen Flügelkleide. Es trägt in der einen Hand eine brennende Fackel, in der anderen eine beschriebene Tafel, die es der Liebe reicht.)

Welch süßes Kind
Naht blöde hier? Es schweigt, doch seine Blicke
Entzücken mich. O, komm' an dieses Herz!

(Die Freude eilt ihr entgegen. Die Liebe liest die Tafel. Indes zündet die Freude das Feuer auf dem Altar an, und streut darauf, aus einer Opferschale, Rauchwerk.)

„Verscheucht hat überall des Krieges Toben
„Mich armes, stummes Kind. O, nimm mich auf!
„Schuldlose Freude kann nicht da verweilen,
„Wo Siegerlärm das Elend übertäubt!
„Beschütze mich, Du, Göttin heil'ger Liebe!
„Zu Dir, zu Dir muß stille Freude flieh'n,
„Wenn Uebermuth und Jammer sie vertreiben.
„Nimm Deines Kindes Opfer gnädig an!“ —

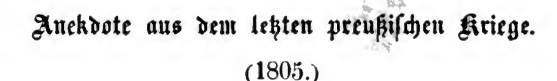
Ja, Holdes Wesen! Himmelsliebling, Freude!
Wenn Du verkannt, vom blinden Thor verschmäht,
Die wilden Kreise fliehst, — im Schooß der Liebe,
Hier suche Trost und Schutz, hier ruhe sanft!
Auch Du bist flüchtig, wie mein holder Knabe,
Doch mir, o theures Kind! entschlüpfe nicht;
Die Ewigkeit soll unser Band nicht trennen! —

Wißt, Sterbliche! Der Liebesgott, den Ihr,
Wenn er entfliegt, im eitlen Wahn verleumdet,
Die Freude hier und Er, sind beide Eins!
Bleibt würdig stets der reinen Freud' und Liebe,
Fehlt jene auch, sie schläft in meinem Arm.
Was Ihr, — daß euer schwacher Geist es fasse, —
Bald Liebe, Freundschaft, Hoffnung, Freude nennt,

Ist nur ein einzig, euch unnennbar Wesen,
Ein Stralenglanz desselben Götterlichts.
Seht Ihr das Farbenspiel am Himmelsbogen?
Der Standpunkt ist's, was es verschieden zeigt.
Verschließt die Augen und es geht verloren;
Doch Andren leuchtet es bezaubernd fort. —

Wir Götter flieh'n euch nicht, denn Lieb' und Freude
Ruht überall, wenn euer Herz nur hört! —

(Die Liebe breitet die Arme über die Freude aus, sie zu segnen. Diese schmiegt sich ihr kindlich an. Eine sanfte Flötenmusik begleitet diese Gruppe.)



Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege.

(1805.)

In einem bei Jena liegenden Dorf, erzählte mir, auf einer Reise nach Frankfurt, der Gastwirth, daß sich, mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der That waren. Dieser Kerl, sprach der Wirth, sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: Herr Wirth! und, da ich frage: Was giebt's? — Ein Glas Branntwein! antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: mich dürstet! — Gott im Himmel! sag ich, und will er machen, Freund, daß er wegkommt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! — Ei, was! spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt: Ich habe den ganzen Tag nichts genossen. — Nun, er ist,

glaub' ich, vom Satan besessen. He, Liese! rief ich, und schaff ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: Da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach, was! spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: Wo soll ich mit dem Quark hin? Und: Schenk er ein! spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet: denn ich habe keine Zeit. — Nun, er ist ein Kind des Todes! sage ich. Da! sag' ich, und schenk ihm ein: Da! trink' er und reit' er? Wohl mag's ihm bekommen! — Noch eins! spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins? Plagt ihn — ? — Noch eins! spricht er und streckt mir das Glas hin: Und gut gemessen! spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: Denn es wird baar bezahlt. — Ei, mein Seel! So wollt' ich doch, daß ihr — Da! sage ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: Ist er nun zufrieden? — Ach! schüttelt sich der Kerl: der Schnaps ist gut! Na! spricht er und setzt sich den Hut auf: Was bin ich schuldig? — Nichts, nichts! versetz ich: Pack' er sich ins Teufelsnamen! Die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! — Na! sagt er, indem er in seinen Stiefel greift: so soll's ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: schaff' er mir Feuer! — Feuer? sag' ich: plagt ihn —? Feuer, ja! spricht er: denn ich will mir eine Pfeife Taback anmachen! — Ei, den Kerl reiten Legionen —! He, Liese! ruf ich das Mädchen, und

während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer. — Na! sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: Nun sollen doch die Franzosen die Schwerenoth kriegen! Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordkerl! sag ich: ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will er sich ins Henkers Namen scheeren, wo er hingehört? Drei Chasseurs — sieht er nicht? halten ja schon vor dem Thore! — Ei, was! spricht er, indem er ausspuckt und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge: Wenn ihrer zehn wären, ich fürcht' mich nicht! Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. Bassa Manelka! ruft der Kerl, und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohesche Corps hinter sich hätte, an; dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und: Bassa Teremtetem! ruft, und: Sieht er wohl, Herr Wirth! und: Adies! und: Auf Wiedersehen! und: hoho, hoho, Hoho! — — —

So einen Kerl, sprach der Wirth: hab' ich Zeit meines Lebens nicht gesehen! —

Ueber das Marionettentheater.

Als ich den Winter 1801 in M. zubrachte, traf ich daselbst eines Abends, in einem öffentlichen Garten, den Herrn C. an, der seit Kurzem in dieser Stadt, als erster Tänzer der Oper, angestellt war und bei dem Publico außerordentliches Glück machte.

Ich sagte ihm, daß ich erfreut gewesen wäre, ihn schon mehreremal in einem Marionettentheater zu finden, das auf dem Markte zusammengezimmert worden war und den Pöbel, durch kleine dramatische Burlesken, mit Gesang und Tanz durchwebt, belustigte.

Er versicherte mir, daß ihm die Pantomimik dieser Puppen viel Vergnügen mache, und ließ nicht undeutlich merken, daß ein Tänzer, der sich ausbilden wolle, mancherlei von ihnen lernen könne.

Da diese Aeußerung mir, durch die Art wie er sie vorbrachte, mehr als ein bloßer Einfall schien, so ließ ich mich bei ihm nieder, um ihn über die Gründe, auf die er eine so sonderbare Behauptung stützen könne, näher zu vernehmen.

Er fragte mich, ob ich nicht in der That einige Bewe-

gungen der Puppen, besonders der kleineren, im Tanz sehr graziös gefunden habe?

Diesen Umstand konnte ich nicht leugnen. Eine Gruppe von vier Bauern, die nach einem raschen Tact die Ronde tanzte, hätte von Teniers nicht hübscher gemalt werden können.

Ich erkundigte mich nach dem Mechanismus dieser Figuren, und wie es möglich wäre, die einzelnen Glieder derselben und ihre Punkte, ohne Myriaden von Fäden an den Fingern zu haben, so zu regieren, als es der Rhytmus der Bewegungen oder der Tanz erfordere?

Er antwortete mir, daß ich mir nicht vorstellen müsse, als ob jedes Glied einzeln, während der verschiedenen Momente des Tanzes, von dem Maschinisten gestellt und gezogen würde.

Jede Bewegung, sagte er, hätte einen Schwerpunkt; es wäre genug, diesen, in dem Innern der Figur, zu regieren; die Glieder, welche nichts als Pendel wären, folgten, ohne irgend ein Zuthun, auf eine mechanische Weise von selbst.

Er setzte hinzu, daß diese Bewegung sehr einfach wäre, daß jedesmal, wenn der Schwerpunkt in einer geraden Linie bewegt wird, die Glieder schon Curven beschrieben; und daß oft, auf eine blos zufällige Weise erschüttert, das Ganze schon in einer Art von rhythmischer Bewegung käme, die dem Tanz ähnlich wäre.

Diese Bemerkung schien mir zuerst einiges Licht über das Vergnügen zu werfen, das er in dem Theater der Marionetten zu finden vorgegeben hatte. Inzwischen ahnete ich

bei Weitem die Folgerungen noch nicht, die er späterhin daraus ziehen würde.

Ich fragte ihn, ob er glaube, daß der Maschinist, der diese Puppen regiere, selbst ein Tänzer sein, oder wenigstens einen Begriff vom Schönen im Tanz haben müsse?

Er erwiederte, daß, wenn ein Geschäft von seiner mechanischen Seite leicht sei, daraus noch nicht folge, daß es ganz ohne Empfindung betrieben werden könne. Die Linie, die der Schwerpunkt zu beschreiben hat, wäre zwar sehr einfach, und, wie er glaube, in den meisten Fällen gerad. In Fällen, wo sie krumm sei, scheine das Gesetz ihrer Krümmung wenigstens von der ersten oder höchstens zweiten Ordnung, und auch in diesem letzten Fall nur elliptisch; welche Form der Bewegung den Spitzen des menschlichen Körpers, wegen der Gelenke, überhaupt die natürliche sei und also dem Maschinisten keine große Kunst koste zu verzeichnen.

Dagegen wäre diese Linie wieder, von einer anderen Seite, etwas sehr Geheimnißvolles. Denn sie wäre nichts Anderes als der Weg der Seele des Tänzers; und er zweifle, daß sie anders gefunden werden könne als dadurch, daß sich der Maschinist in den Schwerpunkt der Marionette versetzt, d. h., mit anderen Worten, tanzt.

Ich erwiederte, daß man mir das Geschäft desselben als etwas ziemlich Geistloses vorgestellt habe, etwa was das Drehen einer Kurbel sei, die eine Leier spielt.

Keineswegs, antwortete er; vielmehr verhalten sich die Bewegungen seiner Finger zur Bewegung der daran

befestigten Puppen ziemlich künstlich, etwa wie Zahlen zu ihren Logarithmen, oder die Asymptote zur Hyperbel.

Inzwischen glaube er, daß auch dieser letzte Bruch von Geist, von dem er gesprochen, aus den Marionetten entfernt werden, daß ihr Tanz gänzlich ins Reich mechanischer Kräfte hinüber gespielt und vermittelst einer Kurbel, sowie ich es mir gedacht, hervorgebracht werden könne.

Ich äußerte meine Verwunderung, zu sehen, welcher Aufmerksamkeit er diese, für den Haufen erfundene Spielart einer schönen Kunst würdige. Nicht blos, daß er sie einer höheren Entwickelung für fähig halte, er scheine sich sogar selbst damit zu beschäftigen.

Er lächelte und sagte, er getraue sich zu behaupten, daß wenn ihm ein Mechanikus, nach den Forderungen, die er an ihn zu machen dächte, eine Marionette bauen wolle, er vermittelst derselben einen Tanz darstellen werde, den weder er, noch irgend ein anderer geschickter Tänzer seiner Zeit, Vestris selbst nicht ausgenommen, zu erreichen im Stande sei.

Haben Sie, fragte er, da ich den Blick schweigend zur Erde schlug: haben Sie von jenen mechanischen Beinen gehört, welche englische Künstler für Unglückliche verfertigen, die ihre Schenkel verloren haben?

Ich sagte: nein! dergleichen wäre mir nie vor Augen gekommen. Es thut mir leid, erwiederte er, denn wenn ich Ihnen sage, daß diese Unglücklichen damit tanzen, so fürchte ich fast, sie werden es mir nicht glauben. Was sag' ich, tanzen! Der Kreis ihrer Bewegungen ist zwar beschränkt; doch diejenigen, die ihnen zu Gebote stehen, voll-

ziehen sich mit einer Ruhe, Leichtigkeit und Anmuth, die jedes denkende Gemüth in Erstaunen setzen.

Ich äußerte scherzend, daß er ja, auf diese Weise, seinen Mann gefunden habe. Denn derjenige Künstler, der einen so merkwürdigen Schenkel zu bauen im Stande sei, werde ihm unzweifelhaft auch eine ganze Marionette, seiner Forderung gemäß, zusammen setzen können.

Wie, fragte ich, da er seinerseits ein wenig betreten zur Erde sah: Wie sind denn die Forderungen; die Sie an die Kunstfertigkeit desselben zu machen gedenken, bestellt?

Nichts, antwortete er, was sich nicht auch schon hier fände: Ebenmaaß, Beweglichkeit, Leichtigkeit, nur Alles in einem höheren Grade und besonders eine naturgemäßere Anordnung der Schwerpunkte.

Und der Vortheil, den diese Puppe vor lebendigen Tänzern voraus haben würde?

Der Vortheil? Zuvörderst ein negativer, mein vortrefflicher Freund, nehmlich dieser, daß sie sich niemals zierte. Denn Ziererei erscheint, wie Sie wissen, wenn sich die Seele (vis motrix) in irgend einem andern Punkte befindet, als in dem Schwerpunkt der Bewegung. Da der Maschinist nun schlechthin, vermittelst des Drathes oder Fadens, keinen andern Punkt in seiner Gewalt hat, als diesen, so sind alle übrigen Glieder, was sie sein sollen, todt, reine Pendel, und folgen dem bloßen Gesetz der Schwere; eine vortreffliche Eigenschaft, die man vergebens bei dem größten Theil unserer Tänzer sucht.

Sehen Sie nur die P. an, fuhr er fort, wenn sie die Daphne spielt, und sich, verfolgt vom Apoll, nach ihm

umsteht; die Seele sitzt ihr in den Wirbeln des Kreuzes, sie beugt sich als ob sie brechen wollte, wie eine Najade aus der Schule Vernins. Sehen Sie den jungen F. an, wenn er als Paris unter den drei Göttinnen steht und der Venus den Apfel überreicht; die Seele sitzt ihm gar, — es ist ein Schrecken, es zu sehen! — im Ellenbogen.

Solche Mißgriffe, setzte er abbrechend hinzu, sind unvermeidlich, seitdem wir von dem Baum der Erkenntniß gegessen haben. Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.

Ich lachte. — Allerdings, dachte ich, kann der Geist nicht irren, da, wo keiner vorhanden ist. Doch ich bemerkte, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte, und bat ihn fortzufahren.

Zudem, sprach er, haben diese Puppen den Vortheil, daß sie antigrav sind. Von der Trägheit der Materie, dieser dem Tanz entgegenstrebendsten aller Eigenschaften, wissen sie nichts, weil die Kraft, die sie in die Lüfte erhebt, größer ist als jene, die sie an die Erde fesselt. Was würde unsere gute G. darum geben, wenn sie sechzig Pfund leichter wäre, oder ein Gewicht von dieser Größe ihr, bei ihren Entrechats und Pirouetten, zu Hülfe käme? Die Puppen brauchen den Boden nur wie die Elfen, um ihn zu streifen und den Schwung der Glieder, durch die augenblickliche Hemmung, neu zu beleben; wir brauchen ihn, um darauf zu ruhen, und uns von der Anstrengung des Tanzes zu erholen: ein Moment, der eigentlich selber kein Tanz ist

und mit dem sich weiter nichts anfangen läßt, als ihn möglichst verschwinden zu machen.

Ich sagte, daß, so geschickt er auch die Sache seiner Paradoxe führe, er mich doch nimmermehr glauben machen werde, daß in einem mechanischen Gliedermann mehr Anmuth enthalten sein könne, als in dem Bau des menschlichen Körpers.

Er versetzte, daß es dem Menschen schlechthin unmöglich wäre, den Gliedermann darin auch nur zu erreichen. Nur ein Gott könne sich, auf diesem Felde, mit der Materie messen, und hier sei der Punkt, wo die beiden Enden der ringförmigen Welt in einander griffen.

Ich erstaunte immer mehr und wußte nicht, was ich zu so sonderbaren Behauptungen sagen sollte.

Es scheine, versetzte er, indem er eine Prise Tabak nahm, daß ich das dritte Capitel vom ersten Buch Moses nicht mit Aufmerksamkeit gelesen; und wer diese erste Periode aller menschlichen Bildung nicht kenne, mit dem könne man nicht füglich über die folgenden, um wie viel weniger über die letzte sprechen.

Ich sagte, daß ich gar wohl wisse, welche Unordnungen, in der natürlichen Grazie der Menschen, das Bewußtsein anrichte. Ein junger Mann von meiner Bekanntschaft habe, durch eine bloße Bemerkung, gleichsam vor meinen Augen, seine Unschuld verloren, und das Paradies derselben, trotz aller ersinnlichen Bemühungen, nachher niemals wieder gefunden.

Doch welche Folgerungen, setzte ich hinzu, können Sie daraus ziehen?

Er fragte mich, welch einen Vorfall ich meine?

Ich badete mich, erzählte ich, vor etwa drei Jahren mit einem jungen Manne, über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmuth verbreitet war. Er mochte ungefähr in seinem sechzehnten Jahre stehen, und nur ganz von fern ließen sich, von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit erblicken. Es traf sich, daß wir gerade kurz zuvor, in Paris, den Jüngling gesehen hatten, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht; der Abguß der Statue ist bekannt, und befindet sich in den meisten deutschen Sammlungen. Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel setzte, um ihn abzutrocknen, in einen großen Spiegel warf, erinnerte ihn daran; er lächelte und sagte mir, welch' eine Entdeckung er gemacht habe. In der That hatte ich in eben diesem Augenblick, dieselbe gemacht; doch sei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm beiwohnte, zu prüfen, sei es, um seiner Eitelkeit ein wenig heilsam zu begegnen: ich lachte und erwiederte, er sähe wohl Geister!

Er erröthete und hob den Fuß zum zweitenmal, um es mir zu zeigen; doch der Versuch, wie sich leicht hätte voraussehn lassen, mißglückte. Er hob, verwirrt, den Fuß zum dritten- und vierten-, er hob ihn wohl noch zehnmal: umsonst! er war außer Stand, dieselbe Bewegung wieder hervorzubringen. Was sag ich! die Bewegungen, die er machte, hatten ein so komisches Element, daß ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten. —

Von diesem Tage, gleichsam von diesem Augenblick an, ging eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Men-

schen vor. Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen; und immer ein Reiz nach dem andern verließ ihn. Eine unsichtbare und unbegreifliche Gewalt schien sich, wie ein eisernes Netz, um das freie Spiel seiner Geberden zu legen, und als ein Jahr verflossen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die die Augen der Menschen sonst, die ihn umringten, ergötzt hatte. Noch jetzt lebt Jemand, der ein Zeuge jenes sonderbaren und unglücklichen Vorfalls war, und ihn, Wort für Wort, wie ich ihn erzählt, bestätigen könnte.

Bei dieser Gelegenheit, sagte Herr C. freundlich, muß ich Ihnen eine andere Geschichte erzählen, von der Sie leicht begreifen werden, wie sie hierher gehört.

Ich befand mich, auf meiner Reise nach Rußland, auf einem Landgut des Herrn von G., eines Liefländischen Edelmannes, dessen Söhne sich eben damals stark im Fechten übten. Besonders der Aeltere, der eben von der Universität zurückgekommen war, machte den Virtuosen, und bot mir, da ich eines Morgens auf seinem Zimmer war, ein Rapier an. Wir fochten; doch es traf sich, daß ich ihm überlegen war. Leidenschaft kam dazu, ihn zu verwirren! Fast jeder Stoß, den ich führte, traf und sein Rapier flog zuletzt in den Winkel. Halb scherzend, halb empfindlich sagte er, indem er das Rapier aufhob, daß er seinen Meister gefunden habe; doch alles auf der Welt finde den seinen, und fortan wolle er mich zu dem meinigen führen.

Die Brüder lachten laut auf und riefen: Fort, fort! in den Holzstall hinab! und damit nahmen sie mich bei der

Hand und führten mich zu einem Bären, den Herr v. G., ihr Vater, auf dem Hofe auferziehen ließ.

Der Bär stand, wie ich erstaunt vor ihn trat, auf den Hinterfüßen, mit dem Rücken an einen Pfahl gelehnt, an welchen er angeschlossen war, die rechte Tatze schlagfertig erhoben, und sah mir ins Auge; das war seine Fechterpositur.

Ich wußte nicht, ob ich träumte, da ich mich einem solchen Gegner gegenüber sah; doch: stoßen Sie, stoßen Sie! sagte Herr v. G. und versuchen Sie, ob Sie ihm eins beibringen können!

Ich fiel, da ich mich ein wenig von meinem Erstaunen erholt hatte, mit dem Rapier auf ihn aus; der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Tatze und parirte den Stoß. Ich versuchte ihn durch Finten zu verführen; der Bär rührte sich nicht. Ich fiel wieder, mit einer augenblicklichen Gewandheit auf ihn aus; eines Menschen Brust würde ich unfehlbar getroffen haben: der Bär machte eine ganz kurze Bewegung mit der Tatze und parirte den Stoß.

Jetzt war ich fast in dem Fall des jungen Herrn v. G. Der Ernst des Bären kam hinzu, mir die Fassung zu rauben. Stöße und Finten wechselten sich ab, mir triefte der Schweiß: umsonst! Nicht blos daß der Bär, wie der erste Fechter der Welt, alle meine Stöße parirte; auf Finten — was ihm kein Fechter der Welt nachmacht — ging er gar nicht einmal ein: Aug' im Auge, als ob er meine Seele darin lesen könnte, stand er, die Tatze schlagfertig erhoben, und wenn meine Stöße nicht ernsthaft gemeint waren, so rührte er sich nicht.

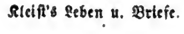
Glauben Sie diese Geschichte?

Vollkommen! rief ich, mit freudigem Beifall: jedwedem Fremden, so wahrscheinlich ist sie, um wie viel mehr Ihnen!

Nun, mein vortrefflicher Freund, sagte Herr C., so sind Sie im Besitz von allem was nöthig ist, um mich zu begreifen. Wir sehen, daß in dem Maße, als in der organischen Welt, die Reflection dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer stralender und herrschender hervortritt. Doch so wie sich der Durchschnitt zweier Linien, auf der einen Seite eines Punkts, nach dem Durchgang durch das Unendliche, plötzlich wieder auf der anderen Seite einfindet, oder das Bild des Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntniß gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so, daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am Reinsten scheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann, oder auch in dem Gott.

Mithin, sagte ich ein wenig zerstreut, müssen wir wieder von dem Baum der Erkenntniß essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen?

Allerdings, antwortete er: das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.



Kleist und Henriette an Frau von Müller.

Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich, wie zwei fröhliche Luftschiffer, über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen. bei unseren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Der Grund ist wohl, weil wir in tausend glücklichen Augenblicken an Sie gedacht, weil wir uns tausendmal vorgestellt haben, wie Sie in Ihrer Gutmüthigkeit aufgelacht (aufgejauchzt) haben würden, wenn Sie uns in der grünen oder rothen Stube beisammen gesehen hätten. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — Es hat seine Richtigkeit, daß wir uns, Jettchen und ich, wie zwei trübsinnige, trübselige Menschen, die sich immer ihrer Kälte wegen angeklagt haben, von ganzem Herzen lieb gewonnen haben, und der beste Beweis davon ist wohl, daß wir jetzt mit einander sterben.

Leben Sie wohl, unsre liebe, liebe Freundin und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser

Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält. —

(Nachschrift von Henriettens Hand.)

Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andren Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

Lebt wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, nnd erinnert euch in Freud' und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten werden.

Henriette.

(Abermals von Kleists Hand.)

Gegeben in der grünen Stube
den 21. November 1811. H. v. Kleist.

Einzelne, einer Freundin hinterlassene Gedanken Henriettens.

Ein junger Knabe, der Sohn eines angesehenen Mannes, erwartete mit mehreren Geschwistern die Rückkunft seines lieben Vaters. Er, als der zärtlichste von allen, nahm die unterdessen angekommenen Briefe, steckte sie ein und ging sodann dem mit Sehnsucht Erwarteten eine halbe Stunde weit entgegen. Freudig erblickt er endlich den Vater, eilends erreicht er ihn, und gleich nach der ersten Bewillkommnung greift er voll Zuversicht nach dem Packet. Aber wer vermag sein Entsetzen zu schildern, da er in allen Taschen vergebens danach sucht. Der alte Herr, der, jetzt sein Richter, vor ihm steht, durch seinen Stand an große Ordnung gewöhnt, durch mitgemachte Kriege streng und rauh geworden, — wie kann, wie wird er dem Kinde seine Nachlässigkeit verzeihen? — Ich weiß nicht zu sagen, warum mich diese Geschichte immer zum Weinen zwingt? — Ich glaube das ganze künftige Schicksal des armen Kleinen darin zu erblicken.



Wie unglücklich ist der, der nicht von ganzer Seele lieben und hassen kann! Er gehört weder den Göttern noch den Menschen. Es muß ein wahrhaft menschliches Gemüth sich seiner bemächtigen, ihn entweder zu erwärmen, oder in seinen Armen zu erdrücken.

Wie unnennbar glücklich fühle ich mich, und wie dankbar will ich dafür sein, daß du, großer Gott! mich mit so vielem Sinn für Musik und Kunst geschaffen hast. Froh und heiter lege ich mich schlafen, jetzt, nachdem ich den Abend zwar allein, aber im herrlichsten Genuß verlebt habe. Aber auch du, mein herrlicher Vater! sollst in dem Gefühl glücklich sein, daß du dein Kind, durch deinen Ernst und Vertrauen, aus dem trägen Schlummer, in den es tief versenkt lag, geweckt und zu ferneren Fortschritten ermuntert hast. Der Allgütige sei dir dafür gnädig und lohne so dir, wie meiner innigst geliebten vortrefflichen Mutter, was ich nie vergelten kann.

Es ist kein Wesen in der Natur, welches nicht in sich das Bestreben fühlen sollte, einem anderen anzugehören, denn so nur erst lernt es sich selbst verstehen und leben. Ja, selbst die Blumen sind gewiß glücklicher und strömen fröhlicher ihren Duft aus, wenn sie jemand angehören.

Frieden und Freude, beides habe ich, — das erste am häufigsten, das zweite seltner; den Frieden kann ich mir geben, Freude muß ich mir suchen, weil sie sich nicht zu mir drängt. Da aber Suchen Mühe macht und die Trägheit den Menschen angeboren ist, so erwarte ich ruhig die, welche sich mir darbietet und genieße sie mit dankbarem Herzen.

Hättest du einen Diamant so groß als ein Schloß und darin wohnte ein Herz, das wärmste und treuste, und du solltest, um zu dem Herzen zu gelangen, deine Thränen so lange auf eine Stelle des Diamants fallen lassen, bis der Stein eine so große Oeffnung bekommen, daß du, ohne Gefahr, das Herz zu verletzen, es herausnehmen könntest; — gern würde ich zehn Leben daran setzen, wenn ich sie hätte, um es mein zu nennen, denn über alle Schätzung ist solches!

Glück, Freiheit, Leben ist die Liebe! Ohne sie ist der Tod! Wie trägt die höchste Gebundenheit die herrlichsten Früchte?

Lange Zeit hielt ich den Gesang der Nachtigall für der Ausdruck der zärtlichsten Hingebung, wie er auch von alle: Welt genannt wird; aber seit diesem Sommer ist es nicht mehr so. Gewisse Töne sind unaussprechlich süß und lockend; aber die gleich darauf folgenden so triumphirend, in die Hände klatschend, das Gefühl erregt zu haben, und es doch nicht zu theilen, daß ich es nicht leiden mag. Auch läßt sie zuweilen eine Zusammenstellung von Tönen hören, die wie ein recht perfides Lachen klingen. Sie mag darum wohl den übrigen Sommer in zarter Trauer schweigen, weil sie ihr Frühlingsunrecht erkennt.

Bericht des Wirths zum Stimming über Heinrich von Kleists und Henriettens Tod.

Am Mittwoch, den 20. November d. J. Nachmittags zwei Uhr, kamen zwei Fremde, ein Herr und eine Dame, mit eignem Fuhrwerk von Berlin gefahren, stiegen bei mir ab, und erbaten sich Mittagessen. Sie sagten, sie wollten sich nur einige Stunden aufhalten und einige Fremde aus Potsdam erwarten, und wünschten ein eignes Zimmer zu haben. Wir wiesen ihnen unten, linker Hand, ein Zimmer an, womit die Dame aber nicht zufrieden war, die lieber oben ein Zimmer haben wollte. Es wurde ihnen nun oben eines angewiesen und die Dame fragte darauf, ob sie nicht noch ein Zimmer gleich daneben haben könnten? welches auch sogleich angewiesen wurde. Hierauf trat die Dame ans Fenster und fragte, ob sie nicht einen Kahn bekommen könnten, um über den See, nach der anderen Seite zu fahren? Meine Frau antwortete, wir könnten wohl einen Kahn haben; dies verursachte aber viel Umstände. Sie könnten dagegen leicht zu Fuß nach der anderen Seite des Sees kommen, welches der Dame sehr lieb war. Sie fragte

nun nach einem Sopha, und da wir keins hatten, bat sie um zwei Betten, in jedem Zimmer eins, damit die Fremden, welche vielleicht erst in der Nacht kämen, sich etwas ausruhen könnten.

Nachdem Beide sehr vergnügt zusammen gespeist hatten, gingen sie auf der anderen Seite des Sees in der Gegend spazieren, wo sie sich zuletzt erschossen, kamen bald wieder zurück und bezahlten ihren Fuhrmann, der nun leer nach Berlin zurückfahren mußte. Hierauf tranken sie Kaffee, erbaten sich Feder und Dinte, blieben auf ihren Zimmern und schrieben daselbst.

Nach einiger Zeit baten sie sich Abendessen aus und hatten Wein und Rum bei sich. Nachdem sie abgespeist hatten, schrieben sie wieder und als das Mädchen ihnen Wasser brachte und fragte, ob sie noch etwas beföhlen? erhielt sie die Antwort: Nein, nichts mehr! Wenn aber die Fremden kommen, vielleicht Thee.

Der Hausknecht, welcher die Nacht wachte, hat auf dem Zimmer beständig Licht brennen sehen und beide zuweilen gehen hören. So verging die Nacht.

Am Morgen, um 5 Uhr, kam die Dame herunter und bat um eine Portion Kaffee. Diese tranken beide, um 7 Uhr noch eine Portion, so wurde es 9 Uhr. Das Mädchen mußte nun ihre Kleider reinigen und auf die Frage, ob sie zu Mittag essen wollten, entgegneten sie, daß sie nur etwas Bouillon trinken und am Abend desto besser essen würden.

Sie baten sich nun ihre Rechnung aus, die sie bezahlten und quittirt zurück verlangten. Dann verlangten sie

einen Boten nach Berlin, dem sie einen Brief zu besorgen gaben, und dieser ging um 12 Uhr ab. Auf die Frage, was sie am Abend speisen wollten, erwiederte der Herr: Wir bekommen heute Abend zwei Fremde, die müssen recht gut essen. Ach, nein! sagte die Dame, ich dächte, wir ließen es, sie können auch mit einem Eierkuchen vorlieb nehmen wie wir. Nun, sagte der Herr, dann essen wir morgen Mittag desto besser, und beide wiederholten: Auf den Abend kommen zwei Gäste!

Sie tranken ihre Bouillon, erkundigten sich abwechselnd nach der Uhr und fragten, wenn der Bote wohl gewiß in Berlin sein könnte? Da er um 12 Uhr weggegangen war, versicherten wir, daß er um 3 Uhr, höchstens ½ 4 da sein müsse. Nach einer Weile kamen Beide herunter, verlangten zwei Portionen Kaffee und fragten noch einmal, ob jetzt der Bote wohl da sein könnte? Jetzt, bald! sagten wir.

Hierauf gingen Beide hinaus und sprachen über die Lage und die schöne Gegend; waren aber dabei so vergnügt und scherzhaft, daß man gar nichts besonderes an ihnen bemerken konnte. Wir glaubten, sie ließen sich durch den Boten einen Wagen von Berlin holen, in dem sie wieder zurückfahren wollten.

Beide kamen nun in die Küche und die Dame fragte meine Frau, ob sie wohl den Kaffee jenseits des Sees auf den schönen grünen Platz wolle bringen lassen. Es sei da eine sehr schöne Aussicht! Meine Frau äußerte ihre Verwunderung darüber, da es so weit sei; der Herr sagte aber

sehr zuvorkommend: er wolle den Leuten ihre Mühe gern bezahlen, und erbat sich noch für 8 Gr. Rum.

Hierauf gingen Beide nach dem bestimmten Platz, und als meine Frau sagte, sie wolle indeß die Zimmer reinigen lassen, verbaten beide es mit dem Bemerken, daß lieber alles darin so bleiben möchte. Die Dame hatte ein Körbchen, welches mit einem weißen Tuch bedeckt war, am Arme, worin wahrscheinlich die Pistolen gelegen haben.

Als wir den Kaffee und den Rum hingeschickt hatten, verlangten sie auch einen Tisch und zwei Stühle. Auch diese wurden geschickt. Dann ließ der Herr sich einen Bleistift ausbitten und fragen, wie viel der Kaffee koste? Wir glaubten jetzt, der Herr sei ein Künstler und wolle die Gegend aufnehmen.

Als ich den Bleistift überschickte, ließ ich dazu sagen, daß es mit der Bezahlung für den Kaffee noch Zeit habe. Beide kamen der Frau aber schon einige Schritte entgegen, und die Dame übergab ihr das Kaffeegeschirr, wo, in einem Tassenkopf, das Geld für den Kaffee und den Rum lag. Sie sagte dabei: hier sind vier Groschen für ihre Mühe; das andre Geld übergiebt sie dem Wirthe. Den Tassenkopf wasche sie rein aus und bringe ihn mir wieder.

Die Frau ging fort und beide Fremde eilten nach dem Tische zurück.

Als die Frau etwa 40 Schritte gegangen war, fiel ein Schuß. Nach etwa 30 Schritten fiel ein zweiter Schuß. Die Frau glaubte aber, daß sie zum Vergnügen schössen, weil beide so scherzhaft und munter gewesen waren, Steine

ins Wasser geworfen hatten und mit einander gescherzt und gesprungen waren.

Als die Frau den Tassenkopf wiederbringen sollte, fanden wir es sonderbar, daß, da sie keinen Kaffee mehr hatten, sie noch einen Tassenkopf verlangten. Doch nahm die Frau den Tassenkopf und trug ihn hin.

Als sie auf den Platz kam, fand sie beide Personen in ihrem Blute liegen, entleibt.

Stummes Entsetzen ergriff die Aufwärterin, die nun, vom Schreck betäubt, nach ihrer Wohnung zurückeilte und unserem Mädchen, das sie so rennen sah, zurief: die Fremden hätten sich erschossen und lägen todt da.

Auch uns alle setzt die Nachricht in Erstaunen. Wir gehen zuerst oben nach der Stube; finden aber die Thüren fest verschlossen. Wir dringen durch eine Seitenthür in das eine Zimmer; sie war mit allen im Zimmer befindlichen Stühlen verrammelt, und außer einem versiegelten Päckchen nichts im Zimmer vorhanden.

Nun eilten wir alle nach dem Platze und fanden beide entseelt; die Dame in einer liegenden Stellung hinten über gelehnt, den Oberrock von beiden Seiten aufgeschlagen und die Hände auf der Brust zusammen gefaltet. Die Kugel war in die linke Brust, durch das Herz und am linken Schulterblatt wieder herausgegangen. Der Herr, in derselben Grube vor ihr knieend, hatte sich eine Kugel durch den Mund in den Kopf geschossen, die ihm das Leben geraubt. Beide waren gar nicht entstellt, vielmehr hatten sie eine heitre, zufriedne Miene.

Wir ließen dem Herrn die Taschen untersuchen, ob er

nicht mit dem erhaltenen Bleistift noch etwas geschrieben habe; fanden aber nichts als die beiden Zimmerschlüssel. Wir sandten sogleich einen Bericht an die Polizei nach Potsdam.

Um 6 Uhr kamen zwei Herren von Berlin gefahren. Der Eine stieg aus und fragte, ob die beiden Fremden noch hier wären? Auf die Antwort, daß beide nicht mehr lebten, fragte er noch einmal, ob es wahr wäre? Wir sagten, daß beide jenseits des Sees erschossen in ihrem Blute lägen.

Nun stieg der andere Herr, der Ehemann der Entleibten auch aus, kam in die Stube, warf den Hut in einen Winkel, die Handschuh in den andern, und war über den Verlust seiner Gattin ganz untröstlich.

Wir erkundigten uns, wer der Herr wäre, welcher sich mit der Dame erschossen hätte und erfuhren, daß es Herr Heinrich von Kleist, ihr Hausfreund gewesen. Die jetzt gekommen, waren also die beiden Fremden, für welche die Entleibten wegen des Abendessens so viele Sorge getragen hatten.

Wir warteten nun bis 11 Uhr Abends, und da von der Polizei Niemand kam, gingen wir alle zur Ruhe. Am Morgen ließ der Ehemann sich eine Haarlocke von seiner Frau holen und beide Herren reisten nach Berlin zurück. Mittags war der andre Herr, welcher mit dem Ehemann nach Berlin gereist war, der Herr Kriegsrath Peguilhen wieder bei uns und ließ dicht neben den beiden Todten eine große Grube graben, mit dem Bemerken, daß er zwei Särge von Berlin schicken würde, worin Beide, neben einander in die Grube begraben werden sollten.

Um 2 Uhr Nachmittags, den 22., kamen der Herr Hofmedikus und Polizeioffizianten von Berlin, nahmen alles zu Protokoll, ließen die Leichen nach dem kleinen Hause bringen, daselbst öffnen und untersuchen. Hiernach wurden beide in die bestimmten Särge gelegt, und Abends 10 Uhr in ihre Ruhestätte begraben.

Druck von J. Draeger (Humblot u. Comp.) in Berlin.

Druckfehler.

Seite	15	Zeile	10	von	unten	lies	3	statt	4.
„	43	„	14	„	„	„	20	„	19.
„	46	„	11	„	oben	„	21	„	19.
„	46	„	11	„	„	„	an	„	von.
„	149	„	3	„	„	„	seinen	„	meinen.
„	181	„	5	„	unten	„	Spule	„	Schule.

